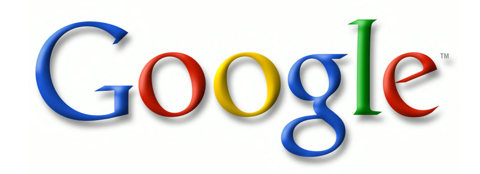
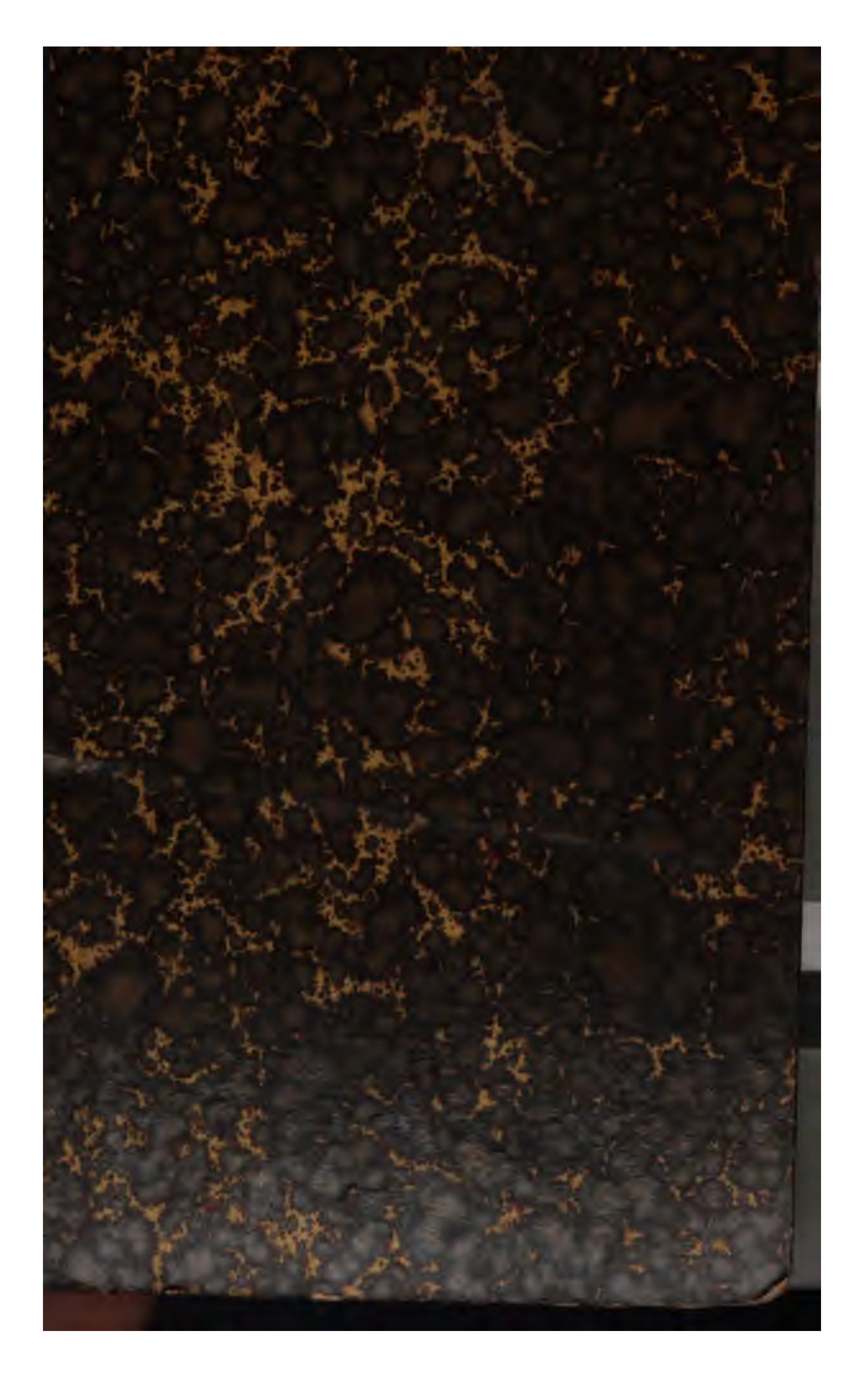
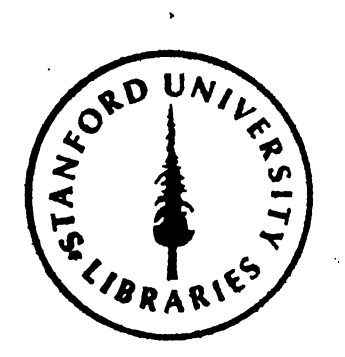
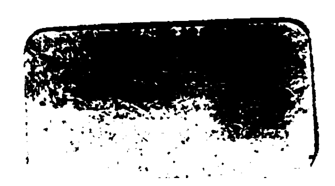





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Fünfter Band.

Siebentes bis neuntes Heft.

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1825.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Fünfter Band.

Siebentes bis neuntes Heft.

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1825.

Zeitschrift
für
Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Siebentes Heft.

Mit einer Kupfertafel.

Suum cuique!

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1825.

1. Geografisk Militairisk och Statistisk Karta öfwer hela Sverige och Norrige. Mit königlicher Genehmigung herausgegeben 1820 von dem Oberst-Lieutenant Hagelstam, Mitglied der Akademie der Kriegswissenschaften in Stockholm *).

Diese Karte ist in einem Maßstabe von $\frac{1}{2000000}$ entworfen, und macht ein großes illuminirtes Blatt von 3 Fuß Höhe und 2 Fuß Breite aus. Sie zeigt nicht nur die Zivil-Eintheilung des Landes, sondern auch die Distrikte der eingetheilten Truppen.

Was ferner dieser Karte einen besondern Werth giebt, sind die zahlreichen, derselben beigefügten, statistischen und militairischen Notizen, sämmtlich in schwedischer Sprache **). Als Erläuterung dieser äußerst sorgfältigen und aus offiziellen Quellen zusammengestellten Notizen hat sich der Verfasser dieses Aufsatzes noch der Benutzung handschriftlicher und mündlicher Mittheilungen von Sachkundigen zu erfreuen gehabt.

Ein Gleiches fand auch statt, hinsichts des zweiten schwedischen Werkes: Utkast till en Svensk Statistik, 1ste Abtheilung 1816, 2te Abtheilung 1820, gedruckt bei Elméns und Granbergs in Stockholm, beide Abtheilungen zu einem Bande vereinigt.

Außerdem ist dem Verfasser ein Aufsatz über das schwedische Heer von J. v. X. in der Zeitschrift für Kriegswissenschaft, 3tes Heft, 1824, S. 376 bis 384,

---

*) Ist bei Schropp et Comp. in Berlin für 6 Rthlr. preuß. Kour. zu haben.

**) Im Bulletin universel Nr. 6., Juni 1824, ist davon ein Auszug, in Betreff der schwedischen und norwegischen Landmacht, enthalten.

zu Gesicht gekommen. Die darin befindlichen Angaben sind indeß nicht nur sehr kurz und allgemein, sondern auch öfters der Berichtigung benöthigt. Sie haben daher nur wenig oder gar nicht benutzt werden können.

Endlich haben noch für mehrere der statistischen Angaben verschiedene in einzelnen Zeitblättern zerstreute Notizen, so wie das Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Hassel, 1ster Bd. 3te Abthl., und dessen statistischer Umriß der europäischen Staaten, 2ter Theil, dem nachfolgenden Aufsatze zur Benutzung gedient. Hassel hat übrigens die vorerwähnten schwedischen Werke und einige andere ihnen ähnliche ebenfalls zur Hand gehabt.

Der Darstellung der Kriegsmacht selbst mögen nun zuvörderst einige statistische Nachrichten von Schweden vorangehen, um das Verhältniß der Nationalkräfte des Staats zu seiner Kriegsmacht desto besser erkennen zu lassen.

Einige allgemeine statistische Nachrichten von Schweden *).

1. Flächeninhalt und Volksmenge.

Der Flächeninhalt dieses Königreichs wird sehr verschieden angegeben, obschon seit Karl XI. genaue Kaster-Vermessungen statt gefunden haben, welche zu einem richtigen Resultat führen können. Da indeß diese Vermessungen nicht bekannt sind, so haben sich die Geo-

*) Hierbei ist zu bemerken, daß in diesem Aufsatz immer nur Schweden an sich, ohne Rücksicht auf Norwegen, in Betracht kommt, indem über letzteres der Redaktion ein besonderer Aufsatz mitgetheilt worden ist, welcher in einem folgenden Hefte eingerückt werden soll.

graphen früherhin mit Wahrscheinlichkeits-Berechnungen nach den vorhandenen Karten begnügen müssen. So rechnen Crome 9143, und ohne die Landseen 8963; v. Liechtenstern 8614 □Meilen. Nach Hassel haben aber beide die Lappmarken nicht abgezogen, weshalb Bisinger der Angabe von Crome unrichtig gefolgt ist *).

Einer neuern Berechnung in Afrells Underrättelser zufolge enthält Schweden 3871 schwedische oder 7935,35 geographische □Meilen. Mit dieser als zuverlässig zu betrachtenden Angabe stimmen Hagelstam und die früher genannte schwedische Statistik vollkommen überein, so daß sie als die richtigste angesehen werden kann.

Die Volksmenge betrug, nach Hagelstam, im Jahre 1819, auf den Grund einer wirklichen Volkszählung, 2,557,781 Seelen. Vor dem Jahre 1819 belief sich der jährliche Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen auf 21,700. Nach einer Angabe in der Haude- und Spenerschen Berliner Zeitung, Nr. 169, Juli 1824, stellt sich dagegen nach dem Jahre 1819 jener Ueberschuß wie folgt:

1821: gebor. 92,072, gestorb. 66,416, Ueberschuß 25,656.
1822: „ 94,309, „ 59,390, „ 34,919.

Die Zahl der Geburten war daher in diesen zwei Jahren, und gewiß auch wohl 1823 und 1824, größer, die Sterblichkeit geringer, und der Ueberschuß an Gebornen beträchtlicher, als vor 1819.

---

*) In dem sehr schätzenswerthen Werke: Vergleichende Darstellung der Grundmacht oder der Staatskräfte aller europäischen Monarchien und Republiken. Pesth u. Wien, 1823.

In der von dem Könige im Januar 1825 in der Landbau-Akademie gehaltenen Rede wird namentlich auch die Vermehrung der Bevölkerung Schwedens seit dem Jahre 1811, und zwar mit dem Beifügen herausgehoben, daß diese Zunahme beträchtlicher sey, als die damalige Einwohnerzahl der beiden bevölkertsten Provinzen des Reichs. Es ist daher mit allem Rechte anzunehmen, daß die Bevölkerung dem jährlichen Ueberschuß der Gebornen ganz angemessen zunimmt, und daß man für den jährlichen Zuwachs von 1819 bis Ende 1825 die Durchschnittssumme des Ueberschusses von 1821 und 1822 ganz füglich zum Grunde legen kann *). Da derselbe 151,435 beträgt, so würde Schweden am Ende des Jahrs 1824 wohl 2,709,216 Einwohner enthalten haben. Davon kommen auf 1 □Meile im Durchschnitt 341 Menschen. In Rücksicht auf die einzelnen Provinzen ist indeß die Bevölkerung sehr ungleich, indem 1819 auf einer □Meile in Malmöhus 3400, und in Umealän nur 25 Personen lebten. In der ersteren Provinz sind sogar einige □Meilen, welche jede bis 10,000 Einwohner haben.

Die Bewohnungen bestehen in:

88 Städten,
11 Marktflecken,
2414 Kirchspielen, und
für 1816: 65012½
„ 1818: 65996½ Hemmans oder Landgütern.

---

*) Hassel setzt die jährliche Zunahme, wohl etwas zu gering, auf 1 pro Cent, und bestimmt danach die Bevölkerung für das Jahr 1823 auf nur 2,634,600.

In Hassels statistischem Umriß werden 65,284 Höfe angeführt, worunter:

6,387 Landgüter,
15,142 adlige Höfe,
48,755 Kron= und geistliche Höfe.

In dem Utkast till en Svensk Statistik wird der Werth von 65,036 im Jahr 1813 bestandenen Hemmans auf 320,218,000 Rthlr. Banko in Papiergeld berechnet.

Im Jahre 1815 lebten in den Städten 248,029, und auf dem Lande 2,217,036 Menschen.

Der Nationalverschiedenheit nach sind fast alle Einwohner Schweden. 1823 gab es nur 5500 Finnen, 3950 Lappen, und 450 Juden.

Die herrschende Religion ist die lutherische, so daß nur 800 Katholiken und 450 Juden im ganzen Reiche vorhanden sind.

Der Standesverschiedenheit nach zählte man im Jahre 1815, nach Hagelstam:

Vom Adel	9,681
Klerus und Bauernstand . . .	14,673
Standespersonen	66,117
Bürger	64,102
Bauern	1,781,977
Lappen	3,906
Alle nicht in die obige Kathegorie gehörige Personen . .	524,610
Summa	2,465,066 Personen.

Den Zivilstaat giebt Hagelstam zu 9,485, den Militairstaat zu 50,354 Personen an.

2. Finanzen.

Die Einkünfte betrugen im Jahr 1818, nach Hassel: 12,619,964 Konv. Gulden oder 8,653,689 Rthlr. preuß. Kour., 24 Rthlr. zu 35 Konv. Gulden gerechnet. Davon kommen auf jeden Kopf 3¼ Rthlr. preuß. Kour.

Die Staatsausgaben stellen sich nach den Reichsverhandlungen im Jahr 1823 wie folgt:

	Banko-Rthlr. in Papier.	Preußische Thaler.
1. Zivilliste für den König, die Königin u. den Kronprinzen	620,000	346,046
2. Zivil-Administration, incl. Kriegs-Ministerium und Staats-Sekretariat d. Krieges	2,559,200	1,428,925
3. Landmacht	5,548,975	3,097,104
4. Seemacht	1,039,025	579,921
5. Kultus, öffentlicher Unterricht, Akademie der schönen Künste	2,243,000	1,251,907
6. Pensionen	36,000	20,093
7. Invaliden und Hospitäler in den Provinzen	287,000	160,186
8. Landeskultur, Industrie, Schifffahrt, Posten, Brükken, Straßenbau und Dienst in den Städten	2,466,700	1,376,762
9. Staatsschulden-Tilgungsfond	1,000,000	558,139
Summa	15,799,900 =	8,819,083

Die Ausgaben würden demnach die Einnahme um 165,394 Rthlr. Preuß. übersteigen; doch scheint dieses Defizit noch von der für den Tilgungsfond angesetzten Summe abgehen zu müssen, so daß die Höhe dieses Fonds sich überhaupt erst aus dem Betrage der eigentlichen Staatsausgaben ergiebt. Auch ist zu bemerken, daß die Regierung beständig für eine allmälige Verminderung der Abgaben Sorge trägt, welche besonders zur Erleichterung des Landmanns bereits eingetreten ist. Diese Maßregel erscheint für das Land um so wohlthätiger, da gleichzeitig die Staatsschuld, welche sich, nach Hassel, im Jahre 1818 auf 34,412,031 Gulden = 23,596,821 Rthlr. Preuß. belief, jährlich vermindert wird.

Das in Schweden umlaufende baare Geld wird auf 500,000, das Papiergeld aber auf 26,500,000 (im Jahr 1817 auf 30,000,000) Rthlr. Banko berechnet, indem seit 1817 jährlich ½ Million Rthlr. davon eingezogen werden.

3. Handel und Industrie.

Schwedens günstige Lage an zwei Meeren, an denen sich 23 Seehäfen befinden, verschafft zwar den Bewohnern die Mittel zu einem ausgebreiteten Handel; allein das arme Land hat dem Ausländer, außer Eisen, Kupfer, Holzwaaren und Fische, wenig anzubieten. Dagegen bedarf es aus der Fremde eine so große Menge von Artikeln, daß es die Bilanz gegen sich hat, und die Einfuhr bis zum Jahre 1816 die Ausfuhr um das Doppelte und Dreifache überstieg. Dies nöthigte die Regierung zu den strengsten Einfuhrverboten, zu deren Aufrechthaltung die ganze Küste an beiden Meeren mit

einer in drei Stationen vertheilten schwimmenden Quanenlinie von Briggs, Schoonern und Kanonierböten umgeben ist.

Die Schweden sind jedoch thätige und unternehmende Seeleute, welche nicht nur den größten Theil des Handels selbst betreiben, und durch den hieraus entspringenden Verdienst das Gleichgewicht der nachtheiligen Handelsbilanz einigermaßen wieder herstellen, sondern auch durch das Waarenverführen für andere Nationen, besonders bei einem Seekriege, mit neutraler Flagge, beträchtliche Summen gewinnen.

Der Binnenhandel ist zwar ganz beträchtlich, indeß bei weitem nicht so lebhaft, als er bei einer stärkern Bevölkerung des Reichs seyn müßte. Ungeachtet der entfernten Lage der Ortschaften von einander haben sie doch alle den Vortheil, auf eine leichte Art und in geringer Entfernung das Meer zu erreichen. Dazu sind die guten Landstraßen, die Kanäle von Trolhätta, Strömsholm und Arboga, und die lange Schlittenfahrt im Winter dem innern Verkehr sehr förderlich.

Die physische Beschaffenheit und das Klima des Landes sind sehr ungleich. Beide haben auf die Kultur des Bodens, auf die Bevölkerung, und auf den Wohlstand der Einwohner einen großen Einfluß. In Nord-Schweden setzt die Natur der Landwirthschaft, wenigstens dem Körnerbau, gewaltige Hindernisse entgegen. Die dortige Bevölkerung ist geringer (etwa 70 bis 80 Köpfe auf die □Meile), und die Menschen sind arm, dennoch aber so bedürfnißlos, daß sie mitunter keine Zufuhr an Getreide bedürfen.

In Mittel-Schweden ist der Landbau ergiebiger, jedoch nicht ausreichend, und nur in Süd-Schweden,

namentlich in der Provinz Malmö, übersteigt der Ertrag den nothwendigen Verbrauch. Hafer ist die Hauptkornfrucht des mittlern, Roggen des südlichen Schweden. In guten Jahren wird das 7te, in mittlern das 4te, also im Durchschnitt das 5½te Korn gewonnen. In der neuesten Zeit ist die Regierung äußerst bemüht, auf die Verbesserung der Bodenkultur hinzuwirken. Der Erfolg davon zeigt sich bereits auf eine erfreuliche Weise, so daß Schweden, welches sonst für 1 Million Rthlr. Früchte einzuführen genöthigt war, wie der König in der schon oben erwähnten Rede ausdrücklich anführt, nicht mehr vom Auslande Hülfe bedarf, sondern vielmehr den Nachbarn von seinem Ueberfluß mittheilen kann. Es ist gewiß eine auffallende Erscheinung, daß der Ertrag des Fleißes aus einem ehemals so kornarmen, unter dem nördlichsten Himmelsstrich Europa's gelegenen Lande, selbst den südlich liegenden Ländern, namentlich Neapel, zu Hülfe kommt, während das sonst so kornreiche Sizilien immer mehr seiner Verödung und Verarmung entgegen geht. Sogar in Alexandrien ist schwedisches Getreide verkauft worden.

Die Viehzucht blüht besonders im südlichen Schweden, verliert sich gegen die Mitte, und wird im Norden wieder Hauptgewerbe. Auf die Pferdezucht wird Sorgfalt verwendet; auch fallen in den Gestüten des südlichen Schwedens recht brauchbare Pferde, die nur für die Kavallerie zu leicht sind.

Die Fischerei, und namentlich der Häringsfang, sind das Hauptgewerbe der Strandbewohner und Skärenleute.

Das Forstgewerbe ist in Schweden von großem Umfange, da Holz nicht allein eine Stapelwaare der Ausfuhr ausmacht, sondern auch, bei dem kalten Klima, zum

Schiffbau und Bergwerksbetrieb ein unentbehrliches Bedürfniß ist. Letzteres, in ältern Zeiten noch ergiebiger als jetzt, macht noch immer eine Hauptquelle des Nationalvermögens aus.

Ganz Schweden ist in 11 Bergwerksbezirke getheilt. Von allen Metallen, namentlich Gold, Silber und Blei, werden Kupfer und Eisen, besonders letzteres, in größter Masse gewonnen. Das Eisen wird seiner Beschaffenheit wegen sehr geschätzt. Stahl wird in 19 Fabriken und Hütten verfertigt. Alaun gewinnt man in 7 Hütten, und Porphyr in dem berühmten Bergwerke von Elfdalen. Ueberhaupt zählt Schweden 560 Berg- und Hüttenwerke, deren Werth man 1813 auf 8,084,000 Rthlr. Bco. anschlug. Davon befanden sich in Karlstad allein 101 Werke, von 1,410,000 Rthlr. Bco. an Werth. Die Eisenwerke, die 1805 in 176 Gruben bauen ließen, bestanden aus 338 Schmelzöfen, 566 großen Hammern, 1,007 kleinen Hammern, und 421 Schmieden. Das größte Eisenwerk ist das von Dannemora in Upland, nördlich von Stockholm. Im Ganzen erzeugt Schweden jährlich 2,000,000 Zentner Eisen. Bei Fahlun ist das größte Kupferbergwerk der Erde. In Schweden und Norwegen (bei Röraas) werden jährlich 250,000 Zentner Kupfer gewonnen.

An Salz ist Mangel. Die Salpetererzeugung wird zwar nicht bergmännisch betrieben, aber jeder Hemman- (Bauernguts-) Besitzer ist verbunden, jährlich 10 Pfund Salpeter an die Krone zu liefern.

Der Zustand der Fabriken und Manufakturen ist im Allgemeinen nicht vorzüglich, jedoch im Einzelnen versprechend. Am meisten legt man sich auf die Veredlung und Verarbeitung der Metalle, obgleich die betref-

fenden Fabriken keineswegs noch den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht haben.

Die zur Ausrüstung der Land- und Seemacht erforderlichen Bedürfnisse liefert Schweden fast ganz aus seinem eignen Schooß, ausgenommen die Flintensteine.

Zur Anfertigung von Waffen und Munition bestehen zahlreiche Waffenfabriken und Gießereien, die, mit Ausnahme einer königlichen Metallkanonen-Gießerei in Stockholm, in der Regel mit den vielen Eisenwerken im Lande verbunden sind, und Privatleuten gehören, mit denen die Regierung zur Ablieferung eiserner Geschütz- u. s. w. Akkorde abschließt. Die beträchtlichsten dieser Gießereien sind in Finspang, Karlsdal, Stafsjö und Ofwerum. Gewehr- und Waffenfabriken befinden sich hauptsächlich in Stockholm, Norrtelge, eine königliche in Söderham, Oerebro, Christianstadt, Norköping, Jönköping, Eskiduna, Husaby, Akers (Wira) und Husquana. Die Fabrik in Wira liefert gute Klingen, Säbel und Bajonette. Die Fabrik in Nortelge, unweit Stockholm, beschäftigt 46 Arbeiter, und liefert jährlich 1000 Gewehre. Die Fabrik in Söderham unterhält 70 Meister.

Zahlreiche Pulvermühlen, die auch Privatleuten gehören, giebt es ebenfalls, wovon die bedeutendsten: die königliche in Fallkärna, By und Husby; ferner: in Kloster, in Trossebro und in Husaby. Erstere hat 128 Stampfen, und verfertigt jährlich 1500 bis 1600 Zentner grobes, und 4000 bis 5000 Liespfund, oder 80,000 bis 100,000 Pfund Vikt. Gewicht (das Liespfd. zu 20 Pfd. gerechnet), feines Pulver. Die Pulvermühle in Trossebro liefert jährlich 2000 Zentner Pulver.

Lage und Beschaffenheit in militairischer Hinsicht.

Seit der Vereinigung mit Norwegen hat Schweden nur eine Landgrenze, und an dieser blos das russische Reich zum Nachbar. Außerdem ist es überall vom Meer umgeben.

Die Landgrenze wird im hohen Norden durch die Tornåa-Elf gebildet, und von den unwirthbaren Wüsten Lapplands geschützt. Indeß beweist der Feldzug von $180\frac{8}{9}$, daß doch auch von dieser Seite das Eindringen eines feindlichen Heers möglich, wenn gleich mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Weit gefährlicher sind nun zwar die Anfälle von der Seeseite, namentlich von Rußland aus, indem hierdurch die Hauptstadt Stockholm unmittelbar bedroht wird. Allein die Küsten sind bekanntlich gegen den bottnischen Meerbusen und das baltische Meer außerordentlich zerrissen, und mit einer Menge von Erdzungen und Buchten umgeben, vor denen unzählige Eilande und Felsenriffe liegen, die unter dem Namen der Skåren oder Skårgard, nicht Scheeren, bekannt sind. Sie dienen dem Reiche zu einem natürlichen Bollwerke, welches durch die Skårenflotte vertheidigt wird. Am Gestade von Christianstad, Malmö und Halland findet man keine Skåren; aber das dortige Land liegt hoch und gut geschützt. Die Provinz Götheborg ist wieder von ihnen umgeben.

Das Land selbst ist im Ganzen gebirgig und bewaldet, von einer großen Bergkette durchzogen, und von vielen Strömen, Flüssen, Seen und Sümpfen bewässert.

Jene Bergkette streicht, unter dem Namen der skandinavischen oder nordischen Alpen, vom äußersten Nor-

den nach Süden herunter. Im Norden heißt sie das Kiölen- oder Kölen-, im Süden das Seve-Gebirge. Von beiden laufen Zweige östlich gegen den bottnischen Busen und das baltische Meer. Das Hauptgebirge hat 5000 bis 8000 Fuß hohe, beständig mit Schnee bedeckte Gipfel. Aber auch die niedern Zweige sind rauh, und haben nur eine sparsame Vegetation.

Die Hauptabdachung des Landes geht in der Richtung nach dem bottnischen Busen und baltischen Meere. Nur ein kleiner Theil neigt sich im Südwesten nach dem deutschen Meere und dem Kattegat. Auf ersterer fließen 18, auf letzterer 6 größere und kleinere, mehrentheils schiffbare Flüsse, außer sehr vielen andern von geringerer Bedeutung.

Größere Binnenseen zählt man 11, worunter der Wenern- und Wettern-See, im südlichen Theile des Landes, die bedeutendsten sind.

Die Wasserverbindung im Innern erleichtern fünf Kanäle, nämlich der Trolhätta-, Arboga-, Strömsholms- und Södertelge-Kanal.

Ein fünfter Kanal ist noch, unter dem Namen des Götha-Kanals, seit 1820 in der Arbeit begriffen, und soll bis zum Jahr 1826 vollendet werden. Er verbindet den Wettern- mit dem Wenern-See, aus welchem man, mittelst des Götha-Elf und des, diese schiffbar machenden, Trolhätta-Kanals, in den Kattegat kommt. Der Götha-Kanal hat eine Länge von 3½ Meilen. Er beginnt unmittelbar am östlichen Ufer des Wenern-Sees, und endigt sich in einem schmalen Arm des Wettern-Sees. Aus dem Wettern-See östlich besteht eine Wasserverbindung mit dem baltischen Meere durch den Motala-Fluß, der sich unterhalb Söderköping in dasselbe er-

gießt. Die Schifffahrt auf dem Motala wird ebenfalls durch einen aus dem Wettern-See geführten Kanal erleichtert. Durch diese Wasser und Kanalzüge wird demnach eine kürzeste schiffbare Wasserverbindung zwischen dem baltischen und deutschen Meere erreicht. Welche große Vortheile sie dem Lande in kommerzieller Hinsicht gewähren muß, springt ins Auge. Aber auch in militairischer Hinsicht kann sie von großem Einfluß für Schweden werden, wenn es in seinem Innern mit einem feindlichen Heere zu kämpfen haben sollte. Nicht minder ist dies der Fall mit der Wasserverbindung, welche mittelst der Kanäle von Arboga, Strömsholm und Södertelge von Oerebro bis Stockholm statt findet. Hierdurch wird die Zufuhr an Kriegsmitteln von dieser Hauptstadt nach dem Innern ganz besonders befördert. Oerebro liegt nur 6 deutsche Meilen von Askersund am Wettern-See, wohin eine gute Straße führt. Der Wassertransport wird daher nur auf eine kurze Strecke unterbrochen, und die in Oerebro ausgeladenen Waaren können schon am dritten, spätstens am vierten Tage in Askersund zum fernern Transport, namentlich nach der neuen Festung Wanås am Wettern-See, eingeschifft werden. Bei Gelegenheit der weiter unten folgenden Beschreibung dieses Platzes werden wir auf die Wichtigkeit der Wasserverbindung Stockholms mit Oerebro, und demnächst auch dieses Orts mit Wanås, noch einmal zurückkommen.

Die Straßen in Schweden sind, wegen der fast durchaus felsigen Beschaffenheit des Bodens, natürliche Steinwege, deren holperige Stellen abgeflacht, und deren Vertiefungen durch Aufschüttung von Erdreich und Steinpflaster erhöht und geebnet werden. Durch diese

Arbeiten bekommen die meisten Hauptstraßen den Werth von Chausseen. Hierbei ist zu bemerken, daß die Gemeinden zu deren Instandsetzung und Erhaltung, so weit sie ihr Gebiet berühren, verpflichtet sind, und der Staat blos für die zweckmäßige Leitung und Richtung der dazu erforderlichen Arbeiten Sorge trägt.

Die in militairischer Hinsicht und nur als befestigte Städte bemerkenswerthesten Punkte sind sämmtlich Küsten- und Hafenplätze, die neue Festung Wanås ausgenommen. Durch den Verlust von Finnland hat Schweden auch einen beträchtlichen Theil seiner Festungen verloren. Die Landgrenze gegen Rußland ist ganz offen. Die gegen Norwegen bestandenen Festungen haben seit der Vereinigung mit diesem Königreich keinen Nutzen mehr, und werden deshalb ihrem Verfall überlassen.

Folgende sind die namhaftesten, mehr oder weniger befestigten Küstenplätze und Seehäfen:

a. Am baltischen Meere.

1. Stockholm, die Haupt- und Residenzstadt des Reichs, auf beiden Seiten des Abflusses des Mälar-Sees, in einer Bucht des baltischen Meers. Es liegt auf zwei Halbinseln und mehreren durch 13 Brücken mit einander verbundenen Inseln. Diese bedecken zusammen einen Raum von 6 □Meilen, wovon $\frac{1}{3}$ Wasserfläche, und bilden 10 besondere Stadttheile. Eins davon ist das Kastell Holmen, ein Fort mit 12 Kanonen.

Der östlich von den Inseln befindliche Theil des Mälar-Sees macht den Seehafen der Stadt aus. Dieser ist für die größten Schiffe tief genug, hat aber durch die östlichen Skären eine lange und beschwerliche Einfahrt,

fahrt, welche durch die beiden auf Skären erbauten Forts Wärholm und Frederiksborg vertheidigt wird.

Das zum Umfange der Stadt selbst gehörige Terrain ist bei Weitem nicht ganz ausgebaut, sondern wechselt theils mit nackten, oder mit Vegetation bedeckten, meistens schroffen und grotesk ausgezackten granitartigen Felsen, theils mit breitern und schmälern Wassermassen ab. Das Ganze gewährt einen äußerst malerischen Anblick, wie ihn keine Hauptstadt Europa's darbietet.

Als Haupt- und Residenzstadt ist Stockholm nicht nur der Sitz der höchsten Staatsbehörden und der vornehmsten wissenschaftlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten, sondern es ist auch die erste Handelsstadt des Reichs, und in jeder Hinsicht dessen Hauptkriegsdepot. Außer der bereits früher erwähnten Stückgießerei und Waffenfabrik, enthält es viele Kasernen für die Garnison, und in dem Stadtviertel Skeppsholmen ein Admiralitätshaus, das Zeughaus der Admiralität, und mehrere Magazine. Endlich ist hier ein Hafen für eine Abtheilung der Skärenflotte.

In dem Stadttheil Normalm befindet sich der Artilleriehof, das Laboratorium und das Zeughaus. Bei dem Stadttheil Södermalm liegt ein großes Schiffswerft. — Die ganze Stadt hat 3700 Häuser und 75,000 Einwohner. Von der Landseite ist Stockholm durch keine Festungswerke geschützt, wenn gleich die eigenthümliche Beschaffenheit des Stadtterrains selbst einen gewissen Grad von Vertheidigungsfähigkeit denkbar macht.

Die Annäherung einer feindlichen Flotte ist wegen der zahlreichen Skären und der beiden Kastelle, welche die ohnehin beschwerliche Einfahrt in den Hafen vertheidigen, mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Unter dem

Schutz dieser Hindernisse, und bei zweckmäßiger Stationirung und Führung einer Skärenflotte, die ihre Schuldigkeit thut, dürfte Stockholm gegen einen Angriff von der Seeseite wohl gesichert seyn.

2. Kalmar, eine Stapel- und Hafenstadt am gleichbenannten Sund, und auf der Insel Quarnholm, der Insel Oeland gegenüber. Es ist eine der regelmäßigsten Städte Schwedens, und mit starken Wällen umgeben. Auf der Landseite wird es durch das Schloß Kalmar, und auf der Seeseite durch die zwei auf Skären erbauten Forts Karingslår und Grimskär vertheidigt. Der Hafen ist für die größten Schiffe hinreichend sicher und tief. Mit dem festen Lande hängt die Stadt durch eine hölzerne Brücke zusammen. 500 Häuser, 4,500 Einwohner.

3. Karlskrona. Es ist regelmäßig befestigt, liegt auf fünf durch Brücken mit einander verbundenen Eilanden, und hängt nur durch eine schmale Landenge mit dem festen Lande zusammen. Die Straßen bestehen aus natürlichem Felsenboden, und sind nur stellenweise durchs Pflaster geebnet.

Von der südlichen Spitze der Stadt ziehen sich fünf Skären südostwärts bogenförmig gegen das Land, und bilden dadurch den großen Kriegshafen, den größten und sichersten in ganz Schweden. Er ist deshalb die Hauptstation für die schwedische Flotte, und kann wohl 100 Linienschiffe fassen. Die Zwischenräume der Skären, als Eingänge in den Hafen, sind durch Kunstbaue verengt, und für fremde Schiffe nur mit Hülfe von Lootsen zu durchfahren. Sie können auch durch Ketten gesperrt werden. Der Haupteingang des Hafens wird überdies durch zwei Forts, Kungholm und Drottningskär,

vertheidigt. Der Molo, woran die großen Linienschiffe liegen, hat 1497 Fuß Länge. Die großen Docken sind einzig in ihrer Art, und bestehen aus ungeheuren in die Felsen der Küste gemachten Vertiefungen, aus denen das Wasser geschöpft, und die großen Linienschiffe zum Ausbessern trocken gelegt werden können. 1500 Häuser, 10,600 Einwohner.

4. Othern, auf der Insel Gothland, mit dem vortrefflichen Hafen Slitehám, der einer der besten an der Ostsee ist. Er wird durch das Fort Karlswärd, so wie durch ein anderes Werk von 5 Bastionen vertheidigt.

5. Christianstad, Hafenstadt am linken Ufer der Helga Aen, unweit des Ausflusses derselben in die Ostsee. Sie ist von König Christian IV. im Jahr 1614 angelegt, und durch einen Hauptwall mit Graben und Glacis, nebst einem Hornwerk regelmäßig befestigt worden. Die Werke sind zwar in neueren Zeiten in Verfall gerathen, doch ist die Stadt wegen ihrer Lage zwischen dem Fluß und Morästen, worüber aus drei Thoren hölzerne Brücken führen, immer noch sehr haltbar. Ueber die Helga geht eine Brücke von 1468 Fuß Länge und 26 Fuß Breite. Die Stadt hat zwei Häfen; der eine bei Ahus, an der Mündung der Helga Aen, und der andere bei Landö, zwar eine Meile nördlicher, aber sicherer.

b. Am Sund und Kattegat.

6. Malmö, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, in einer sehr fruchtbaren Gegend hart am Sund, und Kopenhagen gegenüber. Es hat einen Hafen und eine Rhede. Die Festungswerke sind demolirt, und nur ein altes, den Hafen beherrschendes Schloß wird noch im Vertheidigungsstande erhalten.

Die Rhede ist offen und unbedeckt, und das künstliche Bassin dient nur für kleine Fahrzeuge. Große Schiffe können sich nicht nähern.

7. Landskrona, eine stark befestigte Stapel- und Hafenstadt auf einer in den Sund sich hineinziehenden Landspitze. Sie hat einen alten Wall mit acht Bollwerken, Graben und Glacis, und an der Nordwestseite eine 1733 erbaute Zitadelle, in der Figur eines regelmäßigen Vierecks.

Der Hafen, welcher zur Station für einen Theil der Skärenflotte dient, ist sehr sicher und geräumig, durch einen großen langen Damm eingeschlossen, und durch eine, 1754 auf einer Insel neu erbaute Zitadelle, ebenfalls ein regelmäßiges Viereck, vertheidigt. 400 Häuser, 3800 Einwohner.

8. Gothenburg (Göteborg), halbmondförmig am linken Ufer des südlichen Ausflusses der Götha Elf, 1½ Meilen von deren Mündung, mit einem Hafen. Diese nach Stockholm größte und beträchtlichste Stadt in Schweden, ist zwar mit Wällen und Mauern umgeben, an sich aber nicht haltbar. Doch wird sie durch zwei von Schanzen umgebene Thürme, den Göta Lejon (gothischen Löwen) und die drei Kronen, der Hafen insbesondere noch durch die mitten im Flusse auf zwei Klippen stehende Festung Nya (Neu) Elfsborg beherrscht und vertheidigt. Aus den Wällen führen drei Landthore. Der Hafen selbst kann nur kleine Schiffe aufnehmen, die größern müssen in der Götha Elf liegen bleiben.

9. Marstrand, auf einer Skäre, nordwestlich von Gothenburg, mit einem großen und schönen Freihafen. Dieser wird, nebst der Stadt, von der auf einem steilen Berge liegenden Feste Karlsten vertheidigt. Sie be-

steht aus einem regelmäßigen, 1682 bis 1713 erbauten Fünfeck, mit den vorliegenden Forts Helwigsholm und Malapart.

10. Warberg, befestigte Stapelstadt mit einem festem Schlosse, welches, auf einer Landspitze, den Eingang in den Hafen vertheidigt. Die Festungswerke sind gut unterhalten. 250 Häuser, 1331 Einwohner.

c. Im Innern.

11. Wanås, eine erst seit 1820 neu angelegte Festung an der westlichen Küste des Wettern-Sees, und auf einer in denselben hineingehenden Landzunge. Diese liegt etwa 50 Fuß über dem Wasserspiegel des Sees, ist ½ Meile lang und ¼ Meile breit. Die Verbindung mit dem festen Lande ist jedoch an einer Stelle nur gegen 800 Schritte breit, wonach sich auch die dortige Befestigung richtet.

Wanås ist ein reines Militair-Etablissement, wie Josephstadt. Es hat die Figur eines unregelmäßigen Fünfecks, dessen beide kleinsten Seiten an der Spitze und am Anfange der Landzunge liegen. Die Befestigung der vier vom Wasser umgebenen Seiten besteht aus einem starken Walle, dessen Futtermauern unmittelbar vom Wasser des Sees bespült werden. Die fünfte oder Landseite, am Anfang der Landzunge, enthält ein ganzes und zwei halbe Bastionen, und ist die einzige Angriffsseite. Zur Verstärkung derselben ist noch ein großes selbstständiges Außenwerk angelegt, wodurch auch der Festung ein größerer Bereich nach der Landseite gewährt ist. Nördlich davon liegt noch ein abgesondertes Werk unmittelbar am südlichen Ufer des hier sehr schmalen Ende des Arms vom Wettern-See. Gerade über auf der andern Seite des

Arms kann sehr vortheilhaft ein verschanztes Lager für ein Armeekorps angelegt, und durch ein, auf einer Insel des Wettern-Sees, angelegtes Werk vertheidigt werden.

Im Innern der Hauptfestung befinden sich nur Militairgebäude. Der Bau aller projektirten Werke soll in drei Jahren beendigt seyn. — Zu der aus dem Vorigen sich ergebenden sehr günstigen fortifikatorischen Lage gesellt sich noch der Vortheil, eine bewaffnete Flotille zur Vertheidigung des Platzes verwenden zu können.

Nicht minder vortheilhaft als die fortifikatorische und taktische Lage der Festung, ist ihre strategische. Sie beherrscht den Ausgang der Schifffahrt aus dem Götha-Kanal in den Wettern-See, und steht nicht nur mittelst dieses, und des Kanals an der Motala, mit den Küstenplätzen am baltischen Meere und Kattegat, sondern auch insbesondere über Oerebro, und der von dort angehenden Schifffahrt, mit Stockholm in nächster Verbindung. Deshalb, und wegen ihres beträchtlichen Umfangs, entspricht Wanås in jeder Hinsicht dem Zweck einer großen Zentralfestung, und eines Hauptkriegsmagazin- und Waffenplatzes im Innern des Reichs. Für den Fall, daß Stockholm mit einem Angriff bedroht würde, und nicht mehr gehalten werden könnte, bietet die Verbindung über Oerebro die Mittel dar, alle Kriegsvorräthe von der Hauptstadt nach Wanås zu schaffen, welches alsdann zum Hauptstützpunkt der Operationen eines Vertheidigungsheers im Innern dienen würde. Da endlich die bei Oerebro ausgeladenen Effekten von dort zu Lande nach Askersund am Wettern-See geschafft werden müssen, so springt die Wichtigkeit dieser beiden Punkte ins Auge, und deshalb die Nothwendigkeit, sie gegen einen Angriff vertheidigungsfähig zu machen.

II.

Ueber die Verhältnisse der griechischen Freistaaten zu Philipp und Alexander von Macedonien.

Ein Fragment zur griechischen Staaten- und Kriegsgeschichte.

(Vom Professor Zumpt.)

Die Schlacht von Chäronea endigte den Ruhm und die Freiheit Griechenlands. Dies ist der gewöhnliche Schluß der Lehrbücher griechischer Geschichte, hergenommen von einem Ausspruch Justins. Wenn man sich dabei denkt, daß die griechischen Staaten von der Zeit an ihre bürgerliche Freiheit an die macedonischen Könige in der Art verloren, daß sie, welches das Loos besiegter Staaten heutiger Zeit ist, nur einen Herrn anerkannten, und zu dessen Diensten Geld und Menschen stellten, so irrt man sich sehr. Auf diese Weise hat Griechenland erst sehr spät unter den Römern seine Freiheit verloren, und Athen seine Unabhängigkeit auch unter den Römern noch behauptet. Justinus drückt sich auch anders aus, er sagt: ganz Griechenland verlor durch die Besiegung des vereinigten thebanischen und atheniensischen Heeres gloriam dominationis et vetustissimam li-

Arms kann sehr vortheilhaft ein verschanztes Lager für ein Armeekorps angelegt, und durch ein, auf einer Insel des Wettern-Sees, angelegtes Werk vertheidigt werden.

Im Innern der Hauptfestung befinden sich nur Militairgebäude. Der Bau aller projektirten Werke soll in drei Jahren beendigt seyn. — Zu der aus dem Vorigen sich ergebenden sehr günstigen fortifikatorischen Lage gesellt sich noch der Vortheil, eine bewaffnete Flotille zur Vertheidigung des Platzes verwenden zu können.

Nicht minder vortheilhaft als die fortifikatorische und taktische Lage der Festung, ist ihre strategische. Sie beherrscht den Ausgang der Schifffahrt aus dem Götha-Kanal in den Wettern-See, und steht nicht nur mittelst dieses, und des Kanals an der Motala, mit den Küstenplätzen am baltischen Meere und Kattegat, sondern auch insbesondere über Oerebro, und der von dort angehenden Schifffahrt, mit Stockholm in nächster Verbindung. Deshalb, und wegen ihres beträchtlichen Umfangs, entspricht Wanäs in jeder Hinsicht dem Zweck einer großen Zentralfestung, und eines Hauptkriegsmagazin- und Waffenplatzes im Innern des Reichs. Für den Fall, daß Stockholm mit einem Angriff bedroht würde, und nicht mehr gehalten werden könnte, bietet die Verbindung über Oerebro die Mittel dar, alle Kriegsvorräthe von der Hauptstadt nach Wanäs zu schaffen, welches alsdann zum Hauptstützpunkt der Operationen eines Vertheidigungsheers im Innern dienen würde. Da endlich die bei Oerebro ausgeladenen Effekten von dort zu Lande nach Askersund am Wettern-See geschafft werden müssen, so springt die Wichtigkeit dieser beiden Punkte ins Auge, und deshalb die Nothwendigkeit, sie gegen einen Angriff vertheidigungsfähig zu machen.

II.

Ueber die Verhältnisse der griechischen Freistaaten zu Philipp und Alexander von Macedonien.

Ein Fragment zur griechischen Staaten- und Kriegsgeschichte.

(Vom Professor Zumpt.)

Die Schlacht von Chäronea endigte den Ruhm und die Freiheit Griechenlands. Dies ist der gewöhnliche Schluß der Lehrbücher griechischer Geschichte, hergenommen von einem Ausspruch Justins. Wenn man sich dabei denkt, daß die griechischen Staaten von der Zeit an ihre bürgerliche Freiheit an die macedonischen Könige in der Art verloren, daß sie, welches das Loos besiegter Staaten heutiger Zeit ist, nur einen Herrn anerkannten, und zu dessen Diensten Geld und Menschen stellten, so irrt man sich sehr. Auf diese Weise hat Griechenland erst sehr spät unter den Römern seine Freiheit verloren, und Athen seine Unabhängigkeit auch unter den Römern noch behauptet. Justinus drückt sich auch anders aus, er sagt: ganz Griechenland verlor durch die Besiegung des vereinigten thebanischen und atheniensischen Heeres gloriam dominationis et vetustissimam li-

bertatem. Hauptsächlich ist es der Ruhm der Herrschaft, der bei Chäronea verloren wurde, obgleich noch geraume Zeit nachher die Hauptstaaten Griechenlands auch diesen wieder zu gewinnen sich anstrengten. Sparta, Athen, Theben glaubten ihre Freiheit verloren zu haben, wenn sie den Anspruch, die griechischen Staatsbegebenheiten zu leiten, aufgeben mußten.

Auf diese Weise sind die meisten Staaten Europa's jetziger Zeit nicht frei, weil sie dem Einflusse Uebermächtiger huldigen. Aber weil in den Republiken Griechenlands die politischen Bestrebungen wegen des Antheils, den alle Bürger an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nahmen, und wegen der Kleinheit und Nähe der Staaten, unendlich lebhafter, als in irgend einer andern Zeit waren, so wurde auch die kleinste Beschränkung in der Politik äußerst tief empfunden, und dieses unruhige Ringen und Kämpfen um die Oberherrschaft entwickelte alle Geistesfähigkeiten der Bürger auf den höchsten Grad. Es ist sehr anziehend, diese Bestrebungen in der blühendsten Zeit der griechischen Freiheit zu verfolgen, aber es wird auch noch Interesse haben, diese letzten Kämpfe zu betrachten. —

Nach der Schlacht bei Chäronea war an Widerstand in freiem Felde gegen Philipp nicht zu denken. Die Thebaner hatten sehr viel verloren, die heilige Schaar, aus den edelsten Jünglingen bestehend, war ganz aufgerieben. Deshalb folgte die Ergebung Thebens sogleich. Philipp benahm sich hart; daß er 300 Verwiesene wieder einzusetzen befahl, war natürlich, da die meisten derselben bei dem Schwanken des Staates zwischen Athen und Macedonien ohne Zweifel wegen ihrer Hinneigung zu Philipp vertrieben worden waren. Daß

er aber eine macedonische Besatzung in die Burg Kadmea legte, erniedrigte den Staat.

In Athen dekretirten die Redner der Gegenparthei, daß alle Mobilien vom flachen Lande in die Stadt gebracht würden; Hyperides schlug vor, was über alles Maß ging, und wahrscheinlich nicht ausgeführt wurde, daß alle Beisassen Bürger und alle Sklaven frei seyn sollten, daß Weib und Kind nach Salamis gebracht würden. Demosthenes gab sich, wie seine Gegner sagen, selbst den Auftrag, Geld von den Bundesgenossen auf den Inseln zu sammeln, nahm eine Triere und schiffte fort, kam auch nicht eher zurück, als bis der Sturm vorüber gegangen war. Denn auf die Nachricht von den verzweifelten Rüstungen der Athenienser (erzählt der Verfasser der Leben der zehn Redner) bewilligte Philipp wenigstens so viel, daß die Todten beerdigt werden konnten, was er anfangs abgeschlagen hatte. Der Redner Demades brachte das Psephisma in die Volksversammlung: „es solle eine Friedensgesandtschaft an Philipp abgehen," und übernahm selbst die Gesandtschaft. Soll es seiner Beredsamkeit oder dem Vertrauen, welches seine offenkundige Hinneigung zu der macedonischen Sache dem Könige einflößte, oder der edlen Gesinnung des Königs überhaupt zugeschrieben werden — er erreichte seinen Zweck so vollkommen, daß die Mäßigung des Siegers bewundert zu werden verdient. Diodorus erzählt, daß Demades, selbst ein Gefangener, den König, der Siegesmahle feierte, und trunken und bekränzt auf dem Schlachtfelde, die Gefangenen und Todten höhnend, herumging, mit der kühnen Bemerkung tadelte: „Du schändest die Rolle eines Agamemnon, welche das Schicksal dir gegeben, indem du

die eines Thersites annimmst." Darauf sey Philipp sogleich zu sich gekommen, habe die Kränze abgenommen, und die Gefangenen freundlich zu behandeln befohlen. Demades, in dem Fragment seiner Rede, erwähnt nicht, daß er selbst Gefangener gewesen, auch sonst Niemand *). Er müßte auf jeden Fall sogleich losgelassen seyn, um auf gewöhnlichem Wege in Athen den Antrag zum Friedensschlusse zu machen. Gewiß ist, daß Philipp alle Gefangenen, welche hätten Sklaven werden müssen, ohne Lösegeld losgab, keine andere Bedingung machte, als Ruhe zu halten, und freiwillig sogar die Grenzstadt Oropus, über welche Athen und Theben in immerwährendem Streite gewesen waren, dem athenienſischen Volke übergab.

Nun überschritt auch die Freude und Bewunderung des Volkes die Grenzen. Gegen den Rath des ruhigen Phocions, verlangte es, in die engere Bundesgenossenschaft Philipps aufgenommen zu werden, und Theil zu nehmen an dem συνέδριον τῶν Ἑλλήνων, dessen Sitzung unter Philipps Leitung zu Korinth gehalten wurde. In dieser Versammlung wurde Philipp zum στρατηγὸς αὐτοκράτωρ Griechenlands gegen die Perser erwählt, und bestimmt, welche Beiträge jeder der Staaten an Schiffen und Truppen geben sollte. Die Zahl dieses

---

*) Dagegen Polyeuctus in einem Fragment (s. Ruhnken. hist. crit. orat. Graec. nom. Polyeuct.), daß er bei Chäronea seinen Schild weggeworfen habe, d. h. flüchtigen Fußes davon gelaufen sey. Ruhnken wundert sich darüber, weil es ausgemacht sey, daß Demades Gefangener gewesen. Aber wo steht es anders, als bei Diodor? Und wie leicht konnte dieser, was Demades als Abgeordneter für die Gefangenen that, dem selbst Gefangenen beilegen.

gemeinsamen Heeres giebt Justin (8, 5.) auf 200,000 Mann zu Fuß und 15,000 Reiter an.

Dies ist die merkwürdige Ernennung Philipps zum Oberfeldherrn der Griechen, wie es gewöhnlich heißt. Es ist aber dabei manches zu erinnern. Erstens ist es nicht das gemeinsame Griechenland, welches dem Könige so feierlich die Hegemonie überträgt, sondern hauptsächlich nur die Bundesgenossenschaft im Peloponnes, welche schon früher die Hülfe Philipps gegen die nie verjährten Anmaßungen Sparta's angerufen und erhalten hatte. Daß sie sich einen glänzenderen Namen gab, gehörte zu den ehrgeizigen Plänen Philipps. Athen schämte sich seines Beitritts, und auch nicht ein Wort findet sich davon bei den Rednern. Daß Sparta nie Theil nahm, sondern in verdrießlicher Abgeschiedenheit diesem Treiben zusah, ist bekannt.

Zweitens war es mit der ganzen Hegemonie nicht so ernsthaft gemeint. Die Summe der Bundestruppen bei Justin ist ausschweifend, und wahrscheinlich nur aus der Berechnung aller streitbaren Kräfte für den Fall eines Defensivkrieges entstanden. Daß bei dem wirklichen Angriffskriege Alexanders gegen Darius allerdings Bundesgenossen aus dem Peloponnes waren, werde ich nachher anführen; aber die Zahl beläuft sich nur auf 7000, und über ihre näheren Verhältnisse, ob sie von ihren Staaten oder von Alexander, wie es wahrscheinlich ist, besoldet wurden, schweigen die Nachrichten. Als die Athenienser späterhin aufgefordert wurden, einige Schiffe zu stellen, bereute das Volk sein voreiliges Drängen, und gab dem Phocion Gelegenheit, seine alte Warnung wieder in Erinnerung zu bringen.

Endlich suchte Philipp nichts als einen anständigen Vorwand des Krieges, und eine ehrenvolle Beauftragung, die unterdrückten Griechen in Kleinasien in Freiheit zu setzen, wie es allerdings von seinem Sohne geschah; und die verbündeten Staaten, voller Groll und Eifersucht gegen einander und gegen Macedonien, hatten nichts eifriger zu thun, als den König in seinen Plänen, auch mittelst einiger Aufopferungen, zu bestärken, um ihn so weit als möglich von Griechenland zu entfernen. Kein Bedauern, sondern offne Freude würde zuverlässig gefolgt seyn, wenn er in Asien einen Verlust erlitten, oder einen langwierigen Krieg zu führen bekommen hätte.

Damals aber ging Philipp froh und mit freundlichen Gesinnungen nach Macedonien zurück. Im nächsten Jahr sandte er ein Truppenkorps unter Parmenio und Attalus zu einem kleinen Kriege hergebrachter Art mit den Satrapen nach Asien voraus; er selbst rüstete sich zum großen Zuge. In seiner Hauptstadt Aegä feierte er mit großer Pracht Vermählungsfeste und Spiele, wie sie dazu dienen konnten, den noch rohen Macedoniern ihres bewunderten Königs Herrlichkeit zu zeigen. Abgeordnete griechischer Städte überreichten ihm goldene Kränze, das gewöhnliche Geschenk hochgeehrter Wohlthäter. Auch Athen blieb nicht zurück. Wahrscheinlich auf Demades Antrag (s. dessen Fragment), wurde ihm ein Dekret des Volks eingehändigt, daß Athen Niemanden eine Freistatt gestatten wollte, der beschuldigt wäre, Nachstellungen gegen Philipp gemacht zu haben. Dieser legte auch einen solchen Werth auf Athens Freundschaft, daß er den atheniensischen Herold zuletzt, als den geachtetsten, seine Botschaft laut verkünden ließ. Wenn

er sich zuvor überall hin durch Trabanten begleiten ließ, so gab er jetzt Befehl, daß sie weiter von seiner Person zurückblieben; er freute sich der Sicherheit, und täuschte sich mit der Zuneigung des Griechenvolks.

Unter seinen Festen würde er im Juli des Jahrs 336 ermordet, freilich ohne Anstiften eines griechischen Staats, sondern von einem Macedonier, der Rache für angethane Privatbeleidigung suchte. Aber was für ein freudiger Tumult entstand in Athen, und ohne Zweifel überall in Griechenland! Aeschines gegen Ktesiphon erzählt, daß Demosthenes, der bis dahin halbtodt herumwankte, die erste Nachricht von Philipps Tode durch den Charidemus, athenienſischen Feldherr, wahrscheinlich im Chersonnes, erhielt. Der Redner erschien auf dem Markt, versicherte laut, er habe einen von der Athene und Here eingegebenen Traum gehabt, daß der Stadt ein großes unerwartetes Glück begegnet sey. Sieben Tage nach dem Tode seiner einzigen Tochter, die ihm zuerst den süßen Vaternamen entgegengelallt hatte, erschien er in heller Farbe, mit einem Kranze auf dem Kopfe, brachte den Göttern Dankopfer, trug darauf an, Pausanias, dem Mörder, einen Kranz zu überreichen, und zog dem Senat den schimpflichen Vorwurf des Leichtsinnes zu, sagt Aeschines.

Aber mag der Ankläger tadeln so viel er will, Demosthenes handelte als Athenienser, gemäß der unabänderlich bewiesenen Gesinnung, daß Athens einziger und gefährlichster Feind dort oben zu suchen sey. Von Alexander fürchtete er nichts, er nannte ihn einen dummen Tölpel *), der zufrieden seyn würde, in Pella

*) Μαργίτης, s. Bremi zu Aesch. adv. Ctes. Kap. 49.

zu promeniren, und die Eingeweide seiner Opferthiere zu besehen (Aesch. §. 160.). Er schrieb an die persischen Feldherren in Asien, um sie zur Thätigkeit zu ermuntern, Athens Beistand versprechend. Aber wenn auch Darius selbst den Demosthenes hochachtete, und seinen Satrapen befahl, ihm allen Vorschub zu leisten (wovon Alexander in Sardes die unzweideutigsten schriftlichen Beweise, nach Plutarch im Leben des Demosthenes, fand), so müssen wir doch auf diese Zeit die Nachricht bei Aeschines (§. 238.) beziehen, nach welcher sich die Perser abgeneigt bezeigten, dem athenienfischen Staate Geldunterstützungen verabfolgen zu lassen. „Der Perserkönig, sagt er, erließ nicht lange Zeit vor Alexanders Uebergange nach Asien an das Volk einen recht übermüthigen und rohen Brief, in welchem manches andere sehr ungeschliffen gesagt war, und am Ende: ich werde euch kein Geld geben, begehrt es nicht von mir, denn ihr werdet es nicht bekommen."

Indessen zeigte Alexander bei seinem ersten Auftreten einen andern Geist, als die Meisten erwartet hatten. Bei der ersten Nachricht von Philipps Tode waren hier und dort Unruhen entstanden; die Thessaler, alte Verbündete Macedoniens, bewegten sich; die Ambrakioten hatten sich ihrer macedonischen Besatzung entledigt. Alexander kam sogleich nach Thessalien, und gewann die Städte durch freundliches Begegnen und durch Versprechungen; er wurde als Anführer (ἡγεμών) des thessalischen Bundes bestätigt; in Pylä erhielt er dasselbe von den Staaten des Amphyktionen-Bundes; den Ambrakioten, welche sich zu rechtfertigen kamen, erließ er freiwillig die Last der Besatzung; auch Theben ruhte, als er mit dem Heere sich näherte. Die Athenienser

rüsteten sich zwar, schickten aber eine Gesandtschaft an den jungen König, um ihr Beileid zu bezeigen und ihre Glückwünsche abzustatten. Zu dieser Gesandtschaft war auch Demosthenes ernannt; aber auf der Mitte des Weges kehrte er um, und ging nach Athen zurück, sey es aus Furcht vor Alexander, oder um sich bei der persischen Parthei frei von Vorwürfen zu erhalten, sagt Diodorus. Doch Alexander nahm die Gesandtschaft freundlich auf, und befreite Athen von der großen Furcht. In Korinth versammelte er die Abgeordneten des peloponnesischen Bundes, und bat um die Uebertragung derselben Hegemonie gegen die Perser, welche seinem Vater gegeben war. Sie wurde ihm eben so bereitwillig von allen, außer den Lacedämoniern, zuerkannt, als vorher dem Philipp. Darauf ging er mit dem Heere friedlich nach Macedonien zurück.

Dies ist der erste Zug Alexanders nach Griechenland, welcher von den Historikern gewöhnlich übergangen, oder mit dem zweiten zusammengeworfen wird *). Alexander befolgte ganz das Verfahren Philipps; es lag ihm an einen freundlichen und friedlichen Verständniß mit den griechischen Staaten, um gesichert im Rücken denjenigen Krieg unternehmen zu können, von dem er Ruhm, Macht und Geld sich versprechen durfte.

Im nächsten Frühjahr (335) unternahm er einen ebenfalls vorher nothwendigen Zug gegen die thrazischen Völker am Hämus, und gegen die Triballer an der untern Donau. Von dort zurückkehrend, empfing er die Nachricht, daß die illyrischen Völker im Westen von Mace-

---

*) So Plutarch und selbst auch Aeschines hinsichts der Gesandtschaft des Demosthenes.

donien (welche das Land der heutigen Albaneser bewohnten) abgefallen wären. Eilig marschirte er, von dem treuen Volke der Agrianer unterstützt, nach Pellium, in der Landschaft Eordäa, wo sich die Abtrünnigen, unter Anführung des Kleitos und Glaukias, Königs der Taulantier, gesetzt hatten. Aus gefährlichen Kämpfen in einem waldigen Berglande ging er endlich siegreich hervor; Kleitos steckte seine Hauptstadt in Brand, und begab sich auf die Flucht in das Land seines Bundesgenossen, des taulantischen Königs.

Unterdessen hatte sich in Griechenland das Gerücht verbreitet, Alexander sey in Illyrien umgekommen. Einige Verbannte aus Theben wurden Nachts heimlich in die Stadt aufgenommen, zwei Macedonier von der Besatzung der Burg erschlagen, welche sich in der untern Stadt aufhielten, und die Versammlung der Bürger zur Wiedererlangung der Freiheit aufgefordert. Die Thebaner haben durch die attischen Schriftsteller allgemein den Ruf roher Fühllosigkeit erhalten, aber sie waren, wie jede griechische Bürgerschaft, äußerst empfindlich für die Kränkung ihrer politischen Ehre. Wenn nun noch dazu kam (was Dinarchus gegen Demosthenes, §. 19., sagt), daß die macedonische Besatzung sich übermüthige Gewaltthätigkeiten gegen freie Personen erlaubt hatte, so ist es bei dem störrischen aber kräftigen Charakter des Volks sehr leicht erklärlich, wie es sich alsobald entschloß, seine Freiheit zu handhaben, und das Aeußerste zu versuchen, um die verlorne Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Sie umgaben die Kadmea, welche an dem südlichen Theile der Stadtmauer lag, nach außen mit doppeltem Wall und Graben, um den Ausbruch der Besatzung und von außen hineinzuführende Hülfe zu ver-

hin-

hindern. Von der Stadt aus errichteten sie keine Werke, denn die Besatzung war schwach, und einem Ueberfall der Stadt wurde durch einen Posten am Fuße des Berges vorgebeugt. Gesandtschaften um Hülfe gingen nach Athen, Argos und Elis. In Athen bemühte sich Demosthenes eifrig, das Volk zu einem entscheidenden Schritte zu bringen, es wurden Psephismata zu Gunsten der Thebaner eingebracht, aber keine Truppen abgesendet. Phocion widerstand, und schalt Demosthenes mit dem homerischen Verse:

Wie, Sinnloser, du willst noch reizen den feurigen Helden?

Antipater, Alexanders Feldherr, rückte bei der ersten Nachricht von Thebens Abfall vor *), und schickte seiner Seits bei den Bundesgenossen umher, Hülfe, den Verträgen gemäß, zu fordern. Nur die frei gewordenen böotischen Städte leisteten der Aufforderung sogleich Folge, Plataä, Thespiä, Orchemenus. Auch die Phocenser, in derem Gebiete wahrscheinlich Antipater mit dem Heere stand, vereinigten ihre Truppen mit ihm. Die Arkader antworteten unbestimmt, rückten aus, und nahmen eine Stellung auf dem Isthmus, mehr geneigt den Thebanern, als den Macedoniern zu helfen. Ihr Anführer war Astylus, jeder Parthei verkäuflich. Zu ihm kamen die thebanischen Abgesandten im Aufzuge der Hülfeflehenden **). Ja, antwortete er, er wolle vorrücken, wenn sie ihm zehn Talente gäben. Die Thebaner hatten kein Geld, sie reißten schnell nach Athen, und baten

---

*) Daß er schon vor Alexander da war, geht aus Arrian 1, 7, §. 8. hervor.

**) Dinarchus gegen Demosthenes §. 18. Bekk.

III.

Die heldenmüthige Vertheidigung des Klosters zu Labiczyn.

(Eine Monographie aus dem polnischen Insurrektions-Kriege von 1794.)

Die nachstehende Erzählung von der tapfern Vertheidigung des Klosters zu Labiczyn durch den damaligen preußischen Lieutenant v. Beyer, im Füsilier-Bataillon Hinrichs, verdient nicht nur einen ehrenvollen Platz in der vaterländischen Kriegsgeschichte, sondern kann auch, da sie aus sichern und authentischen Quellen geschöpft ist, als ein Beitrag zur Geschichte des obigen Kriegs angesehen werden.

Bekanntlich hatten die polnischen Generale Dombrovsky und Madalinsky mit 1500 Mann Reiterei und eben so viel Infanterie, nebst 16 Geschützen, am 13. Septbr. die preußische, sehr weitläuftige Einschließungslinie um Warschau, bei Kamion an der Weichsel, durchbrochen, um die in Großpolen entstandene Insurrektion zu unterstützen. Sie waren über Kolo und Konin bis Gnesen vorgedrungen, hatten Posen alarmirt, und wandten sich nun in der Richtung auf Bromberg. Der preußische kommandirende General-Lieutenant von Schwerin schickte ihnen mehrere Abtheilungen nach,

worunter auch die des Obersten v. Szekely, welcher mit 1 Füsilier-Bataillon (Hinrichs), 1 Depot-Bataillon und 3 Schwadronen bei Wraclawek an der Weichsel stand. Szekely marschirte nach Inovraclaw, und detaschirte am 25. Septbr. den Lieutenant v. Beyer *) mit 40 Füsilieren und 10 Husaren nach dem drei Meilen davon entfernten Orte Labiczyn am linken Ufer der Netze, und auf der wahrscheinlichen Marschlinie der Polen auf Bromberg. Der Lieutenant v. Beyer sollte von Labiczyn aus den Feind beobachten, und von dessen Bewegungen Nachricht geben. Er wählte die Nacht zum 26sten zum Einmarsch in diesen Ort. Um die Schwäche seines Kommando's möglichst zu verbergen, ließ er die Füsiliere mit großen Distancen marschiren, und die Husaren vom Thore aus den nämlichen Weg durch die Straßen mehrere Male zurücklegen.

Nach vorhergegangener Rekognoszirung wurde das Kommando in das diesseits der Stadt, also am rechten Ufer der Netze, befindliche Kloster eingelegt, oder eigentlicher verborgen. Da die Geistlichkeit des Klosters dem Feinde von der Lage und Schwäche des Kommando's Nachricht zukommen lassen konnte, so erhielt sie die gemessene Weisung, sich nicht aus dem Kloster zu entfernen.

Den 26sten früh, nachdem die erforderlichen Sicherheitsposten ausgesetzt, und Patrouillen ausgeschickt worden waren, begab sich der Lieutenant v. Beyer zu einem der Prediger des Orts, von dem er erfahren hatte, daß er gut preußisch gesinnt sey. Mit Hülfe dieses

---

*) Gegenwärtig Oberstlieutenant a. D. und Postmeister zu Stargard in Pommern.

Mannes und des ebenfalls gut gesinnten Bürgermeisters gelang es nun, zwei wackere deutsche Bürger auszumitteln, welche, da sie vermögend waren, aus reiner Anhänglichkeit an die Regierung sich entschlossen, auf Kundschaft auszugehen, um sichere Nachrichten vom Feinde einzuziehen.

Schon am folgenden Tage, den 27. Juni, brachte einer von ihnen die sichere Kunde, daß der Feind, obwohl noch 8 Meilen von Labiczyn entfernt, im Marsch dahin begriffen sey. Sogleich erging eine Meldung hiervon an den Obersten Szekely, mit dem Beifügen, daß sich das Kommando im Fall eines feindlichen Angriffs bis auf den letzten Mann vertheidigen würde. Neue Instruktionen ertheilte der Oberst auf diese Meldung nicht.

In der Nacht zum 28sten kam auch der zweite von den Bürgern mit der Nachricht zurück, daß der Feind über Labiczyn gehen würde, um das Detaschement von Szekely anzugreifen, und wo möglich aufzuheben. Mit dieser Meldung wurde der zweite Bürger selbst an den Obersten geschickt, um ihm von dem Anrücken des Feindes Gewißheit zu geben. Allein Szekely wollte dieser Nachricht keinen Glauben beimessen, und that daher nicht nur nichts zur Unterstützung des Postens von Labiczyn, sondern machte noch obenein dem Lieutenant v. Beyer Vorwürfe über dessen falsche Meldungen und Leichtgläubigkeit. Die Ursache davon war, daß Szekely einen Juden zum Spion hatte, welcher auch dem General Dombrovsky diente, vom demselben besser bezahlt wurde, und daher den preußischen Obersten mit falschen Nachrichten täuschte *). Selbst die Regierung

*) Vermuthlich rechnete Szekely auch darauf, daß die

und die Kammer in Bromberg wurden dadurch sicher gemacht. Als dies der Lieutenant von Beyer erfuhr, theilte er diesen Behörden die vom Feinde eingegangenen Erkundigungen unmittelbar mit, und rieth ihnen zu Sicherheitsmaßregeln für sich und die königlichen Effekten. In Folge dessen wurden auch wirklich noch die königlichen Kassen und die wichtigsten Papiere gerettet.

Inzwischen schickte sich der Lieutenant v. Beyer zu den ernsthaftesten Vertheidigungsanstalten mit dem Vorsatze an, sich so lange zu halten, bis Unterstützung ankäme, oder Szekely, durch den Angriff des Feindes auf Labiczyn, aus seinem Schlummer geweckt, entweder demselben entgegenrücken, oder Zeit erhalten könnte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen.

Das auf einer Anhöhe liegende massive und mit einer Kirchhofsmauer umgebene Kloster erschien als der zur Vertheidigung geeignetste Punkt. Es liegt hart an der Netze, die zwischen demselben und der Stadt fließt. Die über den Fluß führenden Brücken wurden nun abgebrochen. Da außerdem der Uebergang, wegen der bruchigen Beschaffenheit der Flußufer, nur noch mittelst einer Fuhrt, gerade dem Kloster gegenüber, bewerkstelligt werden konnte, so ward dieselbe durch hineingeworfene Eggen, mit eisernen Zinken und durch andere dergleichen Hindernisse ungangbar gemacht. Um auch die Kirchhofsmauer zweckmäßig vertheidigen und die Fuhrt bestreichen zu können, damit der Feind verhindert würde, sie aufzuräumen, und dort überzugehen, wurden Erdanschüttun-

vom General-Lieutenant von Schwerin dem Feinde nachgeschickten Abtheilungen denselben in seinem Vordringen aufhalten würden, was aber leider nicht geschehen war.

gen, Mauerböcke und hölzerne Gerüste hinter der Mauer angebracht. Ferner ließ man, zur Täuschung des Feindes über die eigentliche Stärke des Kommando's, eine Menge Hüte, in Form von Soldatenhüten, aus Labiczyn zusammenbringen, und so hinter der Mauer vertheilt ausstecken, daß sie etwas darüber hervorragten. Die Füsiliere wurden in den Zwischenräumen dieser kopflosen Drohhüte vertheilt. Die übrigen Vertheidigungsmaßregeln waren so getroffen, daß der Rückzug in die Klosterkirche das letzte Rettungsmittel blieb.

Den 29sten früh fiel eine ausgesendete Husaren-Patrouille den polnischen Insurgenten in die Hände. Mit der zweiten Patrouille kam der Feind in Labiczyn zugleich an; sie rettete sich jedoch durch die Flucht. Die übrigen Husaren wurden mit der Meldung von dem Eintreffen des Feindes an den Obersten v. Szekely abgeschickt.

Es war 10½ Uhr des Morgens, als die polnische Infanterie mit großem Geschrei, wodurch sie zu imponiren hoffte, aus dem nahe gelegenen Walde gegen die Stadt anrückte. Zwei Jäger-Kompagnien marschirten am linken Netzufer auf, und machten vor der zerstörten Brücke, in Erwartung weiterer Befehle, Halt.

Nun erschien ein feindlicher Trompeter, der durch die Netze geschwommen war, und forderte den Posten Seitens des Generals Dombrovsky zur Uebergabe auf, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Unterdessen hatte der Feind von der vorhin gedachten Fuhrt Kenntniß erhalten. In der Meinung, daß sie noch brauchbar sey, machten sogleich zwei Offiziere und 40 Jäger den Versuch überzugehen, indem sich je zwei und zwei Mann auf ein Pferd setzten, um so die Fuhrt zu passiren.

Allein sie stürzten, wegen der darin angebrachten Hindernisse, über einander. Die Preußen vermehrten die hieraus entstehende Verwirrung durch ein gut angebrachtes Feuer so vortheilhaft, daß die beiden Offiziere und mehrere Jäger erschossen wurden, worauf die übrigen sogleich umkehrten.

Hierauf ließ General Dombrovsky eine zweite Aufforderung mit dem Hinzufügen ergehen, daß er dem Posten nach Verlauf von 24 Stunden freien Abzug bewilligen wolle. Da jedoch der Feind hierdurch in den Stand gesetzt worden wäre, ohne Verzug auf Bromberg zu marschiren, woran er eben durch die Vertheidigung des Klosters verhindert werden sollte, so wurde der Antrag mit den Worten abgewiesen: lieber für König und Vaterland sterben, als ohne Noth einen Schritt weichen zu wollen.

Nunmehr fuhr der Feind zwei Kanonen auf, deren Feuer in kurzer Zeit die Kirchhofsmauer theilweise niederschmetterte. Unterdeß hatte er auch vom jenseitigen Ufer mehrere Kähne herbeigeschafft, auf welchen einige deutsche Bürger aus Labiczyn, mit Aexten versehen, übergesetzt wurden. Sie forderten das Kommando zum letztenmal und zwar mit der Drohung auf, daß es bei längerer Vertheidigung nicht nach Kriegsgebrauch behandelt, sondern mit Aexten in Stücken gehauen werden sollte. Hierauf antwortete man nur durch das Feuer aus einigen Gewehren, wodurch drei von diesen Bürgern erschossen wurden; die übrigen retteten sich durch eilige Flucht.

Während dieses Vorgangs war es aber den Polen gelungen, die Brücken wieder gangbar zu machen, worauf sie den Angriff durch ein lebhaftes Geschütz- u

Kleingewehrfeuer erneuerten. Die Jäger rückten zuerst vor, und hinter ihnen bedeutende Infanterie-Kolonnen, gerade gegen das Kloster anstürmend, obgleich sie mittelst einer leicht zu bewerkstelligenden Umgehung den Posten sicherer hätten erobern können. Von dem Feuer der Besatzung wirksam beschossen, verloren denn auch die Polen namentlich den Artillerie-General Leszinsky und eine bedeutende Anzahl Mannschaft.

Die Zahl der Vertheidiger war jedoch ebenfalls bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und die Munition fast ganz verschossen. Da der Feind vollends den Fluß passirt hatte, und mit fortgesetzter Heftigkeit gegen das Kloster andrang, so konnte die Kirchhofsmauer nicht mehr vertheidigt werden. Demnach blieb weiter nichts übrig, als sich in die Klosterkirche zu ziehen, deren Thüren zu verrammeln, und hier, in dem einzig noch übrigen Reduit, hinter dem Hochaltar, der vorher schon zur Vertheidigung eingerichtet war, die letzte Entscheidung zu erwarten.

Bald waren die Thüren der Kirche gesprengt, und nun drangen die Polen wüthend in dieselbe ein. Zwischen sie hindurch drängte sich der Adjutant des Generals Dombrovsky, Herr v. Zoblocky, und forderte den Lieutenant v. Beyer auf, sich zu ergeben. Das Detaschement hatte in dem so rühmlich bestandenen Kampfe bereits 25 Todte und 4 Verwundete verloren. Für den Rest von eilf Mann war keine Aussicht, weder zur wirksamen Vertheidigung, noch zur Rettung mehr vorhanden. Unter diesen Umständen blieb daher nichts weiter übrig, als jener Aufforderung zu genügen. Kaum vermochte jedoch der Adjutant die Gefangenen gegen die erbitterten Polen, die von keinem Pardon etwas

wissen wollten, zu schützen. Er mußte mit seinem Säbel die Hiebe auffangen, mit denen der wüthende Feind auf sie eindrang; und dennoch wäre das edelmüthige Bemühen dieses Offiziers erfolglos gewesen, wäre nicht der General Dombrovsky zur Rettung dieses Häufleins tapferer Krieger in Person herbeigeeilt. Dieser General, welcher sich durch dieses Betragen selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt hat, konnte sich nicht enthalten, dem Lieutenant v. Beyer seine Achtung über einen mit so geringen Kräften bestandenen ehrenvollen Kampf zu bezeigen. Die in Gefangenschaft gerathenen Preußen wurden dem gemäß sehr gut behandelt.

Die tapfere Vertheidigung des Klosters von Labiczyn war nicht ohne gute Folgen geblieben. Sie hatte den polnischen Generalen einen Aufenthalt von sieben Stunden gekostet, und dem Obersten Szekely vom Anrücken des Feindes Gewißheit und Zeit gegeben, sich selbst gegen denselben in Verfassung zu setzen. Auch die königlichen Kassen in Bromberg konnten in Sicherheit gebracht werden.

Indem hierdurch der Lieutenant v. Beyer den Zweck seiner schönen Vertheidigung erreicht sah, hat er zugleich, neben seinem unerschrockenen Benehmen, ein nachahmungswürdiges Beispiel von Umsicht gegeben, mit welcher er seine Lage im Verhältniß zum Ganzen zu würdigen verstand, und die ihn zu derjenigen zweckbewußten Thatkraft und aufopfernden Hingebung erhob, wodurch im Kriege mit geringen, anscheinend durchaus nicht hinlänglichen Mitteln, oftmals so bedeutende Resultate hervorgebracht werden.

IV.

Ueber die Ausbildung des einzelnen Soldaten.

(Eingesendet.)

Bevor die Grundsätze für die Ausbildung des gemeinen Mannes betrachtet werden, schicken wir zuerst einige allgemeine, und ohne Bezüglichkeit auf irgend ein Reglement gefaßte Bemerkungen über den Gang voraus, welchen in der Regel die jetzt übliche Bildungsmethode und die nächst vorhergehende genommen hat.

Hauptzweck der taktischen Ausbildung ist: den Einzelnen zu einem brauchbaren Gliede des taktischen Körpers, Bataillon genannt, zu machen, so daß er mit demselben harmonisch und mit möglichst zweckmäßiger Anwendung seiner Kräfte mitzuwirken verstehe. Hierzu gehört zuvörderst, daß er sich mit demselben zu bewegen, und bei den verschiedenen Gestaltungen, die derselbe, um sich bewegen und fechten zu können, durch Terrain und andre Umstände anzunehmen gezwungen wird, seine Funktion zu verrichten wisse. — Der Lehrling lernt deshalb zweckmäßige Stellung, Wendung, Richtung und Gleichschritt. Hat er dies gefaßt, und die üblichen Gestaltungen des taktischen Körpers durchgemacht, so versteht er sich in demselben zu bewegen. Er soll nun noch lernen, mit demselben zu wirken oder zu fechten. — Dieser Unterricht beschränkt sich zur Zeit noch auf eine Unter-

weisung im Feuern. (Denn zum Gebrauch seiner Stoß-waffe wird er blos in der Bewegung bis zu dem Punkt geübt, wo ihre Wirkung anfängt. So wie man also noch nicht sagen kann, der Soldat verstehe seine Feuer-waffe zu gebrauchen, wenn er im Bataillon bis auf Schußweite vorzuschreiten weiß, so kann man auch nicht sagen, er sey im Bajonetangriff geübt, weil er in ge-schlossener Linie oder Masse bis auf Stoßweite heran-zurücken versteht.) Er lernt also erst die Feuerwaffe handhaben, und dann wie er als Glied des Körpers zu dessen Feuerwirkung am zweckmäßigsten beizutragen habe; und da man sich nicht hat verhehlen können, daß zum Schießen mehr als ein mechanisch eingelerntes Laden und Abdrücken des Gewehrs gehört, so soll er auch zweckmäßig im Zielschießen geübt werden. — Jetzt hat er also die übliche Bewegungs- und Fechtart gelernt; und da das zerstreute Gefecht, was den Mechanismus anbetrifft, im Vorstehenden mit begriffen, der sogenannte Felddienst aber für das Ganze eine blos untergeordnete Funktion ist; so ist hiermit sein Bildungskursus im We-sentlichen vollendet

Welche Wirkung bemerkt man nun nach vollbrach-tem Lehrkursus an dem Lehrling? Vorläufig können wir nur aus der Anschauung des ganzen taktischen Körpers sagen, daß sich derselbe unter gewissen, theils ob- theils subjektiven Bedingungen, unter welche letztern auch eine anhaltende Aufmerksamkeit auf die mechanischen Mittel gehört, in allen Gestaltungen ziemlich geschlossen und geradlinig, oft mit einer Leichtigkeit, die der Kunst den Anstrich der Natur giebt, ja selbst mit einer gewissen Eleganz bewegt. Der Lehrling weiß auch seine Feuer-waffe so weit zu gebrauchen, daß er einzeln im Treffen

des Ziels leistet, was man bei billigen Rücksichten von ihm fordern kann.

Er hat ferner nicht allein diese Realitäten erlernt, sondern man wird in der Regel auch die vortheilhafte Aenderung an ihm wahrnehmen, daß er sowohl an körperlicher Gewandtheit, als an Thätigkeit und Lebendigkeit des Geistes zugenommen hat. Diese letztere Wirkung der Erziehung kann nur eine Folge der Anstrengung seyn, welche derselbe zur Ueberwindung der Schwierigkeiten anwenden mußte, die von Seiten der vernachlässigten Natur sich der Kunst entgegenstellen.

Untersuchen wir nun, ob er unter diesen Umständen auf der höchsten taktischen Bildungsstufe steht, zu welcher er überhaupt fähig ist.

Die Appellation an die Erfahrung, daß man bis jetzt damit ausgereicht, und unter Mitwirkung anderer günstiger Umstände sogar Großes damit ausgerichtet habe, müssen wir bei dieser rein rationalen Untersuchung zurückweisen, indem eben die anderweit einwirkenden Elemente (welche zum großen Theil von menschlicher Vernunft nicht direkt herbeigeführt werden) für menschliche Beschränktheit unwägbar sind; also der Antheil, den die taktische Erziehungsmethode von den Erfolgen für sich als ihr Verdienst vindiziren kann, nicht rein abzusondern ist; man mithin, die Erfahrung als Basis des Raisonnements annehmend, in ein fundamentloses Konjunkturiren aus relativen Begriffen gerathen würde.

Wir wählen daher einen andern Weg, und beobachten zuvörderst den Gang, den jede menschliche Erziehung im Allgemeinen nimmt, und den Zweck, den zu erreichen sie sich vorsetzen muß.

Jedes Bildungsgeschäft fängt damit an, den Gegenstand desselben in eine gewisse Schulform hineinzuzwängen. Die Erlernung der Form kann aber hierbei nicht einziger Zweck seyn; da sie nur das Mittel ist, wodurch das Bildungsobjekt in einer für den Zweck erforderlichen Richtung zu wirken gezwungen werden soll. Durch die Anstrengung, welche dasselbe zum Verstehen der Form und zur Bezwingung der ihm inwohnenden natürlichen Trägheit anwenden muß, soll es aber geistig dahin gestärkt werden, daß es der Form auch Meister wird, d. h. etwas dadurch darzustellen verstehe.

Die zweite Stufe der Erziehung ist also, daß man dem Lehrling einen genau in die Linien der Schulform passenden Gedanken darzustellen aufgiebt.

Bleibt das Bildungsobjekt bei dieser bloßen Aneignung der Form stehen, so kann es sich nur nach Anleitung der Form bewegen und wirken, und ist also dem Gliede einer Maschine analog, welches außer dem Kontakt des Mechanismus keiner eignen Bewegung fähig ist. Außerhalb der Linien des Schema's tritt nämlich auch hier die alte Unbehülflichkeit und Unbrauchbarkeit ein, welche die Erziehung eben entfernen will; ja wohl noch eine größere, weil die nicht anwendbare Form den Schüler mit ihren entgegenstrebenden Forderungen verwirrt.

Könnte es nun die Schule dahin bringen, der Form die Vollkommenheit zu geben, daß sie für alle mögliche Verhältnisse und das ganze Reich der Ideen die passende Norm materiell darzustellen vermöchte, so würde mit dem Innehaben der Form die Erziehung geschlossen seyn. Da sie hier aber ihr Unvermögen fühlt, so fängt sie auf der dritten Stufe an, indirekt auf das geistige Vermögen des Bildungsobjekts zu wirken, damit es die

Fähigkeit erlange, aus der Knechtschaft der Form herauszutreten, und ihrer so Meister zu werden, daß es dieselbe nach eigner Einsicht zu handhaben und umzubilden verstehe, um sie für jeden gegebenen Gegenstand passend zu machen. Und da endlich der Zweck jeder Bildung ist, das Bildungsobjekt so zu stärken, daß es jeden außer sich in der Richtung seines Wirkens liegenden Gegenstand, also überhaupt den fremden Willen, durch die Kraft des mittelst der Form dargestellten Gedankens sich zu unterwerfen und dienstbar zu machen verstehe: so führt die Schule den Zögling endlich sehr zweckmäßig dadurch ins Leben über, daß sie ihm eine solche lebendige Kraft zur Uebung entgegenstellt, also Lebendiges mit Lebendigem in Konflikt bringt, so wie in der ersten Bildungsperiode das Bildungsobjekt mit der Form in Berührung gesetzt wurde. — Auf eine durchgreifende Anwendung dieses letzten Prinzips der Bildungskunst beruht die Klassizität des Alterthums.

Wozu diese fremdartige Digression? — Um einen Maßstab zu erhalten, das jetzt übliche System der Bildung zur taktischen Geschicklichkeit daran zu prüfen. — Welche lebendige und welche todte Bildungselemente liegen in demselben?

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß in der Ausbildung zum sogenannten Liniendienst, also in der Hauptsache, nur die Elemente der ersten und zweiten Bildungsstufe liegen. Setzt die Ausbildung im Schießen, zerstreuten Gefecht und Felddienst zu dieser todten Masse die geistigen Elemente der höhern Bildungsstufe hinzu? — Man prüfe.

Die Schießübung nimmt allerdings höhere geistige *Kräfte* des Individuums, rasches Urtheil und Ent-

schluß,

schluß, in Anspruch, und setzt durch das Bedingniß der sichern Hand eine Meisterschaft in dieser Art Form voraus. Ist es aber ein Lebendiges, woran sich der Lehrling übt? Nein; — er hat sich selbst (also ein rein Leidendes, das dem Impuls des Willens gehorcht, oder höchstens die vis inertiae entgegensetzt) und ein todtes Werkzeug zu bezwingen.

Die Unterweisung im zerstreuten Gefecht, in so fern sie blos den Aufmarsch der Feuerlinie, deren Bewegung und verschiedenartige Formation betrifft, ist mit der mechanischen Bewegungseinübung des taktischen Körpers einerlei, und daher auch oben in dieser mit inbegriffen. Das Feinere der Kunst, die Benutzung des Terrains, übt gleichfalls nur das Urtheil an einem todten Gegenstande.

Dasselbe findet mit dem mechanischen Theil des Felddienstes statt, der, in einen Schematismus, oder in eine Lektion gebracht, mit dem Gedächtniß erlernt und katechisirt werden kann.

Es bleibt nun noch das gegenseitige Manövriren. — Für den Einzelnen ist hierbei höchstens eine ins größte Detail gehende Uebung des kleinen Krieges in schwierigem Terrain unterrichtend. Es schärft das Urtheil, das Kombinationsvermögen, und bildet zum raschen Entschluß. An sich ist es aber keine taktische Kampfübung, sondern mehr ein strategisches Ringen in der Idee; indem man schon von weitem her die Bedingnisse des Gelingens entweder durch strategische Ueberwindung des Feindes, oder die überraschendste taktische Initiative, den Ueberfall (wo also der erste Anlauf entscheidet, und bei der Uebung wenigstens keine Gegenwirkung und kein Kampf vorfällt), in die Unternehmung legen muß. — Die

größern Manöver tragen zu der taktischen Bildung des Einzelnen kein neues Element bei, indem er sich bei denselben nur mechanisch in der Masse bewegt, und sind also höchstens in negativer Hinsicht für ihn von Nutzen, da sie ihn für diese Zeit der zu strengen Form der Schule, welche abtödtend werden kann, entbinden, und ihm gleichsam die Gußnäthe, aber vielleicht auch das Gepräge, was ihm allein Werth giebt, abstoßen. Die Schule nennt dies mit einem Kunstausdruck: der Schüler verlobbert; und ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob er bei dem bloßen faulen Mitschlendern nicht wirklich in seiner taktischen Ausbildung zurückschreitet; indem, wie gesagt, kein neues Element in seinen Bildungsprozeß eintritt. Denn der taktische Kampf dabei ist, bei dem Mangel des einzigen Bedingnisses, welches die Sache zum Kampf gestaltet (die Kugel im Lauf), blos symbolische Andeutung, die der Schüler auch ohne dargestellten Feind schon auf dem Exerzierplatze hat.

(Um nicht misverstanden zu werden, füge ich nochmals ausdrücklich hinzu, daß hier nur von dem Nutzen des Manövrirens für die Ausbildung des Einzelnen die Rede ist.) *).

*) Mit dieser Entschuldigung dürfte indessen der Verfasser den ihm zu machenden Vorwurf des zu gering angeschlagenen Nutzens der Manöverübungen keineswegs erledigt haben.

Wenn gleich der Verfasser bei seinen Ausstellungen blos den Soldaten im Auge hat, so können sie eben um deswillen nur als einseitig angesehen werden, weil die Manöver eine Uebung für Alle sind. Die nachfolgenden Erörterungen des angeregten Gegenstandes mögen daher hier Raum finden.

Zuvörderst muß es als ein Irrthum betrachtet werden, wenn die Theilnahme des Einzelnen daran nur für mechanisch

Beherzigen wir nun noch, daß überall, wo etwas reell dargestellt werden soll, die Form sich ohnehin, selbst

---

angesehen wird. Der mechanische Theil der Taktik, die Elementar-Taktik, erscheint in den Manövern nur als Mittel zum Zweck, und zur Anwendung dieser Mittel muß nothwendig die geistige Thätigkeit des Einzelnen nach Maßgabe seines Wirkungskreises in Anspruch genommen werden, man möge sich nun größere oder kleinere Uebungen dabei denken. Erstere werden zwar hauptsächlich für die höhern Offiziere, und letztere für die Individuen vom Subaltern-Offizier abwärts unterrichtend seyn. Da jedoch die Uebungen im großen Styl ein stets zweckmäßiges Eingreifen der kleinern Abtheilungen voraussetzen, so werden auch bei ihnen die untern Individuen Spielraum für ihre geistige Thätigkeit, und also alle dabei ihre Rechnung finden, wenn sonst nur die Richtung dazu durch den in der Ausbildung des Ganzen vorherrschenden Geist gegeben ist.

Nimmt man ferner an, daß bei allen Friedensübungen nur allein das geistige Element des Individuums in Thätigkeit gesetzt würde, so wäre dies an und für sich schon ein höchst wichtiger Vortheil, und hinreichend genug, um den großen Nutzen der Manöverübungen unwidersprechlich darzuthun; nicht zu gedenken, daß es überdies kein anderes Mittel giebt, um den Soldaten im Frieden zum Kriege zweckmäßig vorzubereiten.

Es kommt nur immer darauf an, daß diese Uebungen auch stets dieser Idee entsprechend geleitet und ausgeführt werden. In diesem Falle möchten sie nicht verfehlen, den beabsichtigten Nutzen zu leisten, wovon das von 1808 bis 1812 gebildete preußische Heer einen überzeugenden Beweis giebt. Wenn sich freilich in diese Uebungen fremdartige, ihrem Zweck eher widersprechende, als zusagende Elemente mischen, dann wären sie allerdings mehr schädlich als nützlich, weil sie nicht nur das Interesse dafür schwächen, sondern auch den wahren Gesichtspunkt, aus welchem alle Verrichtungen des Soldaten im Frieden betrachtet werden müssen, verrücken, und zum gro-

bei den geistigsten unfaßbarsten Gegenständen, in der Regel mehr Recht anmaßt, als ihr gebührt (eines Theils,

---

ßen Nachtheil der Ausbildung des Ganzen das wirkliche Bild des Krieges in den Hintergrund stellen. Glücklicherweise kann man jedoch einer solchen Befürchtung in einer Zeit überhoben seyn, die so gewichtige Erfahrungen zu beherzigen hat, und in welcher die Idee des wahrhaft Zweckmäßigen zu sehr verbreitet ist, als daß diese von etwa momentanen Abirrungen kaum mehr als berührt, geschweige denn wesentlich benachtheiligt werden könnte.

Zweckmäßig geleitete Uebungen nehmen endlich nicht allein die geistige, sondern auch, wenigstens in einem gewissen Grade, die moralische Thätigkeit des Individuums in Anspruch. Diese wird nämlich bei den Anführern nicht blos durch die Idee des Ernstgefechts bedingt. Letztere wirkt vielmehr im mehrsten Grade auf die untere Masse. Der Muth des Anführers ist zum Theil von anderer, man könnte sagen geistigerer, Natur, als der des gemeinen Kriegers. Ersteren beschäftigt weniger oder gar nicht die Möglichkeit der Wirkung der feindlichen Waffen auf seine Person. Sein Inneres wird vielmehr von Sorgen anderer Art, die sich auf die Leitung der untergebenen Truppen, auf die Uebereinstimmug von Plan und Ausführung, auf das richtige Eingreifen des der Seele mit stets regem Bewußtseyn vorschwebenden Zwecks rc. beziehen. Sein Muth entspringt also zum größten Theil aus der Klarheit, mit welcher er alle Verhältnisse, Umstände und Ereignisse überblickt und würdigt. Daraus erwächst ihm die Sicherheit und Ruhe im Kommando, so wie die Bestimmtheit und zweckmäßige Wahl seiner Maßnehmungen. Finden aber alle diese Beziehungen nicht fast in gleichem Grade auch bei den Friedensmanövern statt? Ist es hier nicht ebenfalls die Verbindung von Idee und Ausführung, von Zweck und Mitteln, welche seine Seele erfüllt, sie in beständiger Spannung erhält, und auf seine ganze Thätigkeit Einfluß hat? Wird sein Moralisches, nämlich seine durch alle diese Einwirkungen bedingte Willenskraft, die Fähigkeit des richtigen Ueber-

weil sie zu der Darstellung ein unerläßliches Erforderniß ist, und andern Theils, weil mehr Individuen der Form

---

blicks und des schnellen Entschlusses nicht eben auch dabei erkennbar? Sind es endlich nicht gerade *diese* Eigenschaften, nach denen man seine Brauchbarkeit im Kriege im Voraus beurtheilt, und vielleicht auch den künftigen Feldherrn in ihm erblickt?

Dabei ist noch der Umstand in Anschlag zu bringen, daß bei den Friedensmanövern, wie bei wirklichen Gefechten im Kriege, auf der Zweckmäßigkeit des Verfahrens fast die nämliche Verantwortlichkeit ruht, so fern dabei die Ehre, der Ruf und die Existenz des Führers mehr oder minder davon abhängen.

Aber auch selbst bei dem gemeinen Manne ist nicht nur eine geistige, sondern auch eine moralische Theilnahme an den Manövern denkbar, und zwar in desto höherm Grade, je mehr der Soldat über seine Verrichtungen aufgeklärt, mithin sein Urtheil ausgebildet worden ist. Diese Ansicht wird durch die Erfahrung hinlänglich gerechtfertigt. Es ist bei den Manöverübungen schon mehrmals vorgekommen, daß Generale und andere Offiziere ihre aufs höchste ermüdeten, und die Arbeit des Tages schon vollbracht gehabten Abtheilungen durch die mitgetheilte Absicht eines vorhabenden Ueberfalls, oder sonst einer den Ehrgeiz anregenden Unternehmung, noch zu freiwilligen forzirten Märschen von mehreren Meilen zu ermuntern gewußt haben. Ja selbst der an sich mit dem größten Rechte hart verpönte Misbrauch, Gras, Steine ꝛc. zu laden, und sich damit gegenseitig zu begrüßen, ist wenigstens ein augenscheinlicher Beweis, daß sich der gemeine Mann in seinem Eifer, den Erfolg des Gefechts auf *seine* Seite zu bringen, bis zur Strafbarkeit vergessen kann. Oefters ist eine Truppe von einem vortheilhaft besetzten Terrainpunkt ꝛc. gar nicht weg zu bringen. Mehrere andere der Beachtung sehr werthe Züge nicht zu gedenken, deren Anführung hier mir zu weitläuftig seyn würde.

Im Allgemeinen kann man daher mit vollem Rechte an-

Meister werden, als der geistigen Prinzipien, welche die Form beleben sollen; — woraus die Pedanterie, die in allen Fächern, von der Philosophie bis zur Besenbinderei, sich unausbleiblich einfindet, zu erklären ist), und daß sie so im Laufe der Zeit, und bei dem Mangel äußerer Anregung, die jedoch nicht immer die sanfteste, und daher wo möglich nicht abzuwarten ist, vermöge der überlegenen Kraft der Materie, die geistigen Elemente überwuchert, und am Ende ein starres, lebloses Ding ohne allen Geist darstellt; so, glaube ich, wird man unerläßlich finden, der Form noch einige geistige Bildungselemente zu amalgamiren, und nicht leichtlich befürchten, man werde der letztern zu viel hinzuthun. Die Schule hat einen gewissen unbehaglichen Mangel und eine Lücke in ihrem System schon immer gefühlt, dasselbe aber nur nach der entgegengesetzten Seite durch höchste Ausbildung der Form zu vervollständigen gesucht, um die Kunst zur Natur, die gezwungene maschinenmäßige Bewegung zum leichten natürlichen Spiel der Kraft heraufzubilden. Der letzte Zweck, das Non plus ultra und Ideal dieses Systems, kann kein andrer seyn, als den Streitkörper, mit gänzlicher Abtödtung des eignen Willens und Gemüths seiner einzelnen Partikeln, zur folgsamen Maschine des ihr vorgesetzten Verstandes zu machen. Die Nerven, wodurch dieser die todte Schießmaschine in Bewegung setzt und lenkt, Richtung, Fühlung und Gleich-

---

nehmen, daß bei den Friedensmanövern die geistigen wie die moralischen Kräfte aller Individuen mehr oder weniger, eben so gut wie im Kriege, wenn gleich nicht in so allgemeiner und scharfer Beziehung als dort, in Anspruch genommen werden, und daß mithin die Manöverübungen eine wirklich zweckmäßige Schule für den Krieg abgeben. D. R.

schritt, mußte man daher bis zur Unzerreißbarkeit und à toute epreuve gegen Feuer und Wasser und die eigne revoltirende Natur zu kräftigen suchen. — Wenn man dies nicht geradezu ausgesprochen hat, so ist doch das Daseyn dieser Idee durch die Hinweisung auf die preußische Kunstfertigkeit bei Molwitz, auf die „im Paradeschritt dort vorschreitenden Bataillone; die mehr den Stock ihrer Führer, als die feindlichen Kugeln fürchteten," und ihre Felsenfestigkeit (womit die Verfechter dieses Systems ihren Beweisen die Krone der Erfahrung aufzusetzen pflegen), hinlänglich dargethan.

Die Preußen siegten bei Molwitz allerdings durch ihre firme taktische Einschulung, und man würde auch noch heute dadurch siegen, wenn man immer einen Feind gegen sich hätte, der auch kein weiteres Hülfsmittel als die Form hat, und nicht so firm eingeschult ist. Man würde noch ferner damit siegen, wenn man an den taktischen Körper und dessen Partikeln heute nicht mehr Forderungen stellte, als bei Molwitz geschah; — nämlich 200 Ruthen in der Ebene im langsamen Paradeschritt vorzuschreiten, einen Kugelhagel nach der Seite des Feindes abzuschicken, und wenn ihn dieser nicht so kräftig erwidert und wankt, abermals im Paradeschritt gegen ihn anzugehen. — Diese Postulate muß man jedoch heutiges Tages fallen lassen, und zum höchsten Uebelstande für das System will das Jahrhundert auch den Stock nicht mehr als taktisches Bildungsmittel anerkennen. Noch ist zu erwägen, daß von den molwitzschen Kriegern wenigstens die Hälfte über zehn Jahre diente.

Von der schulgerechten Kampfgeschicklichkeit der preußischen Infanterie im siebenjährigen Kriege giebt ein un-

verwerflicher Augenzeuge, Behrenhorst, ein nicht so erfreuliches Bild; gleichwohl schlug sie alle Völker Europa's, und es mußte also in dem preußischen Heere zu dieser Zeit wohl noch ein anderes siegfesselndes Prinzip liegen. Ganz Europa aber führte die zum Theil erst nach dem Kampf ersonnenen Formen der preußischen Taktik, als die sicherste Gewährleistung des Sieges, bei seinen Heeren ein; den Genius, wie es schien, aus der Acht lassend, welcher den Formen Leben eingehaucht hatte.

Diese Details jetzt beseitigend, fragen wir im Allgemeinen: läßt sich von diesem Streben der Schule, ein Kongregat lebendiger Kräfte wie eine todte Maschine spielen zu lassen, Erfolg für die Praxis oder auch nur für die taktische Erziehung erwarten?

Hinsichtlich des ersteren antworte ich: Nein! und zeige die Nichtigkeit dieses Strebens durch die Darlegung des Unterschiedes, welchen die Natur zwischen dem aus todten Körpern zusammengesetzten Mechanismus und dem Zusammenwirken lebendiger Kräfte festgestellt hat.

Welches sind die für die Bewegung der Materie geltenden Gesetze? Bewegt sie sich selbst? — das Todte ein Todtes? — Nein! sondern nur durch ein unfaßbares geistiges Etwas, durch die Kraft der Schwere, der Attraktion, des Magnetismus, der Elektrizität, der Elastizität, und wie diese unfaßbaren Größen ferner heißen, wird sie in Bewegung gesetzt. Nun ist es zwar, um eine aus leblosen Gliedern zusammengesetzte Maschine spielen zu lassen, hinlänglich, daß nur ein Körper in ihr wirke, welchem die belebende und bewegende Kraft inwohnt, und der den übrigen durch die Kraft des Mechanismus Leben und Bewegung mittheilt. Läßt sich

aber die aus lebendigen Gliedern zusammengesetzte taktische Maschine eben so durch ein hineingesetztes primum movens in Bewegung setzen? — Abermals nein! — weil diese Urkraft bei der letztern nicht nach unabänderlichen statischen Gesetzen, durch den Druck eines Hebels, den Umschwung eines Rades rc., sondern durch zwei geistige Media, ein Anstoß gebendes und ein empfangendes, wirkt; und erst, wenn das letztere die Materie in Bewegung setzt, die mechanischen Hülfsmittel zum Zusammenwirken der Maschine — Fühlung und Richtung — in Anwendung kommen. — Oder haben nun diese beiden Hülfsmittel dieselbe Zuverlässigkeit, wie bei den andern Maschinen der drückende Hebel, das umschwingende Rad? Hier ist der verwundbarste Punkt des geharnischten System-Kolosses; er ruht, wie Nebukadnezars Traumbild, auf thönernen Füßen. Diese mechanischen Hülfsmittel (mechanisch nur zu nennen, weil sie blos die niedern Seelenkräfte in Anspruch nehmen) wirken nicht mit mechanischer Kraft, sondern urkräftig, durch ein geistiges Erkennen und Wollen des Individuums, wie bei zwei zusammenhängenden Magneten der eine, in Bewegung gesetzt, den andern mit sich zieht, nicht durch mechanische, sondern durch die beiden inwohnende geistige Kraft.

Wenn man also den taktischen Körper als eine Maschine dargestellt hat, so mag man dies wohl als ein Gleichniß gelten lassen, welches aber, wie jedes andere, hinkt. Denn mir ist keine Maschine bekannt, die sich durch das unmittelbare geistige Gegeneinanderwirken zweier Urkräfte, geschweige denn mehrerer, in Bewegung setzte; sondern eine Urkraft wirkt immer auf ein an sich todtes Werkzeug. Ein System aber, welches als erstes

Axiom zu seiner Begründung ein hinkendes Gleichniß aufstellt, kann natürlicherweise nichts Reelles für das Leben liefern.

Die Basis des hier zergliederten Systems und der Mechanismus, den es wirken lassen will, sind also — an sich und ohne Einwirkung höherer, geistiger Prinzipien die zerbrechlichsten, welche ersonnen werden können. Woher soll nun aber die Einwirkung dieser höhern Urkräfte kommen, wenn sie in dem Individuum nicht durch die Erziehung angeregt werden? (denn von allem Zufälligen, nicht durch menschliche Kraft Herbeigeführten müssen wir hier, wo es Untersuchung dessen gilt, was eine zweckmäßige Bildungsmethode hervorzubringen habe, und hervorbringen könne, abstrahiren) — Ich wüßte nichts, als höhere Inspiration im Augenblicke der Noth; — und gestehe, daß, von dieser Seite betrachtet, das System die empfehlende Tugend christlicher Demuth für sich zu haben scheint, indem es auf eigne Kraft verzichtet, und Hülfe von oben walten läßt, wenn sein Streben nicht andrerseits die Verstecktheit eines mathematischen Materialismus offenbarte.

Für das Leben, für die Ausübung kann dies mechanische System also nichts Erfreuliches zu Tage fördern. Welche Früchte trägt es nun als taktisches Erziehungsmittel? Wir sahen oben, daß schon in der heutigen Ausbildungsmethode nur wenige und unzulängliche geistanregende Elemente lagen. Stellen wir uns jetzt recht lebhaft vor Augen, welche unselige Folgen ein übermäßiges Dringen auf Ausbildung der Form oder, um bei dem bisher gebrauchten Ausdruck zu bleiben, die Anwendung des mechanischen Systems für die taktische Erziehung haben würde?

Da dies System jedes urkräftige Wirken ausschließt, so muß sein erster Grundsatz seyn, die Form so zu geben, daß sie erstens für alle Fälle der Ausbildung ausreicht, und daß sie zweitens das einzige geistige, zum Wirken des Mechanismus erforderliche Medium, was es anerkennt, — die Schule nennt es: Aufmerksamkeit — Attention — (was sie Appell nennt, ist schon ein Höheres, was sie nie durch mechanische Fertigkeit allein erstreben wird) — unverwüstbar in dem Individuum hervorrufe. Was thut sie zur Erreichung dieses Zwecks?

Sie hat keine Mittel, als den Zögling zu einer fortwährenden peinlichen Beobachtung eines kleinlichen Details in den mechanischen Griffen am Gewehr, in einer sehr künstlichen Uebung im Marschiren, und in möglichst komplizirten Gestaltungsfunktionen des taktischen Körpers anzuhalten. Weil nur die Linien des Schema's und eine mathematische Gleichförmigkeit ihr höchstes und einziges Kriterium sind; so bemerkt sie überdies alle Augenblicke eine Lücke, — irgend eine Bewegung, die noch nicht durch das Schema geregelt ist, und die, schon der Folgerechtigkeit des Systems halber, der Regel unterworfen werden muß. Am Ende darf der Zögling keine Hand bewegen, ohne gewisse Tempo's und Beobachtungen inne haben zu müssen. Sie sagt oft: ich gestehe, daß dies und jenes eine Nebensache, eine Kleinigkeit ist, die für die Praxis nie von Nutzen seyn kann, allein der Soldat muß auch in Kleinigkeiten exakt seyn; — und besonders dies und jenes schärft seine Aufmerksamkeit. Sie sollte jedoch bedenken, daß Zeit und Kraft dem Menschen nicht überflüssig zugemessen sind, und daß, wenn er ewig beides auf Kleinigkeiten wenden muß, er nie im Stande seyn werde, die wichtigen Dinge vorzu-

bei den geistigsten unfaßbarsten Gegenständen, in der Regel mehr Recht anmaßt, als ihr gebührt (eines Theils,

---

ßen Nachtheil der Ausbildung des Ganzen das wirkliche Bild des Krieges in den Hintergrund stellen. Glücklicherweise kann man jedoch einer solchen Befürchtung in einer Zeit überhoben seyn, die so gewichtige Erfahrungen zu beherzigen hat, und in welcher die Idee des wahrhaft Zweckmäßigen zu sehr verbreitet ist, als daß diese von etwa momentanen Abirrungen kaum mehr als berührt, geschweige denn wesentlich benachtheiligt werden könnte.

Zweckmäßig geleitete Uebungen nehmen endlich nicht allein die geistige, sondern auch, wenigstens in einem gewissen Grade, die moralische Thätigkeit des Individuums in Anspruch. Diese wird nämlich bei den Anführern nicht blos durch die Idee des Ernstgefechts bedingt. Letztere wirkt vielmehr im mehrsten Grade auf die untere Masse. Der Muth des Anführers ist zum Theil von anderer, man könnte sagen geistigerer, Natur, als der des gemeinen Kriegers. Ersteren beschäftigt weniger oder gar nicht die Möglichkeit der Wirkung der feindlichen Waffen auf seine Person. Sein Inneres wird vielmehr von Sorgen anderer Art, die sich auf die Leitung der untergebenen Truppen, auf die Uebereinstimmug von Plan und Ausführung, auf das richtige Eingreifen des der Seele mit stets regem Bewußtseyn vorschwebenden Zwecks ꝛc. beziehen. Sein Muth entspringt also zum größten Theil aus der Klarheit, mit welcher er alle Verhältnisse, Umstände und Ereignisse überblickt und würdigt. Daraus erwächst ihm die Sicherheit und Ruhe im Kommando, so wie die Bestimmtheit und zweckmäßige Wahl seiner Maßnehmungen. Finden aber alle diese Beziehungen nicht fast in gleichem Grade auch bei den Friedensmanövern statt? Ist es hier nicht ebenfalls die Verbindung von Idee und Ausführung, von Zweck und Mitteln, welche seine Seele erfüllt, sie in beständiger Spannung erhält, und auf seine ganze Thätigkeit Einfluß hat? Wird sein Moralisches, nämlich seine durch alle diese Einwirkungen bedingte Willenskraft, die Fähigkeit des richtigen Ueber-

weil sie zu der Darstellung ein unerläßliches Erforderniß ist, und andern Theils, weil mehr Individuen der Form

---

blicks und des schnellen Entschlusses nicht eben auch dabei erkennbar? Sind es endlich nicht gerade diese Eigenschaften, nach denen man seine Brauchbarkeit im Kriege im Voraus beurtheilt, und vielleicht auch den künftigen Feldherrn in ihm erblickt?

Dabei ist noch der Umstand in Anschlag zu bringen, daß bei den Friedensmanövern, wie bei wirklichen Gefechten im Kriege, auf der Zweckmäßigkeit des Verfahrens fast die nämliche Verantwortlichkeit ruht, so fern dabei die Ehre, der Ruf und die Existenz des Führers mehr oder minder davon abhängen.

Aber auch selbst bei dem gemeinen Manne ist nicht nur eine geistige, sondern auch eine moralische Theilnahme an den Manövern denkbar, und zwar in desto höherm Grade, je mehr der Soldat über seine Verrichtungen aufgeklärt, mithin sein Urtheil ausgebildet worden ist. Diese Ansicht wird durch die Erfahrung hinlänglich gerechtfertigt. Es ist bei den Manöverübungen schon mehrmals vorgekommen, daß Generale und andere Offiziere ihre aufs höchste ermüdeten, und die Arbeit des Tages schon vollbracht gehabten Abtheilungen durch die mitgetheilte Absicht eines vorhabenden Ueberfalls, oder sonst einer den Ehrgeiz anregenden Unternehmung, noch zu freiwilligen forzirten Märschen von mehreren Meilen zu ermuntern gewußt haben. Ja selbst der an sich mit dem größten Rechte hart verpönte Misbrauch, Gras, Steine ꝛc. zu laden, und sich damit gegenseitig zu begrüßen, ist wenigstens ein augenscheinlicher Beweis, daß sich der gemeine Mann in seinem Eifer, den Erfolg des Gefechts auf seine Seite zu bringen, bis zur Strafbarkeit vergessen kann. Oefters ist eine Truppe von einem vortheilhaft besetzten Terrainpunkt ꝛc. gar nicht weg zu bringen. Mehrere andere der Beachtung sehr werthe Züge nicht zu gedenken, deren Anführung hier nur zu weitläuftig seyn würde.

Im Allgemeinen kann man daher mit vollem Rechte an-

Meister werden, als der geistigen Prinzipien, welche die Form beleben sollen; — woraus die Pedanterie, die in allen Fächern, von der Philosophie bis zur Besenbinderei, sich unausbleiblich einfindet, zu erklären ist), und daß sie so im Laufe der Zeit, und bei dem Mangel äußerer Anregung, die jedoch nicht immer die sanfteste, und daher wo möglich nicht abzuwarten ist, vermöge der überlegenen Kraft der Materie, die geistigen Elemente überwuchert, und am Ende ein starres, lebloses Ding ohne allen Geist darstellt; so, glaube ich, wird man unerläßlich finden, der Form noch einige geistige Bildungselemente zu amalgamiren, und nicht leichtlich befürchten, man werde der letztern zu viel hinzuthun. Die Schule hat einen gewissen unbehaglichen Mangel und eine Lücke in ihrem System schon immer gefühlt, dasselbe aber nur nach der entgegengesetzten Seite durch höchste Ausbildung der Form zu vervollständigen gesucht, um die Kunst zur Natur, die gezwungene maschinenmäßige Bewegung zum leichten natürlichen Spiel der Kraft heraufzubilden. Der letzte Zweck, das Non plus ultra und Ideal dieses Systems, kann kein andrer seyn, als den Streitkörper, mit gänzlicher Abtödtung des eignen Willens und Gemüths seiner einzelnen Partikeln, zur folgsamen Maschine des ihr vorgesetzten Verstandes zu machen. Die Nerven, wodurch dieser die todte Schießmaschine in Bewegung setzt und lenkt, Richtung, Fühlung und Gleich-

---

nehmen, daß bei den Friedensmanövern die geistigen wie die moralischen Kräfte aller Individuen mehr oder weniger, eben so gut wie im Kriege, wenn gleich nicht in so allgemeiner und scharfer Beziehung als dort, in Anspruch genommen werden, und daß mithin die Manöverübungen eine wirklich zweckmäßige Schule für den Krieg abgeben. D. R.

schritt, mußte man daher bis zur Unzerreißbarkeit und à toute epreuve gegen Feuer und Wasser und die eigne revoltirende Natur zu kräftigen suchen. — Wenn man dies nicht geradezu ausgesprochen hat, so ist doch das Daseyn dieser Idee durch die Hinweisung auf die preußische Kunstfertigkeit bei Molwitz, auf die „im Paradeschritt dort vorschreitenden Bataillone, die mehr den Stock ihrer Führer, als die feindlichen Kugeln fürchteten," und ihre Felsenfestigkeit (womit die Verfechter dieses Systems ihren Beweisen die Krone der Erfahrung aufzusetzen pflegen), hinlänglich dargethan.

Die Preußen siegten bei Molwitz allerdings durch ihre firme taktische Einschulung, und man würde auch noch heute dadurch siegen, wenn man immer einen Feind gegen sich hätte, der auch kein weiteres Hülfsmittel als die Form hat, und nicht so firm eingeschult ist. Man würde noch ferner damit siegen, wenn man an den taktischen Körper und dessen Partikeln heute nicht mehr Forderungen stellte, als bei Molwitz geschah; — nämlich 200 Ruthen in der Ebene im langsamen Paradeschritt vorzuschreiten, einen Kugelhagel nach der Seite des Feindes abzuschicken, und wenn ihn dieser nicht so kräftig erwidert und wankt, abermals im Paradeschritt gegen ihn anzugehen. — Diese Postulate muß man jedoch heutiges Tages fallen lassen, und zum höchsten Uebelstande für das System will das Jahrhundert auch den Stock nicht mehr als taktisches Bildungsmittel anerkennen. Noch ist zu erwägen, daß von den molwitzschen Kriegern wenigstens die Hälfte über zehn Jahre diente.

Von der schulgerechten Kampfgeschicklichkeit der preußischen Infanterie im siebenjährigen Kriege giebt ein un-

verwerflicher Augenzeuge, Behrenhorst, ein nicht so erfreuliches Bild; gleichwohl schlug sie alle Völker Europa's, und es mußte also in dem preußischen Heere zu dieser Zeit wohl noch ein anderes siegfesselndes Prinzip liegen. Ganz Europa aber führte die zum Theil erst nach dem Kampf ersonnenen Formen der preußischen Taktik, als die sicherste Gewährleistung des Sieges, bei seinen Heeren ein; den Genius, wie es schien, aus der Acht lassend, welcher den Formen Leben eingehaucht hatte.

Diese Details jetzt beseitigend, fragen wir im Allgemeinen: läßt sich von diesem Streben der Schule, ein Kongregat lebendiger Kräfte wie eine todte Maschine spielen zu lassen, Erfolg für die Praxis oder auch nur für die taktische Erziehung erwarten?

Hinsichtlich des ersteren antworte ich: Nein! und zeige die Nichtigkeit dieses Strebens durch die Darlegung des Unterschiedes, welchen die Natur zwischen dem aus todten Körpern zusammengesetzten Mechanismus und dem Zusammenwirken lebendiger Kräfte festgestellt hat.

Welches sind die für die Bewegung der Materie geltenden Gesetze? Bewegt sie sich selbst? — das Todte ein Todtes? — Nein! sondern nur durch ein unfaßbares geistiges Etwas, durch die Kraft der Schwere, der Attraktion, des Magnetismus, der Elektrizität, der Elastizität, und wie diese unfaßbaren Größen ferner heißen, wird sie in Bewegung gesetzt. Nun ist es zwar, um eine aus leblosen Gliedern zusammengesetzte Maschine spielen zu lassen, hinlänglich, daß nur ein Körper in ihr wirke, welchem die belebende und bewegende Kraft inwohnt, und der den übrigen durch die Kraft des Mechanismus Leben und Bewegung mittheilt. Läßt sich

aber die aus lebendigen Gliedern zusammengesetzte taktische Maschine eben so durch ein hineingesetztes primum movens in Bewegung setzen? — Abermals nein! — weil diese Urkraft bei der letztern nicht nach unabänderlichen statischen Gesetzen, durch den Druck eines Hebels, den Umschwung eines Rades ꝛc., sondern durch zwei geistige Media, ein Anstoß gebendes und ein empfangendes, wirkt; und erst, wenn das letztere die Materie in Bewegung setzt, die mechanischen Hülfsmittel zum Zusammenwirken der Maschine — Fühlung und Richtung — in Anwendung kommen. — Oder haben nun diese beiden Hülfsmittel dieselbe Zuverlässigkeit, wie bei den andern Maschinen der drückende Hebel, das umschwingende Rad? Hier ist der verwundbarste Punkt des geharnischten System-Kolosses; er ruht, wie Nebukadnezars Traumbild, auf thönernen Füßen. Diese mechanischen Hülfsmittel (mechanisch nur zu nennen, weil sie blos die niedern Seelenkräfte in Anspruch nehmen) wirken nicht mit mechanischer Kraft, sondern urkräftig, durch ein geistiges Erkennen und Wollen des Individuums, wie bei zwei zusammenhängenden Magneten der eine, in Bewegung gesetzt, den andern mit sich zieht, nicht durch mechanische, sondern durch die beiden inwohnende geistige Kraft.

Wenn man also den taktischen Körper als eine Maschine dargestellt hat, so mag man dies wohl als ein Gleichniß gelten lassen, welches aber, wie jedes andere, hinkt. Denn mir ist keine Maschine bekannt, die sich durch das unmittelbare geistige Gegeneinanderwirken zweier Urkräfte, geschweige denn mehrerer, in Bewegung setzte; sondern eine Urkraft wirkt immer auf ein an sich todtes Werkzeug. Ein System aber, welches als erstes

hältnißmäßige Opfer den Sieg, oder unterliegt oft einer durch gewöhnlichen militairischen Geist unterstützten Gewandtheit.

So weit wäre also das vorgeschlagene geistige Bildungselement gerechtfertigt. Was ist nun aber der unter die erforderlichen Eigenschaften des Soldaten mit aufgeführte thätige taktische Gehorsam? — Ich antworte: die höhere geistige Potenz dessen, was die alte Schule Aufmerksamkeit, Attention nennt, und des todten Mechanismus, in welchen sie das Individuum einzuschulen strebte; — das Produkt zur Thätigkeit angeregter Geisteskräfte, deren freies Spiel, durch den höhern anerzogenen Muth unterstützt, auf die Materie zurückwirkend, die Form mit Leichtigkeit handhabt, und sich ihren nothwendigen Bedingungen mit Freiheit unterwirft; — sie also mit Meisterschaft, aber als etwas Untergeordnetes, darstellt; — das wahre à plomb, welches auch im Kampfgewühl die Schaaren nicht verläßt, sondern, wie die Natur, wenn auch in scheinbarer Unregelmäßigkeit, doch mit unverwüstbarer innerer Kraft fortwirkt. Nehmt dem altsystematischen Taktiker die einzig von ihm gestatteten Lebens- und Bewegungsnerven seines taktischen Körpers, Lineal, Winkelmaß und Taktmesser, und — es ist ihm alles genommen. So wie sein sehr zerbrechlicher Mechanismus stockt, so kann er von seinen Zöglingen nichts mehr verlangen; weil er ihnen nichts weiter gelehrt hat (weshalb auch die ältere Schule ihre taktischen Körper mit vieler Konsequenz nur im langsamen Schritt bewegen ließ, um Stockungen des Mechanismus möglichst zu vermeiden). Was nun die Masse noch hält, sind Zufälligkeiten, die von keinem Meister der Schule abhängig sind. Daher denn auch die so verschie-

denen Lebensäußerungen derselben; — denn der Mechanismus zerbricht in der Regel gleich, und nur die Zufälligkeiten walten. Heute raset sie, durch edlere oder gemeinere Reizmittel angeregt, mit unwiderstehlicher Kraft um sich, während sie gestern in apathischer Abspannung lag, und morgen gar durch geistvernichtende Schrecken wie ein atomistisches Chaos auseinander gestäubt wird.

Wo ist das Rettungsmittel gegen diese Schwäche jedes taktischen Körpers, und sey es der macedonische Phalanx? Nur in der sorgfältigsten Ausbildung des Einzelnen durch die Schieß- und Fechtübung, daß er eines Theils ein Gefühl eigner Kraft auch außer dem Kontakt der zerbrechlichen Maschine erlange, und daß andern Theils, durch die daraus hervorgehende geistige Kräftigung des Einzelnen, der nothwendige Mechanismus der Masse kräftiger werde; wogegen der taktische Zögling in dem Zwinger der alten Schule nur die fermen Schläge am Gewehr und die scharfen Beitritte im Kopfe hat, wodurch dieselbe, wie eine Fatamorgana, ein Trugbild von innerer Kräftigkeit der Masse hervorzaubern will, womit er aber freilich keinen Feind schlagen kann, und, daß dem so sey, auch recht gut selbst fühlt.

Doch zurück zu unserm thätigen taktischen Gehorsam. Ich habe diese Eigenschaft Gehorsam genannt (und zwar den taktischen, zum Unterschiede von dem disziplinarischen), weil es eine Unterwerfung unter den Mechanismus und dessen Leitung ist. Den thätigen habe ich ihn aber beigenamt, theils weil er das Bewußseyn eigner Kraft und Wirksamkeit, welche sich nur freiwillig unter dieser Form äußern will, weil sie die Nützlichkeit derselben einsieht, nicht unterdrückt, — und sich, auch

nehmen. Sie sollte ferner erwägen, daß man wohl mit kleinen oder vielmehr einfachen Mitteln Großes bewirken könne, aber nie mit kleinlichen; daß das fortwährende Herumtreiben in mechanischen Kleinigkeiten nur Automate schafft, daß das Sprüchlein: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken!" auch für die Erziehung gelte; und sollte mit gesundem Urtheil die Grenze stecken, bis wohin der Mikrologismus zu treiben sey. Dies kann sie aber nicht, so lange der Schematismus ihr Gott ist, der sie in ein immer feineres Ausspinnen des Details hineinzieht.

Im Großen muß ferner Alles, bis auf die geringste Bewegung, bis auf jedes im Reich der Möglichkeiten nur irgend erdenkliche Verhältniß, der mathematischen Regel unterworfen werden, so daß endlich das menschliche Gedächtniß nicht im Stande ist, alle Regeln zu fassen. Ist man einmal in dies System, bewußt oder unbewußt, hineingerathen, so ist dies nicht zu vermeiden. Analogie und mathematische Konstruktion, welche die Grundbasen desselben sind, so wie die Nothwendigkeit, bei dem Mangel eines andern Bildungselements, die Sache auf diese Art mit Konsequenz so weit zu treiben, als sie nur irgend gehen will, ziehen immer tiefer in den geisttvernichtenden Strudel des leeren Formenwesens hinab.

Bei Lehrer und Schüler wird hierdurch alle geistige Selbstthätigkeit so unterdrückt, daß, wenn einer einmal selbsthandelnd auftreten soll, er sich zuvor ängstlich nach dem Schema umsieht, in dessen Linien er sich mit Sicherheit und ohne zu denken bewegen könne; und wenn in seinem Gedächtnißvorrath keins vorhanden ist, gar wunderliche Sachen zum Vorschein bringt; wie der Schüler,

der immer auf der Bleilinie geschrieben hat, ohne dieselbe, gar zackige Zeilen liefert. Wenn nun für den taktischen Zögling doch einmal die Zeit eintreten muß, wo ihm der leitende Faden der Bleilinie fehlt (so lange nämlich nicht Kants ewiger Friede proklamirt ist), warum will die Schule ihm denselben nicht schon in der Periode der Uebung wegnehmen, sondern bis zu der Zeit aufzwingen, wo er handelnd ins Leben treten soll, um dann einen Automaten mit leicht zerbrechlichem Federspiel an ihm zu haben.

Wenn ferner die Schule einsehen sollte, daß sie bei aller in das größt mögliche Detail gehenden Genauigkeit nicht einmal im Stande ist, alle auf dem Uebungsplatze eintretenden Verhältnisse mit ihren Regeln und Analogien zu erschöpfen, vielweniger denn die auf dem Kampfplatze möglicherweise vorkommenden, wo die nach dem Lineal ausgezogene, für das Starre geltende mathematische Ordnung und Regel verschwindet, und nur die höhere, für lebendige Kräfte gültige Ordnung und Regel von dem gleichartigen Geist in scheinbarer Regellosigkeit blitzschnell und instinktmäßig erkannt und gehandhabt wird; so, dächte ich, sollte sie die unnöthige Qual aufgeben, alles und jedes dem Schema zu unterwerfen; sich begnügen, allgemeine Prenzipien aufzustellen, und danach ohne Winkelmaß und Lineal handeln zu lassen; — ein Grundsatz, den das preußische Exerzier-Reglement von 1812 sehr schön aufstellt und befolgt. Es wird nun freilich öfters nicht ganz zweckmäßig gehandelt werden; aber man gerathe darüber nicht sogleich außer sich, besonders wenn die Sache nur symmetrische Außerwesentlichkeiten betrifft. Die Leute, vom Obersten bis Untersten, lernen dabei selbstdenken und

nach Grundsätzen handeln; einem denkenden Handler aber kommt nichts unvermuthet; statt daß sie sich sonst zwar in den Linien des Schema's mit Präzision bewegen, so wie ihnen aber ein Fall vorkommt, der sich nicht in ihre Schema's hineinzwängen läßt, sich ganz unbehülflich oder gar nicht bewegen.

Der größte Uebelstand bei dieser Detailausspinnerei ist aber der, daß alle neben der Ausbildung der Form stehenden geistigen Erziehungselemente bald ganz von ihr verdrängt werden, indem sie Geist, Zeit und Kraft der Lehrer und Schüler allein in Anspruch nimmt, wie ein böses Unkraut alles überwuchert, und am Ende die mathematische Regelmäßigkeit nach Winkelmaß, Lineal und Taktmesser, und (weil denn doch etwas Lebendiges bei der Sache seyn muß) die symmetrisch schön ins Auge fallende Darstellung, das schlechteste Kriterion bei taktischen Institutionen, als höchstes, einziges Prinzip aufstellt.

Wenn nun die höchste Ausbildung der Form die Masse gleichwohl ohne Leben läßt, das Einschulen des belebten Individuums in die Masse diese auch nicht lebendig macht, sondern umgekehrt, das erstere abtödtet, so daß es außer den Linien des Schema's und außer dem Kontakt des sehr zerbrechlichen Mechanismus unbrauchbar, also für den erforderlichen Zweck als todt zu betrachten ist; — wodurch wird man es denn erreichen, der nun einmal doch nöthigen Form Leben einzuhauchen? — Ich antworte: dadurch, daß man erst in dem Individuum das geistige Prinzip durch die Erziehung für den erforderlichen Zweck möglichst kräftigt, und so belebend auf die Masse und die Form zurückwirkt.

Die Mittel der alten Schule (mit Einschluß des

großen Anregers, des Stocks, den Brown in seiner Erregungstheorie, wie ich glaube, vergessen hat) leisteten diese geistige Kräftigung des Individuums nicht; in dem neuern liberalern System sind der geistanregenden Elemente nicht hinlänglich, und könnten unter ungünstigen Umständen von dem rückkehrenden Materialismus, der immer noch zu befürchten ist, so lange der taktischen Bildungsmethode ein überwiegendes geistiges Bildungselement mangelt, erstickt werden. Wir wollen nun sehen, ob das angegebene Mittel das zu leisten vermag, was zur Vervollkommnung der taktischen Erziehungsmethode gefordert wird.

Zuvörderst fragen wir uns, welche Eigenschaften sind dem Individuum nöthig, um ein wirksames Glied des taktischen Körpers abzugeben?

Wir finden:

> kräftige Gewandtheit; rascher, scharfer Blick; schnelles Urtheil; Entschlossenheit; und noch eine Eigenschaft, die wir vorläufig den thätigen taktischen Gehorsam nennen wollen.

Findet man in der Folge, daß so ein Ding wirklich existiren könne, so mag man ihm einen Namen geben, welchen man will; — nur nicht Aufmerksamkeit oder Attention.

Daß die erste Eigenschaft durch eine bis zur Fertigkeit gebrachte Uebung im Kontrafechten, nach der in dem Aufsatz über Bajonetfechtkunst dargestellten Unterrichtsmethode *), eher hervorgerufen werden könne, als durch ein Dutzend mit mathematischer Genauigkeit eingeübter Griffe am Gewehr, und eine noch so künstlich

*) Siehe d. 4te u. 5te Hft., Jahrg. 1825, dies. Zeitschrift.

eingerichtete Fertigkeit im Marschiren, wird einleuchten. Allein, wie gesagt, bis zur völligen Fertigkeit im Kontrafechten muß die Sache getrieben werden, sonst hat man nichts, als einige mechanische Griffe mehr.

Die Schärfe des Blickes, möchte man einwerfen, würde durch die Schießübung mehr geübt, als durch die Fechtübung. Allein erstens kann man der Anleitung zur Tüchtigkeit nicht leicht zu viel haben; und zweitens geht auch unsrer Schießübung noch ein bedeutendes Erforderniß zur höheren Vollkommenheit ab, indem sie nicht den raschen Schuß, und mithin den raschen Blick übt, sondern jedem so viel Zeit zum Zielen läßt, als ihm beliebt, und höchstens vor dem zu lange Zielen warnt. Das Kontrafechten würde aber diese Fertigkeit anregen.

Hat man ferner irgendwo schnellere Wahrnehmung und rascheres Urtheil nöthig, als bei Ausübung der Fechtkunst? Und wird daher die Einlernung derselben nicht diese geistigen Kräfte vorzugsweise entwickeln und stärken? Wie wir vorher gesehen, tödtet die alte Schule, welche die Ausbildung der Form als einziges Bildungselement anerkennt, diese Fähigkeit ab, indem sie statt derselben die mechanische Fertigkeit als primum movens substituirt. Das liberalere System, welches daneben noch einige geistanregende Uebungen zuläßt, übt dieselbe blos an todten Gegenständen, was bei weitem keine so vollständige Entwickelung mit sich führt, als ihre Uebung in der Gegenwirkung gegen eine lebendige, blitzschnell wirkende Kraft.

Die folgende, dem Soldaten nöthige Eigenschaft, die Entschlossenheit, gründet sich, bei dem Daseyn des rein thierischen Muthes, auf eine aus dem Bewußtseyn der Kampffertigkeit und der schnellen Urtheilskraft her-

vor-

vorgehende Sicherheit. Wo der thierische Muth, ein Produkt körperlicher Kräftigkeit und eines gesunden, nicht krankhaft reizbaren, Nervensystems, fehlt, wird zwar die Erziehung den höhern, thätigen Muth nie entwickeln können. Dies verlangen, hieße aber ein Unmögliches fordern.

Wie aber das mechanische Bildungssystem diesen höhern, thätigen Muth hervorrufen will, ist mir nie klar geworden; vielleicht hat es aber auch seine Anregung nie beabsichtigt, da es nur die mechanische Fertigkeit zuläßt. Klare Anschauung seines Wirkens, und wie er mit den eingelernten Kunstgriffen große Dinge hervorzubringen vermöge, kann der Soldat dabei nicht haben, und woher soll ihm sonst das Vertrauen auf seine Kampffertigkeit kommen. Soll es durch das Vertrauen auf die Gesammtkraft der wie ein Körper wirkenden Masse ersetzt werden? — Dies Vertrauen auf die Verläßlichkeit des Systems wird dem Soldaten nie eigen gemacht werden können. — Es fehlt der Masse also die geistige Urkraft; und in diesem Falle sind hundert zusammengestellte Individuen eben so wenig ein taktischer Körper zu nennen, als hundert zusammengescharrte Hasen oder Schafe, die nie einen einzelnen Löwen aufwiegen. Auch stäubt die Gorgonengestalt des Kampfes solche künstlich taktische Massen bald, wie jene, auseinander, oder drängt sie, wie diese, in wehrlose Klumpen zusammen, wenn der glückliche Ersatz dieses anerzogenen höhern Muthes, nämlich der in die Masse übergegangene Enthusiasmus, fehlt. Aber auch dieser ersetzt den auf die persönliche Kampffertigkeit gegründeten thätigen Muth nicht ganz. Er treibt den unbehülflichen, plumpen Enthusiasten nur blind in den Tod, und erringt durch unver-

hältnißmäßige Opfer den Sieg, oder unterliegt oft einer durch gewöhnlichen militairischen Geist unterstützten Gewandtheit.

So weit wäre also das vorgeschlagene geistige Bildungselement gerechtfertigt. Was ist nun aber der unter die erforderlichen Eigenschaften des Soldaten mit aufgeführte thätige taktische Gehorsam? — Ich antworte: die höhere geistige Potenz dessen, was die alte Schule Aufmerksamkeit, Attention nennt, und des todten Mechanismus, in welchen sie das Individuum einzuschulen strebte; — das Produkt zur Thätigkeit angeregter Geisteskräfte, deren freies Spiel, durch den höhern anerzogenen Muth unterstützt, auf die Materie zurückwirkend, die Form mit Leichtigkeit handhabt, und sich ihren nothwendigen Bedingungen mit Freiheit unterwirft; — sie also mit Meisterschaft, aber als etwas Untergeordnetes, darstellt; — das wahre à plomb, welches auch im Kampfgewühl die Schaaren nicht verläßt, sondern, wie die Natur, wenn auch in scheinbarer Unregelmäßigkeit, doch mit unverwüstbarer innerer Kraft fortwirkt. Nehmt dem altsystematischen Taktiker die einzig von ihm gestatteten Lebens- und Bewegungsnerven seines taktischen Körpers, Lineal, Winkelmaß und Taktmesser, und — es ist ihm alles genommen. So wie sein sehr zerbrechlicher Mechanismus stockt, so kann er von seinen Zöglingen nichts mehr verlangen; weil er ihnen nichts weiter gelehrt hat (weshalb auch die ältere Schule ihre taktischen Körper mit vieler Konsequenz nur im langsamen Schritt bewegen ließ, um Stockungen des Mechanismus möglichst zu vermeiden). Was nun die Masse noch hält, sind Zufälligkeiten, die von keinem Meister der Schule abhängig sind. Daher denn auch die so verschie-

Das Salz, welches in dem muriatischen Pulver den Salpeter vertritt, hat vielfache Namen erhalten, durch die schon mancherlei Irrthümer verursacht worden sind. Diese Verschiedenheit der Benennung gründet sich auf die zwiefache Ansicht, die von den Chemikern über die in dem Salze enthaltene Säure aufgestellt worden, und die mit wenigen Worten hier erläutert werden soll, weil das Folgende sich auf diesen Kampf der Meinungen mehrfach beziehen muß.

Die ältere Chemie glaubte nämlich: diese Säure sey ein Superoxyd der Salzsäure, d. h. Salzsäure mit einer Ueberladung von Sauerstoff; die Salzsäure selbst aber werde von einem noch unbekannten Stoffe (*Muriatium*) und Sauerstoff gebildet, daher ihr Name acidum muriaticum, und der des Superoxyds acidum hyperoxymuriaticum. Nach dieser Ansicht heißt also unser Salz *kali hyperoxymuriaticum*, überoxydirt salzsaures, hyperoxygenirtsalzsaures Kali (Berzelius nennt es oxydirt salzsaures). Von der lateinischen Benennung stammt auch der Name muriatisches Pulver, den man der Mischung dieses Salzes mit Kohle und Schwefel beilegt, und der nichts für sich hat, als die Kürze des Ausdrucks. Er ist, um Umschreibungen zu vermeiden, hier zur Bezeichnung gewählt worden, und aus eben dem Grunde wird auch im Folgenden zuweilen das Salpeterpulver das nitrische (Salpeter kali nitricum) genannt werden.

Die neuere Ansicht der Chemie dagegen glaubt: die gelbe übelriechende Luft, die man früher für das Oxyd der Salzsäure gehalten, sey ein einfacher Stoff, Chlor (Chlorine); die Salzsäure enthalte gar keinen Sauerstoff, sondern sey eine Verbindung von Chlor und Was-

wenn der Mechanismus versagt, zum Selbsthandeln noch mit Kraft ausgerüstet fühlt, eben deshalb aber auch den Mechanismus mit mehr Sicherheit ausübt, als die blos mechanisch eingeschulte Truppe; theils zum Unterschiede von einem andern Phänomenon, welches ich den passiven taktischen Gehorsam nennen, und durch ein Beispiel erläutern will.

Ich sah einst ein aus einem Dorfe herausgeworfenes Bataillon, in die Bataillonsmasse formirt, sich im gewöhnlichen Schritt nach einem etwa 800 Schritte entfernten Walde zurückbewegen; alles blieb geschlossen in den Gliedern, ich glaube fast auch im Tritt, während ein Schwarm von Enragé's es von hinten auf eine fürchterliche Art mit Kolben mishandelte. Der Kommandeur that alles Mögliche, um es zum Stehen zu bringen; allein vergebens. Es ging in Ordnung zurück, und wurde in gleicher Art noch tief in den Wald hinein durch Tirailleurs verfolgt. Dies starre Kleben an die Schulform bei dem gänzlichen Mangel innern Kraftgefühls nenne ich den passiven taktischen Gehorsam. Er ist ein Produkt der alten Schule, und auch ihr höchstes Streben. Der Verfechter des alten Systems wird zwar pochen und anführen:

> Was hätte man aber mit einer so eingeschulten Truppe nicht ausrichten können, wenn sie innere Kraft besessen hätte?

Ich entgegne ihm aber:

> Woher willst du diese innere Kraft von deinem taktischen Körper fordern, da du nichts gethan hast, sie hervorzurufen? Und willst du Zufälligkeiten, die deine Masse einmal elektrisiren, deiner Bildungsmethode zum Verdienst anrechnen? Zum

ver mit dem chloriesauren Kali zu verbinden, und fand zu seiner Freude, daß dies nitrisch-muriatische Pulver von all den versuchten Mischungen das zu diesem Zweck vorzüglichste Pulver gebe. Die Körner werden ohne alles Gummi so fest und dauerhaft, als es mit demselben nie geschieht; die Verfertigung wird um vieles vereinfacht, und die Entzündung durch den Schlag ist, obwohl man glauben sollte, das Pulver würde durch den Salpetergehalt zu träge, dennoch sehr sicher. Als der Verfasser die technischen Werke, die ihm zur Hand waren, nachschlug, fand er in den Annals of Philosophy, New Series Nr. II. 1821., bei Gelegenheit der Mittheilung des Apparats des Obersten Yule, die Kanone durch den Schlag zu entzünden, von Deuchar diese Verbindung ebenfalls nach mannichfachen Versuchen als die beste angegeben (dieser interessante Aufsatz findet sich auch übersetzt in Dinglers polytechnischem Journale, VI. S. 28.). Wollte man ein eben so festes, aber stärkeres und rein muriatisches Pulver haben, so würde man auf der Mühle Kohle und Schwefel im gewöhnlichen Verhältniß zusammenarbeiten und stark pressen lassen, dann erst das Salz hinzuthun, und von neuem mengen und körnen.

Wenn man dem muriatischen Pulver vorwirft, daß es leichter feucht werde, als das nitrische, so thut man ihm Unrecht. Der Verfasser hat eine genau abgewogene gleiche Quantität beider Arten drei Wochen der feuchten Kellerluft ausgesetzt, und die Zunahme an Gewicht nicht beträchtlich, und zwar bei beiden fast gleich gefunden. Das Zündpulver detonirte nach wie vor durch einen starken Schlag. Die aufgenommene Feuchtigkeit vermindert allerdings die Wirksamkeit des Pulvers um etwas, aber

einem falschen Vordersatz ausgegangen sey, indem es Massen, die aus lebendigen, mit Willen begabten Wesen zusammengesetzt waren, gleich der Materie dem rein mathematischen Kalkul unterwarf, und nicht weiter fragte, wo der Geist herkommen sollte, der diese Massen in letzter Instanz zusammenhielte und bewegte. Aber man übertäubte sich gegen diesen wohlgefühlten Mangel, und glaubte, der innersten Natur der Dinge zum Hohn, ihn dadurch zu ersetzen, daß ein konsequentes, starres, blos auf die nie versagende Geläufigkeit in der Form hinarbeitendes Bildungssystem diese letztere unzerbrechlich stark bildete.

Der Verfasser hat hiermit seinem oben angegebenen Vorsatz: den Einfluß, den die Einübung der Bajonetfechtkunst auf die Erziehung zur taktischen Fertigkeit seiner Meinung nach äußern würde, darzustellen, genügt, und schließt hiermit. Man wird ihm zu breite Demonstration und ein Hinüberschweifen in das Gebiet metaphysischer Spekulation vorwerfen. Der erste Fehler rührt von seiner eingestandenen geringen Gewandtheit auf diesem Gebiet, und von dem Streben her, möglichst überzeugend für den Verstand zu sprechen. Den letzten Vorwurf kehrt er um, und schiebt ihn dem alten Systeme zu, dessen Grundfehler eben der Mangel aller metaphysischen Spekulation und die Anwendung des rein mathematischen Kalküls auf lebendige Wesen war.

Er hat bei dieser kritischen Zergliederung blos die Absicht gehabt, das rationale wissenschaftliche Fundament der vorhandenen positiven Institutionen zu untersuchen, in wie fern es einen sichern Grund für letztern abgäbe, und glaubt nicht, daß man ihm die Absicht unterlegen werde, irgend eine der letztern tadeln zu wollen. Denn

was kann am Ende die positive Institution dafür, daß die rationale Wissenschaft ihr nicht mehreren und festern Boden auswarf, um darauf sicherer zu fußen.

Man kann ihm ferner vorwerfen, wenigstens ohne Noth und zur Unzeit über die Nachtheile einer überwiegenden Herrschaft der Form geschrieen zu haben, in einem Augenblicke, wo der elektrische Funke einer gewaltigen Zeit, der belebende Athem einer jugend-kräftigen, ruhmvollen Epoche, die Intensivkraft der rationalen Wissenschaft, so wie der positiven Institutionen neu gestählt habe. Der Verfasser möchte diesen Vorwurf von sich abzuwenden nicht vermögen. Allein auch in der Zenithhöhe der geistigen Vollkraft fürchte man die unheimliche, erstarrende Gewalt des Materiellen. Geistreiche Institutionen zeugen nur für den Augenblick ihrer Schöpfung und für ihren Schöpfer von dem Daseyn eines lebendigen Geistes. Der Folgezeit sind sie todte Instrumente, womit der Geist hervorgerufen, und bleibend und allgemein gemacht werden soll. Ob dann diese todten Instrumente ihn herzubannen vermögen, darüber entscheidet blos der gleichartige Geist, der sie handhabt. So wie dieser in seiner Spannkraft nur nachläßt, gewinnt die kontinuirlich wirkende Kraft der Materie die Oberhand;— eine Reflektion, die so hochtragische Gedanken hervorzurufen im Stande ist, wie sie Marius auf Karthago's Trümmern nur gedacht haben kann!

Um in dieser Hinsicht nur von der Wissenschaft zu sprechen, so ist allerdings eine lebendige Thätigkeit im Verarbeiten der durch die Erfahrungen der letztverflossenen dreißig Jahre gelieferten Materialien jetzt nicht zu verkennen. Warum neigt sich aber diese Thätigkeit fast nur auf die rein mathematische Begründung eines stra-

tegischen Systems, dessen weiteres Ausbilden zu dem Fehlschluß verführen muß: man werde allein durch ein richtig kalkulirtes System von strategischen Linien wie mit einem magischen Netz den Erdball zusammenschnüren können; — da doch der Glaube an die mathematische Untrüglichkeit dieses Systems erst dann begründet seyn könnte, wenn man den Heeresmassen nur rein konventionellen Werth und Wirkungskraft, gleich den Schachfiguren, beizulegen berechtigt wäre. Da dieser Vordersatz falsch ist, so würde das ganze darauf gegründete System schwanken, und eine — gleichviel, ob durch Enthusiasmus oder ein zweckmäßiges Erziehungssystem hervorgebrachte — taktische Ueberlegenheit alle strategische Netze zerreißen, und ein rein mathematisch-strategisches System eben so über den Haufen werfen, wie das rein mathematisch-taktische von ähnlichen Ursachen seinen Stoß erlitt.

Alles menschliche Streben, d. h. im Allgemeinen die sichtbare Darstellung des Gedankens durch die Verbindung mit der Materie, so wie es den höchsten Grad möglicher Vollkommenheit erreicht hat, macht unmittelbar darauf wieder Rückschritte, weil die Materie, die es zu sich niederzieht, kontinuirlich wie die Schwerkraft, dagegen der Geist auf die Materie nur stoßweise wie der elektrische Funken wirkt; und daher kann der Zuruf nie unzeitig seyn, daß in allen Dingen erster Grundsatz seyn müsse, nicht sowohl die sichtbare Darstellungsform, als vielmehr den Geist zu erhalten, in dessem Sinne die Form geschaffen ist, damit er, in Zeiten der Noth angerufen, nicht, wie Baal, in die Wüste gegangen sey und schlafe.

---

ticum mit dem elektronegativen Sauerstoff größtentheils gesättigt, sie wirkt zwar gegen den Sauerstoff noch positiv fort, jedoch nur schwach; sie hält daher den weiter noch hinzutretenden nur mit geringer Verwandtschaft an sich, und macht ihn leicht frei, wenn ihn die positivere Kohle unter Temperaturerhöhung anzieht. Diese Eigenschaft der leichten Zersetzbarkeit in Sauerstoff und Oxyd haben alle Superoxyde (z. B. Braunstein, d. i. Magansuperoxyd) in höherem oder niederem Grade mit einander gemein.

Vermöge dieser geringeren Verwandtschaft der Bestandtheile der Chlorsäure zu einander, im Vergleich mit denen der Salpetersäure, bedarf sie zur Trennung keiner so hohen Temperatur als diese; die Zersetzung des muriatischen Pulvers, d. h. seine Entzündung, wird also schon bei geringerer Wärme statt haben, als die des nitrischen.

Bei jeder Reibung zweier Körper wird Wärme erzeugt; wie? ist dermalen noch nicht genügend erklärt; je schneller die Reibung geschieht, desto höher wird der Wärmegrad; ein Stoß kann aber als die heftigste Reibung der einzelnen Partikeln des gestoßenen und stoßenden Körpers angesehen werden, und es erzeugt sich auch wirklich beim Stoß, wie die Erfahrung lehrt, eine mehr oder weniger fühlbare Wärme. Die chemischen Prozesse, die durch augenblickliche Temperaturerhöhung bewirkt werden, müßten sich daher alle auch durch den Stoß hervorbringen lassen, wenn wir diesen nur immer stark genug geben könnten. Alle Prozesse aber, die durch einen Stoß bewirkt werden, können einzig und allein von der durch ihn erzeugten Wärme eingeleitet werden. Wollen wir einen Munitionswagen

liches Kleinod ahnet, und sich keine Mühe verdrießen läßt, es aus der Schale zu lösen. — Ein solcher bisher unbenutzt gelegener Schatz ist auch das muriatische Pulver, das, schon seit 1788 bereitet und leider auch berüchtigt, erst vor wenigen Jahren Eingang ins Kriegerhandwerk gefunden, und jetzt dort theilweise zu gut, meistens aber noch zu schlecht akkreditirt ist. — Möchte der folgende schwache Versuch zur richtigen Würdigung desselben etwas beitragen können, möchte er den jetzt mit diesem Gegenstande vielfach praktisch beschäftigten Militairs einigermaßen theoretisch zu Hülfe kommen, sie vielleicht mancher unnützen Mühe überheben, und ihnen dagegen hier und da Winke geben, in welcher Richtung ihr Fleiß und ihre Versuche die dankbarsten Erfolge zu hoffen haben dürften.

In einem frühern Aufsatze: „Ueber Pulverentzündung und Pulverkraft ꝛc.," abgedruckt im 2ten Hefte, Jahrg. 1824, dieser Zeitschrift, hat der Verfasser den größten Theil der allgemeinen Grundsätze, auf die sich das Folgende bezieht, schon entwickelt, und, um nicht durch Wiederholung zu ermüden, wagt er es, den geehrten Leser in dieser Hinsicht auf jenen Aufsatz zu verweisen. In den folgenden Blättern wünscht er dagegen die Aufgabe zu lösen: von dem, was bisher über diese merkwürdige Pulverart bekannt geworden, das Wichtigste, in so weit es für den Kriegsgebrauch von Nutzen seyn kann, zusammenzustellen, und hinsichtlich des chemischen Prozesses nur das hervorzuheben, worin dies Pulver sich von dem gewöhnlichen unterscheidet. Nach dieser nöthigen Vorausschickung zur Sache selbst. —

Das Salz, welches in dem muriatischen Pulver den Salpeter vertritt, hat vielfache Namen erhalten, durch die schon mancherlei Irrthümer verursacht worden sind. Diese Verschiedenheit der Benennung gründet sich auf die zwiefache Ansicht, die von den Chemikern über die in dem Salze enthaltene Säure aufgestellt worden, und die mit wenigen Worten hier erläutert werden soll, weil das Folgende sich auf diesen Kampf der Meinungen mehrfach beziehen muß.

Die ältere Chemie glaubte nämlich: diese Säure sey ein Superoxyd der Salzsäure, d. h. Salzsäure mit einer Ueberladung von Sauerstoff; die Salzsäure selbst aber werde von einem noch unbekannten Stoffe (*Muriaticum*) und Sauerstoff gebildet, daher ihr Name acidum muriaticum, und der des Superoxyds acidum hyperoxymuriaticum. Nach dieser Ansicht heißt also unser Salz *kali hyperoxymuriaticum*, überoxydirt salzsaures, hyperoxygenirtsalzsaures Kali (Berzelius nennt es oxydirt salzsaures). Von der lateinischen Benennung stammt auch der Name muriatisches Pulver, dem man der Mischung dieses Salzes mit Kohle und Schwefel beilegt, und der nichts für sich hat, als die Kürze des Ausdrucks. Er ist, um Umschreibungen zu vermeiden, hier zur Bezeichnung gewählt worden, und aus eben dem Grunde wird auch im Folgenden zuweilen das Salpeterpulver das nitrische (Salpeter kali nitricum) genannt werden.

Die neuere Ansicht der Chemie dagegen glaubt: die gelbe übelriechende Luft, die man früher für das Oxyd der Salzsäure gehalten, sey ein einfacher Stoff, Chlor (Chlorine); die Salzsäure enthalte gar keinen Sauerstoff, sondern sey eine Verbindung von Chlor und Was-

serstoff; die Säure aber, die wir hier betrachten, eine Verbindung von Chlor und Sauerstoff, Chlorsäure (Chloriesäure). Nach dieser Ansicht, die weiter unten noch genauer erörtert werden muß, heißt das Salz chloriesaures, auch chlorsaures Kali, fälschlich zuweilen auch Chlorine-Kali.

Keine der beiden Lehren hat bis jetzt die andere vollkommen aus dem Felde schlagen können, und wenn auch die Mehrzahl der heutigen Chemiker sich für die neue erklärt, so hat auch die alte noch sehr bedeutende Gelehrte für sich, die sie wacker verfechten. Alle bisher durch Versuche ausgemittelte Eigenschaften der besprochenen Säure lassen sich mit gleicher Schärfe auf die eine und andere Weise erklären, so daß ohne neue wichtige Entdeckungen, die uns Licht geben könnten, es nicht gerathen scheint, der einen Ansicht unbedingt beizutreten. Deshalb muß der Entzündungsprozeß hier auch auf beide Weisen entwickelt werden.

Noch sind leider beim muriatischen Pulver über die Produkte der Entzündung, als den Rückstand, die erzeugten Gase u. s. w., keine so genaue Versuche gemacht worden, als beim Schießpulver, und es muß, da uns die Praxis fehlt, die Theorie allein die meisten Angaben feststellen. Verfasser dieses hat zwar selbst über viele dieser Punkte Versuche vorgenommen, doch sind sie lange nicht hinreichend, die Lücke zu füllen; er muß daher im Voraus bemerken, daß seine im Folgenden enthaltenen theoretischen Erklärungen mehr nach Analogien und andern Erfahrungen entworfene Annahmen, als unwiderlegliche Thatsachen sind.

Das muriatische Pulver wird dem Soldaten durch *zwei Eigenschaften* wichtig: einmal, weil es sich durch

einen starken Schlag entzündet, und zweitens, weil es um das Doppelte, fast Dreifache stärker auf das Geschoß wirkt, als unser Salpeterpulver. Die frühesten Versuche, es anzuwenden, scheiterten an der für Unerfahrne allerdings größern Gefährlichkeit der Bereitung und Aufbewahrung, und so kam diese wichtige Mischung, die vielleicht einmal eine neue Epoche in der Waffenkunst herbeiführen wird, auf lange Zeit in Miskredit, den aber die bei Gelegenheit der neuen Zündungen seit einiger Zeit angestellten Proben mehr und mehr vernichtet haben, so daß es jetzt, da der Werth dieses Pulvers theilweise schon anerkannt ist, nur noch darauf ankommt, das eingewurzelte Vorurtheil zu bekämpfen, das zwar weithin die Wahrheit beschattet und verdunkelt, doch nur aus schwacher Wurzel entsprossen ist, und daher einem auf festern Grund fußenden Angreifer nicht alle Siegeshoffnung rauben kann.

Das beste Mengungsverhältniß des muriatischen Pulvers ist vielfach verschieden angegeben worden. Berthollet, der die ersten, leider unglücklichen, Versuche damit machte, nahm die Verhältnißzahlen des gewöhnlichen nitrischen, nur etwas weniger Schwefel; Lepage, der die zugehörigen Flintenschlösser erfand, mischte außerdem noch Salpeter, Semen Lycopodii (Bärlappsamen) und, statt der Kohle, geraspeltes Faulbaumholz dazu. Mehrfach sind die Zahlen und Beimischungen geändert worden, und es würde wohl lohnen, durch die Praxis für ein oder das andere Verhältniß zu entscheiden.

Verfasser dieses, dem es für einen militairischen Zweck wichtig war, die für die Zündung durch den Schlag vortheilhafteste Zusammensetzung zu ermitteln, hat besonders hierüber viele Versuche angestellt, deren

freilich noch nicht genügende Resultate er in Folgendem darlegt. —

Er suchte zuerst durch Berechnung das Mischungsverhältniß zu bestimmen, und fand aus den weiter unten entwickelten Annahmen, daß Berthollets Vorschrift, nämlich fast gleiches Verhältniß mit dem Salpeterpulver, hiernach das richtigste sey. Er mischte darauf 75 Theile Salz und 25 Theile Schwefel, dann 75 Theile Salz und 25 Theile Kohle, und 10 dazwischen liegende Verhältnisse, worin zwar das Salz immer 75 Prozent betrug, Kohle und Schwefel aber gegen einander variirten, und körnte jede Mischung für sich. Die Entzündung durch den Schlag geschah zwar bei allen diesen Pulverarten, jedoch schwerer, wenn die Kohle überwiegend war, obwohl auch die Verbindung, die das Kohlenmaximum und gar keinen Schwefel enthielt, noch durch einen starken Schlag entzündet werden konnte (was gegen Berzelius Angabe streitet, s. sein Lehrbuch Th. I. S. 653). Die Festigkeit des Korns nahm mit dem Schwefelgehalte zu, doch mußte auch beim Schwefelmaximum noch Gummiauflösung hinzugefügt werden, indem in der Reibschale, selbst beim anhaltendsten Bearbeiten, keiner Mischung hinreichende Festigkeit gegeben werden konnte; ohne Gummi zerfielen die Körner leicht zu Staub. Ganz deutlich war zu bemerken, daß die Entzündbarkeit mit dem Gummigehalte in umgekehrtem Verhältnisse stehe, daß daher auch die Mischungen mit überwiegendem Kohlengehalte weniger gut seyen, da sie viel Gummi brauchen, deshalb sich weniger leicht entzünden, schwerer trocknen, niemals dichtes Gefuge erhalten, und leichter feucht werden. Um das Gummi ganz zu vermeiden, versuchte endlich der Verfasser, gewöhnliches Schießpul-

ver mit dem chloriesauren Kali zu verbinden, und fand zu seiner Freude, daß dies nitrisch-muriatische Pulver von all den versuchten Mischungen das zu diesem Zweck vorzüglichste Pulver gebe. Die Körner werden ohne alles Gummi so fest und dauerhaft, als es mit demselben nie geschieht; die Verfertigung wird um vieles vereinfacht, und die Entzündung durch den Schlag ist, obwohl man glauben sollte, das Pulver würde durch den Salpetergehalt zu träge, dennoch sehr sicher. Als der Verfasser die technischen Werke, die ihm zur Hand waren, nachschlug, fand er in den Annals of Philosophy, New Series Nr. II. 1821., bei Gelegenheit der Mittheilung des Apparats des Obersten Yule, die Kanone durch den Schlag zu entzünden, von Deuchar diese Verbindung ebenfalls nach mannichfachen Versuchen als die beste angegeben (dieser interessante Aufsatz findet sich auch übersetzt in Dinglers polytechnischem Journale, VI. S. 28.). Wollte man ein eben so festes, aber stärkeres und rein muriatisches Pulver haben, so würde man auf der Mühle Kohle und Schwefel im gewöhnlichen Verhältniß zusammenarbeiten und stark pressen lassen, dann erst das Salz hinzuthun, und von neuem mengen und körnen.

Wenn man dem muriatischen Pulver vorwirft, daß es leichter feucht werde, als das nitrische, so thut man ihm Unrecht. Der Verfasser hat eine genau abgewogene gleiche Quantität beider Arten drei Wochen der feuchten Kellerluft ausgesetzt, und die Zunahme an Gewicht nicht beträchtlich, und zwar bei beiden fast gleich gefunden. Das Zündpulver detonirte nach wie vor durch einen starken Schlag. Die aufgenommene Feuchtigkeit vermindert allerdings die Wirksamkeit des Pulvers um etwas, aber

bei beiden Arten ist diese Kraftabnahme verhältnißmäßig fast gleich; ja, da das chlorsaure Kali fast nur den vierten Theil so auflöslich ist, als Salpeter, so hat man eigentlich für das muriatische Pulver bei gleicher Bearbeitung weniger, als für das nitrische, von der feuchten Luft zu fürchten.

Die leichtere Entzündlichkeit — als die hervorstehendste Eigenschaft des muriatischen Pulvers — beruht auf den schon in der ersten oben genannten Abhandlung entwickelten Naturgesetzen. Auch hier ist, da das Kali des Salzes, wie beim Salpeter, ganz indifferent für die Entzündung bleibt, diese nichts, als eine chemische Verbindung des Sauerstoffs der Säure mit Kohle und Schwefel zu den genannten Gasarten, nur ist der Sauerstoff, man möge nun nach der neuen Ansicht annehmen, mit dem Chlor, oder nach der alten, mit der Salzsäure, sehr locker verbunden, um sehr vieles lockerer, als mit dem Stickstoff, indem Chlor, um nach der neuen Ansicht zu sprechen, selbst ein so elektronegativer Stoff ist, daß er mit mehreren elektropositiven Körpern sich, gleich dem Sauerstoff, oder dem Schwefel, unter Wärme und Lichtentwicklung verbindet (d. h. daß diese Körper in dem Chlorgase wie in der Atmosphäre verbrennen, was bekanntlich in mehr elektropositiven Gasen, z. B. Stickstoff, nicht statt findet). Es wird also die elektropositive Kohle dem Chlor noch leichter den Sauerstoff entziehen, als dem Stickstoff, weil letzterer mit ihm in größerm elektrischen Gegensatze steht, als die Chlorine (s. die erste Abhandlung). Nimmt man aber an, die Säure sey überoxydirte Salzsäure, so erklärt sich die leichte Zerlegbarkeit ebenfalls aus dem obigen Elektrizitätsgesetze. In der Salzsäure ist das elektropositive hypotetische Muriaticum

ticum mit dem elektronegativen Sauerstoff größtentheils gesättigt, sie wirkt zwar gegen den Sauerstoff noch positiv fort, jedoch nur schwach; sie hält daher den weiter noch hinzutretenden nur mit geringer Verwandtschaft an sich, und macht ihn leicht frei, wenn ihn die positivere Kohle unter Temperaturerhöhung anzieht. Diese Eigenschaft der leichten Zersetzbarkeit in Sauerstoff und Oxyd haben alle Superoxyde (z. B. Braunstein, d. i. Magansuperoxyd) in höherem oder niederem Grade mit einander gemein.

Vermöge dieser geringeren Verwandtschaft der Bestandtheile der Chlorsäure zu einander, im Vergleich mit denen der Salpetersäure, bedarf sie zur Trennung keiner so hohen Temperatur als diese; die Zersetzung des muriatischen Pulvers, d. h. seine Entzündung, wird also schon bei geringerer Wärme statt haben, als die des nitrischen.

Bei jeder Reibung zweier Körper wird Wärme erzeugt; wie? ist dermalen noch nicht genügend erklärt; je schneller die Reibung geschieht, desto höher wird der Wärmegrad; ein Stoß kann aber als die heftigste Reibung der einzelnen Partikeln des gestoßenen und stoßenden Körpers angesehen werden, und es erzeugt sich auch wirklich beim Stoß, wie die Erfahrung lehrt, eine mehr oder weniger fühlbare Wärme. Die chemischen Prozesse, die durch augenblickliche Temperaturerhöhung bewirkt werden, müßten sich daher alle auch durch den Stoß hervorbringen lassen, wenn wir diesen nur immer stark genug geben könnten. Alle Prozesse aber, die durch einen Stoß bewirkt werden, können einzig und allein von der durch ihn erzeugten Wärme eingeleitet werden. Wollen wir einen Munitionswagen

in die Luft sprengen, so schießen wir eine Kanonenkugel dagegen ab, das muriatische Pulver entzündet schon der Schlag eines Hammers, und Knallsilber kann gar schon durch Berührung mit einem Hölzchen zur Explosion gebracht werden. Die Unglücksfälle auf den Pulvermühlen entstehen auch durch die vermittelst Reibung oder Stoß plötzlich erhöhte Temperatur, und es ist daher auch, beiläufig gesagt, zu vermuthen, daß im Winter sich weniger Explosionen zeigen werden, als im Sommer. Unser gewöhnliches Pulver ist also eigentlich eben so gut durch den Schlag zu entzünden, als das muriatische, nur muß dieser sehr kräftig seyn. —

Da die größere Gefährlichkeit der Bereitung des muriatischen Pulvers blos darauf beruht, daß es weniger Wärme zur Entzündung bedarf, als das nitrische, so ist, um Explosionen zu verhüten, nur nöthig, aller möglichen Wärmeerregung noch mehr, als dies schon jetzt auf den Mühlen geschieht, vorzubeugen. Zur Verhütung der Entzündung während der Bereitung wird der Pulversatz angefeuchtet. Alle etwa erzeugte Wärme leitet das Wasser vom Pulver ab, indem es damit Wasserdämpfe bildet. Es muß daher, um sicherer zu gehn, das muriatische bei seiner Bereitung immer feuchter erhalten werden, als das nitrische, jedoch darf begreiflicher Weise niemals so viel Wasser zugeschüttet werden, daß die Masse flüssig wird, weil sich sonst die Bestandtheile beim Trocknen nach der spezifischen Schwere ablagern. — Honigkonsistenz ist hinreichend. —

Das Salz an und für sich kann trocken gerieben werden, ohne daß man (wenn die Reibschale nur staubrein erhalten wird) eine Explosion zu fürchten hätte. Es ist kein, dem Sauerstoff mehr als dem Chlor, ver-

Falle hier nicht mehr leisten können, als gewöhnliche Flintenschlösser, und doch noch zerbrechlicher und unzuverlässiger sind, als diese.

Aber auch als Ladung kann das muriatische Pulver wichtig werden. Warum es bei gleichem Gewichte um vieles stärker wirkt, als das nitrische, ist weiter oben auseinandergesetzt. Die gleich in der ersten Zeit seiner Bereitung damit gemachten Versuche lehrten, daß es die Kugel des Probemortiers fast dreimal so weit warf, als das beste F Pulver. Seit der Zeit sind aber weiter keine bedeutende Untersuchungen über diesen Punkt gemacht worden, obwohl er doch alle Aufmerksamkeit verdient. Man fürchtete, wie es scheint, Kosten, Gefahr, und Oxydation der Gewehre. — Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, ob ein stärkeres Pulver überall mit Vortheil an die Stelle unsers heutigen treten dürfte, jedoch läßt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß für Jäger, Schützen, überhaupt für's kleine Gewehr der Nutzen sehr groß seyn würde. Es kann hier allerdings nicht von dem reinen muriatischen Pulver die Rede seyn, dies wäre allzu gefährlich dem gemeinen Soldaten in die Hand zu geben, würde überdies eine neue Proportionirung des Laufs ꝛc. nöthig machen, und der mächtigste Feind jeder neuen Einrichtung im Kriegerhandwerk ist eine durch dieselbe bedingte Verwerfung des schon vorhandenen Materials. Wohl aber könnte man dem gewöhnlichen Pulver durch einen zu ermittelnden Zusatz von chlorsaurem Kali eine vielleicht $1\frac{1}{2}$ bis 2fache Kraft geben, und doch dem Nachtheil, ein zu reißendes und entzündliches Pulver zu erhalten, entgehen; noch beweist kein Faktum das Gegentheil, wohl aber sprechen Versuche im Kleinen für die Möglichkeit. — Der F

als das gewöhnliche, welches der zweite wichtige Unterschied beider ist, liegt in der größeren Schnelligkeit der Entzündung. Einmal ist die Zersetzung des chlorinsauren Kali's aus den oben genannten Gründen leichter und vollständiger, als die des Salpeters, und dann entwickelt sich auch in gleichen Zeiten eine größere Menge Pulver des erstern, als von dem des letztern, da jenes einer niedrigern Temperatur zur Entzündung bedarf, als dieses. — Je schneller ein Pulver zusammenbrennt, desto stärker ist aber seine Wirkung, weil sich die einzeln entwickelten Kräfte mehr konzentriren, der Druck auf das Geschoß immer mehr in den absoluten Stoß übergeht, und weniger Wärme abgeleitet werden kann. Das letztere zeigt sich auch in der That, wenn man gleiche Quantitäten der beiden Pulverarten in demselben Gefäße abbrennen läßt; vom Salpeterpulver wird dies sehr heiß, während das muriatische seine Temperatur nur wenig erhöht. Alle Wärme aber, die vom Gefäße aufgenommen wird, geht für die Gasausdehnung, folglich für die Wirkung verloren.

Die Menge der erzeugten Gase scheint bei beiden Pulverarten ziemlich gleich groß zu seyn. Bei 100 Theilen des oxydirt salzsauren Kali's enthält nämlich die Säure eben so viel überflüssigen Sauerstoff, als die Salpetersäure in eben so viel Theilen Salpeter im Ganzen besitzt. Die erstere giebt bei der Explosion nur ihren Ueberschuß, die letztere ihren ganzen Gehalt an Sauerstoff ab; die entwickelte Sauerstoffmenge ist also dieselbe, muß daher mit Kohle und Schwefel dieselbe Menge Gasarten geben, wenn die um vieles höhere Temperatur, die sich beim muriatischen Pulver, im Vergleich mit dem nitrischen, aus obigen Gründen erzeugt,

nicht eine Aenderung hervorbringt. Der Theorie nach, die da voraussetzt, daß die Salpetersäure vollkommen zerlegt werde, müßte freilich beim nitrischen Pulver so viel Gas mehr seyn, als der Stickstoff beträgt; allein da die Praxis lehrt, daß sehr viele Zwischenverbindungen der beiden Gase unzersetzt bleiben, so kann man wohl annehmen, daß in der Wirklichkeit beide Pulverarten gleiche Gasmengen entwickeln. Der einzige Grund also, warum das muriatische um so viel stärker wirkt, als das nitrische, ist, wie es scheint, die schnellere Entwickelung der Gase bei ersterem, erzeugt durch die leichtere Zersetzbarkeit der Chlorsäure im Verhältniß zur Salpetersäure.

Es bleibt nun noch übrig, von den bei der Entzündung vorgehenden Prozessen, dem Rückstande u. s. w. zu sprechen. Die Erklärung der Prozesse wird eine andere seyn, je nachdem man die alte oder neue Theorie befragt; lassen wir der ältern den Vorrang, so lehrt uns diese Folgendes: auch hier, wie beim gewöhnlichen Pulver, dient der zündende Funke nur zur örtlichen Erhöhung der Temperatur, und alles, was über diesen Punkt in der ersten Abhandlung, Seite 213, gesagt ist, gilt hier ebenfalls. Das überoxydirt salzsaure Kali giebt den überschüssigen Sauerstoff frei, der mit Schwefel und Kohle die bekannten Produkte bildet; es bleibt nach Entweichung des Sauerstoffs salzsaures Kali, dies wird theilweise von der gebildeten Schwefelsäure zersetzt, und dies frei gewordene salzsaure Gas geht mit zur Gesammtmasse der Gase; die Kohlensäure entweicht ganz als Gas, indem sie das salzsaure Kali nicht zersetzen kann; aus dem schwefelsauren Kali mag die Kohle vielleicht, wie beim nitrischen, etwas Schwefelkalium bilden, jedoch kann

dies nur sehr unbedeutend seyn, da der Rückstand, nach des Verfassers Versuchen, nur höchst wenig Feuchtigkeit anzieht, diese Feuchtigkeit aber eben so gut von dem in der Kohlenmasse enthaltenen kohlensauren Kali angezogen werden kann; auch machen weder Geruch, noch Geschmack, noch Reaktion Schwefelwasserstoff bemerkbar, wenn man den Rückstand mit Wasser übergießt, was bei dem aufgelösten Rückstande des Salpeterpulvers in sehr starkem Maße geschieht, ein sicherer Beweis, daß bei diesem Schwefelkalium, bei jenem keins, wenigstens höchst unbedeutend in dem Rückstande enthalten ist. Es werden also, die zufälligen Beimischungen ungerechnet, in der Gasmenge enthalten seyn: 1. Kohlenoxyd-, 2. kohlensaures, 3. schwefelsaures, 4. salzsaures Gas, 5. etwas Wasserstoff, und 6. Kohlenwasserstoff-Gas aus der Kohle. — Im Rückstande werden sich befinden: salzsaures Kali, schwefelsaures Kali, etwas unverbrannte Kohle, Schwefel, und etwas Asche. Er ist fast weiß, weil weniger Kohlenrückstand bleibt.

Nach der neuen Theorie gestalten sich die Prozesse anders; der größte Theil der Chlorsäure giebt ihren Sauerstoff ab, es bleibt Chlor zurück; die Verwandtschaft desselben zum Kalium macht, daß sich das Kali theilweise zu Metall reduzirt, d. h. seinen Sauerstoff und seinen Wassergehalt entweichen läßt, und mit dem Chlor das Chlorkalium bildet. Ein Theil chlorsaures Kali aber wird von der gebildeten Schwefelsäure in Chlorsäure und Kali zerlegt, die Schwefelsäure verbindet sich mit dem Kali, die ausgetriebene Chlorsäure zerlegt sich, wie schon oben gesagt, in Chlor und Sauerstoff, der Chlor bildet mit dem Wasserstoff des Wasserdampfes salzsaures Gas, der ganze frei gewordene Sauerstoff ver-

aller vorgefaßten Meinung, von aller Scheu vor einer wirklich mehr eingebildeten Gefahr, und voll von dem redlichen Willen, ihrer Wissenschaft und Kunst einen erheblichen Nutzen zu stiften, an die Arbeit zu gehen. Gern wird ihnen der Verfasser die Hand dazu reichen, da hemmende Verhältnisse ihm selbst den Weg zum Ziele vertreten.

Eine lange traurige Zeit hat Voltaire's Optimismus, d. h. „was wir haben, ist das Beste," bei den Nationen und ihren Heeren gegolten. Die Erfahrung hat uns eines andern belehrt, und wachsamer, reger ist jeder Blick geworden. Nur mit Anstrengung kann ein Volk, ein Heer den Fortschritten des Nachbarn folgen. Sollte es nicht durch einen kühnen, aber wohl vorbereiteten Sprung gelingen, einmal, wenn auch nur für eine Zeitlang, alle zu überflügeln?

M.

Zündungsart, die mannichfaltige Vortheile hat, wird es durch die oben besprochene Eigenschaft, sich durch einen Schlag zu entzünden, geschickt, und wetteifert in dieser Hinsicht mit den metallischen Knallsalzen. — Da dieser Punkt seit einigen Jahren oft zur Sprache gekommen, so ist es wohl dem Zweck dieser Blätter besonders angemessen, ihn hier genauer zu erörtern.

Zuerst als Zündung ward das muriatische Pulver beim Jagdgewehr, und zwar, wie schon oben gesagt, von Lepage angewendet; — man fand bald, daß die aus den oben genannten Gründen statt habende sehr starke Oxydation des dem Rauche dieser Zündung ausgesetzten Eisens die Vortheile aufwiege, und man hielt es für gerathener, Metallpräparate an die Stelle des muriatischen Pulvers zu setzen. Vielfach waren sowohl Schloß als Zündung schon verändert worden, ehe man auf den Gedanken kam, auch für Kriegswaffen davon Gebrauch zu machen. Da die Resultate der damit bereits angestellten Versuche noch nicht hinreichend bekannt sind, so lassen sich blos Vermuthungen über die Brauchbarkeit einer solchen Zündung angeben. Im Allgemeinen sind die Schlagschlösser, zumal die neuern, sehr zusammengesetzt und schwer zu reinigen, das Laden ist umständlich, zumal des Nachts, selbst wenn durch eine Vorrichtung die Zündung für mehrere Schüsse von selbst sich vorschiebt; bei kaltem Wetter, wo dem Soldaten die Hände erstarren, ist das Fassen einer Pille sehr beschwerlich, die Pillen selbst sind jedenfalls bei unrichtiger Behandlung gefährlich, und so finden sich dabei der Mislichkeiten noch sehr, sehr viele. — Die Vortheile einer solchen Zündungsart mögen dagegen für eine Jagdflinte bedeutend seyn, jedoch scheint das Infanterie-Gewehr damit nicht

aller vorgefaßten Meinung, von aller Scheu vor einer wirklich mehr eingebildeten Gefahr, und voll von dem redlichen Willen, ihrer Wissenschaft und Kunst einen erheblichen Nutzen zu stiften, an die Arbeit zu gehen. Gern wird ihnen der Verfasser die Hand dazu reichen, da hemmende Verhältnisse ihm selbst den Weg zum Ziele vertreten.

Eine lange traurige Zeit hat Voltaire's Optimismus, d. h. „was wir haben, ist das Beste," bei den Nationen und ihren Heeren gegolten. Die Erfahrung hat uns eines andern belehrt, und wachsamer, reger ist jeder Blick geworden. Nur mit Anstrengung kann ein Volk, ein Heer den Fortschritten des Nachbarn folgen. Sollte es nicht durch einen kühnen, aber wohl vorbereiteten Sprung gelingen, einmal, wenn auch nur für eine Zeitlang, alle zu überflügeln?

M.

Strahl das Zusammenbrennen der Pulverladung, und vergrößern daher die Schußweite; auch kann man im Nothfall einen Mann entbehren, und mit drei Mann das Geschütz bedienen, indem der richtende auch zugleich abfeuern kann. Endlich wird, was wohl auch nicht unbeachtet zu lassen ist, nach einer genauen Berechnung, das Tausend der Zündungen um 37 bis 38 Rthlr. wohlfeiler als die alten, weil Lunte, Mehlpulver, Zündlichte u. s. w. erspart werden.

Wenn nun die bisher angegebenen Vorrichtungen nicht allen billigen Anforderungen der Praxis genügten, und wenn es auch vielleicht die in den nächsten Jahren anzugebenden nicht vermögen sollten, so spricht dies doch durchaus nicht gegen die Möglichkeit der Ausführung, sondern zeigt nur, daß man den richtigen Weg zum Ziele noch weiter mit Geduld und Ausdauer aufsuchen müsse; jedenfalls wird das Gelingen die gehabte Mühe reichlich lohnen.

Für diese Zündung muß nun aber nothwendig dem muriatischen Pulver das ausschließliche Privilegium eingeräumt werden. Hier schadet seine Oxydationskraft nicht, hier können Transport und Bereitung vollkommen gefahrlos gemacht werden, wie durch vielfache Beweise in der neuern Zeit festgestellt ist (zumal wenn man sich des oben erwähnten nitrisch-muriatischen Pulvers bedient), und um wie viel mislicher es sich mit Knallpräparaten als mit diesem Pulver, sowohl während, als nach der Bereitung, umgeht, wird Jeder wissen, der sich mit beiden Zündungen nur etwas umständlicher beschäftigt hat. Schlagschlösser, wozu allerdings Knallsalze angemessener sind, am Geschütz anbringen wollen, kann wohl höchstens nur versuchsweise geschehen, da sie im besten

Falle hier nicht mehr leisten können, als gewöhnliche Flintenschlösser, und doch noch zerbrechlicher und unzuverlässiger sind, als diese.

Aber auch als Ladung kann das muriatische Pulver wichtig werden. Warum es bei gleichem Gewichte um vieles stärker wirkt, als das nitrische, ist weiter oben auseinandergesetzt. Die gleich in der ersten Zeit seiner Bereitung damit gemachten Versuche lehrten, daß es die Kugel des Probemortiers fast dreimal so weit warf, als das beste F Pulver. Seit der Zeit sind aber weiter keine bedeutende Untersuchungen über diesen Punkt gemacht worden, obwohl er doch alle Aufmerksamkeit verdient. Man fürchtete, wie es scheint, Kosten, Gefahr, und Oxydation der Gewehre. — Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, ob ein stärkeres Pulver überall mit Vortheil an die Stelle unsers heutigen treten dürfte, jedoch läßt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß für Jäger, Schützen, überhaupt für's kleine Gewehr der Nutzen sehr groß seyn würde. Es kann hier allerdings nicht von dem reinen muriatischen Pulver die Rede seyn, dies wäre allzu gefährlich dem gemeinen Soldaten in die Hand zu geben, würde überdies eine neue Proportionirung des Laufs ꝛc. nöthig machen, und der mächtigste Feind jeder neuen Einrichtung im Kriegerhandwerk ist eine durch dieselbe bedingte Verwerfung des schon vorhandenen Materials. Wohl aber könnte man dem gewöhnlichen Pulver durch einen zu ermittelnden Zusatz von chlorsaurem Kali eine vielleicht $1\frac{1}{2}$ bis 2fache Kraft geben, und doch dem Nachtheil, ein zu reißendes und entzündliches Pulver zu erhalten, entgehen; noch beweist kein Faktum das Gegentheil, wohl aber sprechen Versuche im Kleinen für die Möglichkeit. — Der Preis

es nitrisch-muriatischen Pulvers ist freilich höher, als der des reinen nitrischen, doch würde das chlorsaure Kali, im Großen und auf eine andere Weise bereitet, wohl um vieles wohlfeiler zu stehen kommen, als es der Chemiker jetzt liefern kann. Was die Bereitung betrifft, so ist auch sie allerdings immer noch etwas gefährlicher, als die des reinen nitrischen Pulvers, doch theils kann man es, wie schon oben gesagt, auf der Mühle, wegen der geringern Auflöslichkeit des chlorsauren Kali's, viel feuchter halten, als das nitrische, theils ließe sich vielleicht auch an den Mühlen selbst Manches zu ihrem Vortheile ändern, indem, wie es scheint, bei ihnen auf geringe Wärmeerregung und schnelle Wärmeableitung immer noch zu wenig geachtet wird; — Verfasser dieses hält es daher, ohne von vorgefaßter Meinung eingenommen zu seyn, für sehr wohl ausführbar, die Bereitung auf eignen Mühlen, und zwar höchstens mit gleicher Gefahr, wie bei der jetzigen Arbeit, zu bewerkstelligen.

Diese Verbesserungsangaben für die Pulvermühlen würden aber zu weit vom Wege abführen, und der Verfasser glaubt um so eher sie für eine eigne Abhandlung aufsparen zu dürfen, da sie auch abgesehen vom muriatischen Pulver vielleicht nützlich seyn dürften, und da die Versuche mit dem vorgeschlagenen gemischten Pulver selbst im Großen recht füglich, auch ohne dasselbe auf der Mühle zu bereiten, veranstaltet werden können. Anders wäre es freilich, wenn man, auf die reißende Kraft dieses Pulvers rechnend, auch Versuche mit Minensprengen machen wollte, wo, um genügende Resultate zu erhalten, man schon bedeutendere Mengen verfertigen müßte, was denn nur durch Maschinen bewerkstelligt werden könnte.

Es muß zuletzt noch etwas über die Möglichkeit gesagt werden, dem muriatischen Pulver den Fehler des heftigen Angreifens der Metalle zu nehmen.

Verfasser dieses hat deshalb vor Kurzem eine Reihe von Versuchen begonnen, und der Erfolg scheint ihm günstig, doch sind seine Versuche noch lange nicht mannigfach genug, für oder wider die Anwendbarkeit zu entscheiden. Um vielleicht einen oder mehrere der geehrten Leser zu bewegen, ähnliche Unternehmungen vorzunehmen, erlaubt er sich, seine Ansicht hierüber kurz zu entwickeln. — Das eigentlich schädliche Prinzip ist die sich bildende Schwefelsäure, denn ohne diese würde sich das überoxydirtsalzsaure Kali bei der Zersetzung nur in salzsaures Kali verwandeln, und alle Salzsäure bliebe gebunden. Um die Schwefelsäure wegzuschaffen, giebt es mehrere Wege, entweder man läßt den Schwefel ganz aus dem Pulversatze, oder vermindert ihn, oder mischt eine andere Substanz bei, welche die Schwefelsäure vom salzsauren Kali ableitet, und dessen Zersetzung hindert. Ersteres wird sich nach dem weiter oben Gesagten nicht thun lassen, und das zweite verringert freilich die Menge der frei werdenden Salzsäure, schafft sie aber nicht ganz weg. Besser scheint es daher, das letztgenannte Mittel zu ergreifen, und mit dem zweiten in Verbindung anzuwenden. Man verringere nämlich den Schwefelgehalt, so weit es ohne Schaden der Entzündbarkeit und Festigkeit des Korns geschehen kann, und setze nun der Mischung auf jeden Theil Schwefel etwa $1\frac{1}{2}$ Theile trocknes kohlensaures Natrum (Soda), das überall leicht zu haben, zu. Die gebildete Schwefelsäure wird nun, wenigstens der Theorie nach, größtentheils sich mit dem Natrum vereinigen, die Kohlensäure austreiben, und das

salzsaure Kali unzersetzt lassen. Es wäre also mit Bestimmtheit zu ermitteln, bis wie weit die Praxis diese Annahme bestätigt, welches das beste Verhältniß zwischen Schwefel und Soda sey, und ob das Pulver durch diese Beimischung nicht zu viel Kraft verliere. Es ließen sich noch viele andere Salze anwenden, allein das kohlensaure Natrum ist sehr verbreitet und wohlfeil, wird nicht feucht an der Luft, der Rückstand ebenfalls nicht, und überhaupt hat es vor allen den andern Vorzüge.

Die Ansicht des Verfassers, in wenigere Worte zusammengefaßt, ist daher: das muriatische Pulver im reinen Zustande kann für den Kriegsgebrauch weder als Zündung noch als Ladung empfohlen werden, das muriatisch-nitrische aber ist als Zündung fürs Geschütz den metallischen Knallsalzen vorzuziehen, und ist, wenn die Schlagröhre übrigens die gehörige Einrichtung hat (die bei einiger Ausdauer nicht unerfunden bleiben würde), vollkommen dem Zweck: das Geschütz ohne Lunte abzufeuern, entsprechend. Vermuthlich würde es auch unter gewissen Modifikationen dem nitrischen Pulver als Ladung (fürs erste nur beim kleinen Gewehr, oder noch ausschließlicher: der Büchse) weit vorzuziehen seyn, und damit im Großen vorgenommene Versuche würden sich wahrscheinlich reichlich lohnen, vorausgesetzt, daß das Vorurtheil nicht schon vor den Versuchen dem Pulver den Stab gebrochen hätte.

Der Verfasser wendet sich zum Schluß bittweise an den Theil seiner geehrten Leser, denen Muße und Gelegenheit es möglich macht: durch praktische Untersuchungen sich seines Schützlings anzunehmen, und frei von

aller vorgefaßten Meinung, von aller Scheu vor einer wirklich mehr eingebildeten Gefahr, und voll von dem redlichen Willen, ihrer Wissenschaft und Kunst einen erheblichen Nutzen zu stiften, an die Arbeit zu gehen. Gern wird ihnen der Verfasser die Hand dazu reichen, da hemmende Verhältnisse ihm selbst den Weg zum Ziele vertreten.

Eine lange traurige Zeit hat Voltaire's Optimismus, d. h. „was wir haben, ist das Beste," bei den Nationen und ihren Heeren gegolten. Die Erfahrung hat uns eines andern belehrt, und wachsamer, reger ist jeder Blick geworden. Nur mit Anstrengung kann ein Volk, ein Heer den Fortschritten des Nachbarn folgen. Sollte es nicht durch einen kühnen, aber wohl vorbereiteten Sprung gelingen, einmal, wenn auch nur für eine Zeitlang, alle zu überflügeln?

M.

VI.

Auszug aus dem (neuesten) französischen Feld-dienst-Reglement.

(Fortsetzung.)

Tit. XXXVII.

Von der Vertheidigung belagerter Plätze.

Sobald ein Ort im Belagerungszustande ist, darf der mit dessen Vertheidigung beauftragte Offizier sich nur höchstens einen Gewehrschuß weit von den Außenwerken entfernen. Er visitirt und inspizirt häufig die Mundvorräthe und die Magazine der Artillerie; sorgt dafür, daß sie hinreichend versehen, und vor dem feindlichen Feuer, so wie vor den Einwirkungen des Wetters geschützt sind. Er hat die Vorräthe nach Möglichkeit zu vermehren, und dahin zu sehen, daß die Einwohner auf ein Jahr verproviantirt sind. Wer das nicht ist, wird aus der Festung geschickt. Der Kommandant muß den Ort unter keinem Vorwande übergeben, und im Fall eines Angriffs für jedes vom Feinde verbreitete Gerücht und die ihm von demselben zugekommenen Nachrichten taub seyn. Wie nachtheilig auch dergleichen Eröffnungen seyn mögen, nichts muß seinen Muth erschüttern, oder seinen Widerstand verringern. Seine beständige Regel *muß seyn*, mit dem Feinde so wenig Kommunikation als

möglich zu haben. Er muß immer die unvermeidlichen Folgen einer Nachlässigkeit oder eines Ungehorsams gegen die Befehle Sr. Majestät vor Augen haben, und nie vergessen, daß er, indem er das Vertrauen seines Souverains verliert, der ganzen Strenge der Militairgesetze verfällt, welche jeden Kommandanten und dessen Stab zum Tode verdammen, der eine Festung übergiebt, selbst wenn zwei Lünetten genommen sind, und eine Bresche in den Hauptwall gelegt ist. Er muß sich erforderlichen Falls im Innern der Bastione verschanzen und einen Sturm aushalten, um seine Vertheidigung zu verlängern, und den Verlust des Feindes zu vermehren. Er soll bedenken, daß ein Franzose sein Leben für nichts achten muß, wenn es mit seiner Ehre in die Wagschale gelegt wird, und dieser Gedanke muß seine und seiner Untergebenen Handlungen stets leiten. Die ehrenvolle Uebergabe des Platzes soll zwar das letzte Ziel seiner Anstrengungen, jedoch immer nur das Resultat der absoluten Unmöglichkeit eines längern Widerstandes seyn, und es ist ihm verboten, dieses unglückliche Ereigniß durch seine Einwilligung früher herbeizuführen, wäre es auch nur um eine Stunde, oder unter dem Vorwande, eine ehrenvollere Kapitulation zu erhalten. Jedesmal, wenn der Kommandant den Vertheidigungsrath zusammenruft, um ihn über seine Operationen zu Rathe zu ziehen, soll dieser Titel mit lauter und vernehmlicher Stimme vorgelesen werden. Wenn unter den vom Reglement festgesetzten Umständen ein Ort oder ein Posten übergeben werden muß, so dürfen in keinem Falle für die Offiziere andere Bedingungen festgestellt und angenommen werden, als für die Truppen, von denen sich die Offiziere niemals trennen sollen.

Tit. XXXVIII.

Von Friedens- und Exerzier-Lägern.

(Mit einer Kupfertafel.)

Die Truppen richten sich in dienstlicher und polizeilicher Hinsicht genau nach gegenwärtigem Reglement. Bei der Ankunft der Truppen im Lager werden ihnen die Befehle des kommandirenden Generals bekannt gemacht.

Die Obersten und Kommandeurs der Truppentheile können keinem Soldaten erlauben, die gewöhnlichen Lagerwachen zu passiren, sondern dies kann nur mit einem vom General bewilligten, und vom Chef des Generalstabs visirten Urlaubsschein geschehen.

Nach dem Einrücken werden von den Kompagnie-Offizieren die Kugeln und andere Bleivorräthe den Soldaten abgenommen, weil sie kein anderes Blei führen dürfen, als das, was ihnen gegeben wird, wenn sie auf Wache ziehen. Bei Versammlung der Lager-, Magazin- und Arrestantenwachen erhält jeder Soldat 3 Kugeln, welche er nach seiner Rückkehr wieder abgiebt. Kein Handelsmann im Hauptquartier, oder in den umliegenden Städten und Dörfern, darf den Soldaten oder Offizierbedienten irgend eine Sorte Blei verkaufen, bei 100 Franken Strafe. Die Gensd'armerie und Ortsobrigkeiten arretiren alle Soldaten, welche außerhalb des Lagers angetroffen werden.

Da die Friedensläger die Instruktion der Offiziere und größere Manöver zum Zweck haben, so darf nie weniger als ein Bataillon exerziren. Alles Detail- und Klassen-Exerziren fällt weg, da die Soldaten in ihren Garnisonen hierin bereits instruirt seyn müssen, und kein Bataillon ins Lager rücken darf, welches nicht vollkommen dressirt und instruirt ist. Die Bataillone müssen

geübt werden, sich schnell zu formiren, beschleunigte Märsche von einigen Stunden ohne Traineurs zu machen, schnell ein Gehölz oder Defilee zu passiren, und wieder in Ordnung zu kommen, kurz alle Bewegungen und Evolutionen zu machen, welche im Kriege am öftersten vorkommen. Wenn die Truppen einige Tage so exerzirt haben, muß die ganze Infanterie Marsch- und Schlacht-Dispositionen ausführen; die Generale formiren Kolonnen, führen diese mit Beobachtung der Distanzen, lassen sie auf das erste Signal deployiren, und sich nach der Front oder Flanke, oder in jeder beliebigen Richtung, die der General angiebt, formiren. Späterhin werden Detaschements abgeschickt, Fouragirungen, Bedeckungen von Konvois unternommen, und zwar Alles dies mit derselben Vorsicht, wie im Kriege. Die Stabsoffiziere, welche hierbei das Kommando führen, werden nur von dem Zweck in Kenntniß gesetzt, und ihnen alle Dispositionen allein überlassen, damit der Kommandant des Lagers sieht, ob sie hierzu fähig sind. Der General zeigt ihnen, worin sie gefehlt haben, und läßt die schlecht angegebenen oder ausgeführten Dispositionen verbessern. Wenn ein Regiment während der Dauer des Lagers nicht genug Schnelligkeit, Ordnung und Ruhe in den Manövern zeigt, wenn es nicht vollkommen dressirt ist, oder von den durch das Reglement festgesetzten Grundprinzipien abgewichen ist, so avertirt der Kommandant des Lagers den Kommandeur desselben beim Auseinandergehen der Truppen hiervon, damit er beim Einrücken in seine Garnison ohne Unterlaß sich damit beschäftige, dies abzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn nur erst Einer das Gute, das Rechte will, und nur Zwei von der Reinheit seiner Absichten überzeugt sind, und sie unterstützen; wenn dann Jeder sich verdoppelt, so läßt sich berechnen, zu welcher Summe sie fortschreiten werden, zu welchem Resultat Kräfte sich sammeln lassen.

Bismark.

I.

Ueber die Infanterie.

(Auszug aus einem noch ungedruckten Werke: Betrachtungen und Ansichten über sogenannte leichte Infanterie. Der Redaktion durch die Güte des Herrn Verfassers mitgetheilt.)

Der amerikanische Krieg heftete zuerst die Aufmerksamkeit des europäischen Militairs auf die von der früheren abweichende Fechtart der Infanterie. Die neuen Republikaner hatten ihrem mächtigen Zwingherrn nichts als schlecht organisirte, an Allem Mangel leidende Milizen entgegenzustellen. Sie zogen deshalb in allen offenen Schlachten — gegen die wohlgeübten brittischen Truppen und deren deutsche Hülfsvölker — den Kürzern. Die Noth zwang sie, das freie Feld zu vermeiden, und in ihren Wäldern, Sümpfen und Gebirgen Zuflucht zu suchen. Hier änderte sich bald die Szene. Eine bedeutende Anzahl guter Jäger, von Jugend auf an einen richtigen scharfen Blick in das Terrain, an zuverlässiges Schießen, an Entbehrungen und Anstrengungen gewöhnt — setzten bald den anfänglich bedeutenden Fortschritten der Engländer Grenzen.

Vom Drange der Umstände gezwungen, abstrahirten sich die Amerikaner eine Taktik, welche der Lage der Sachen angemessen war, und auch bald — nachdem der

Wenn nur erst Einer das Gute, das Rechte will, und nur Zwei von der Reinheit seiner Absichten überzeugt sind, und sie unterstützen; wenn dann Jeder sich verdoppelt, so läßt sich berechnen, zu welcher Summe sie fortschreiten werden, zu welchem Resultat **Kräfte** sich sammeln lassen.

Bismark.

I.

Ueber die Infanterie.

(Auszug aus einem noch ungedruckten Werke: Betrachtungen und Ansichten über sogenannte leichte Infanterie. Der Redaktion durch die Güte des Herrn Verfassers mitgetheilt.)

Der amerikanische Krieg heftete zuerst die Aufmerksamkeit des europäischen Militairs auf die von der früheren abweichende Fechtart der Infanterie. Die neuen Republikaner hatten ihrem mächtigen Zwingherrn nichts als schlecht organisirte, an Allem Mangel leidende Milizen entgegenzustellen. Sie zogen deshalb in allen offenen Schlachten — gegen die wohlgeübten brittischen Truppen und deren deutsche Hülfsvölker — den Kürzern. Die Noth zwang sie, das freie Feld zu vermeiden, und in ihren Wäldern, Sümpfen und Gebirgen Zuflucht zu suchen. Hier änderte sich bald die Szene. Eine bedeutende Anzahl guter Jäger, von Jugend auf an einen richtigen scharfen Blick in das Terrain, an zuverlässiges Schießen, an Entbehrungen und Anstrengungen gewöhnt — setzten bald den anfänglich bedeutenden Fortschritten der Engländer Grenzen.

Vom Drange der Umstände gezwungen, abstrahirten sich die Amerikaner eine Taktik, welche der Lage der Sachen angemessen war, und auch bald — nachdem der

größte Theil ihrer übrigen bewaffneten Genossen ihrem Beispiele gefolgt war — Resultate lieferte, wie die Söhne der neuen Freiheit selbst sie vielleicht nicht geahnet hatten. Sie überließen den Europäern das freie Feld, und spotteten in ihren Wäldern der Tapferkeit ihrer — in geschlossenen Haufen und geregelten Linien ankommenden Feinde. In jedem Gebüsch, in jedem engen Wege wurden die Engländer angefallen, oftmals umzingelt und aufgerieben; ihre Magazine, Kommunikationen u. s. w. wurden abgeschnitten; ja man sah im Laufe dieses Krieges sogar zwei ganze Armeen das Gewehr vor diesen muntern und thätigen Schützen strecken. Der Sieg neigte sich zuletzt ganz entschieden auf die Seite dieses, ohne alle Gelahrtheit nur aus der Natur der Sache genommenen Systems. Nur zwei hessische Jäger-Kompagnien (deren Zahl zuletzt verdoppelt wurde) und die tapfern Schotten, welche es nicht verschmähten, von ihren ungelehrten Feinden zu lernen, und der Natur — mit Begebung der eingeübten Kunstfertigkeit — zu folgen, konnten die Wage hie uud da zum Stillstehn bringen, und retteten dadurch bei mehreren Gelegenheiten die Armee.

Im französischen Revolutions-Kriege fehlte es den Neufranken anfänglich an Allem, was zum Kriegführen gehört. Ihre alten gedienten Offiziere hatten sie verlassen, Gewehre und Montirungsstücke mußten requirirt, der Salpeter zum Pulver aus Kellern zusammengesucht, und die Kirchen ihrer Glocken beraubt werden, um Kanonen daraus zu gießen. Bald standen Abtheilungen von beinahe allen europäischen Armeen auf französischem

Grund und Boden. Da erst fing ein Keim der neuen Fechtart, den junge französische Offiziere mit aus Amerika gebracht hatten, an, Wurzel zu schlagen. Es sproßte aus dem durchschnittenen Terrain der Grenzen Frankreichs ein Zweig der Kriegskunst empor, der, bis dahin zu wenig beachtet, von den Kriegskünstlern jener Zeit, entweder völlig übersehen, oder als Nebensache behandelt worden war, hier aber Alles leistete, was nur irgend zu erwarten stand.

Offenbar wurde Frankreich dadurch gerettet, und die Folgereihe seiner Siege, welche die Welt in Erstaunen setzten, vorbereitet. Die Lebhaftigkeit der Franzosen, welche alles Neue schnell auffaßt, ließ es nicht bei den ersten Versuchen bewenden. Die alte Wahrheit: daß ein Soldat sich nicht ohne vorhergegangene Uebung, und blos auf dem gefährlichen Wege der Erfahrung bilden läßt, drängte sich hier von neuem auf. Mit den bei den Korps ankommenden Rekruten wurden sehr zweckmäßige Uebungen vorgenommen. Sobald der Ankömmling sein Gewehr brauchen und abfeuern gelernt hatte, wurde er von seinen Anweisern oft tagelang in Gebirgen und Wäldern, zwischen Hecken und Gräben umhergeführt. Er lernte mit Gewehr und Gepäck schnelle und weite Märsche machen, Berge erklettern, kleine Gräben und Hekken überspringen, Bäume besteigen 2c. Die buntscheckige Zusammensetzung der neuen Korps, und der Nationalcharakter thaten das Uebrige; denn beinahe in jeder französischen Kompagnie gab es Fechtmeister, Tanzmeister, Seiltänzer 2c., welche in müssigen Stunden ihre Kameraden in ihren Künsten unterrichteten, und ihnen Geschick und Gelenkigkeit des Körpers, neben andern nützlichen Fertigkeiten, beibrachten.

Der Erfolg war ungeheuer. Man sah die deutschen, in den Uebungen des Exerzierplatzes sehr weit gediehenen Bataillone diesen Jüngern der neuen Kunst wie Schulknaben gegenüberstehen; sie wurden umzingelt, abgeschnitten, und überall geneckt und angefallen, ohne ein Gegenmittel in ihrer aus Deutschland mitgebrachten Kunstfertigkeit finden zu können. Die von ihnen durch Divisions- und Bataillons-Feuer abgeschickten Tausende von Kugeln gingen in die blaue Luft, während ihre Gegner kaum einen Fehlschuß thaten. Ihre Subsistenz wurde erschwert, und die Verbindung unsicher gemacht. Die Neufranken blieben dabei nicht stehen. Bald gingen sie von der Nothwehr zu bestimmter Vertheidigung, von dieser zum Zurückdrängen ihrer Gegner, und zuletzt zu unaufhaltbaren Siegeszügen über, in welchen sich das Uebergewicht der neuen Kunst über die alte bei jeder Gelegenheit bestätigte, obgleich sie dessenungeachtet noch in der Kindheit blieb, und in keinem Punkte die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichte *).

Durch die häufigen Erfolge dreist gemacht, wendeten die Franzosen die zerstreute Ordnung oft da an, wo es die Umstände eigentlich nicht zu erlauben schienen,

---

*) Die Soldaten der neuen Republik haben es nie zu einem hohen Grad der Vollkommenheit, weder im Vorpostendienst, noch in der Ordnung des Zerstreutfechtens gebracht; auch im Schießen, Springen, Laufen, Klettern ꝛc. standen sie den Amerikanern, den Schützen der Vendée, und selbst manchen deutschen Truppen weit nach. — Nur in schnellen und weiten Märschen thaten sie es ihren Gegnern offenbar zuvor; auch wußten sie mehr Tirailleurs zu gleicher Zeit ins Gefecht zu bringen, und das Wie? und Wo? wurde bei ihnen richtiger beachtet! —

d. h. in den freien Ebenen. Unbemerkt suchten sie sich auch hier, vom hohen Korn oder Grase gedeckt, oder in kleinen Vertiefungen, die sich auch in den freiesten Ebenen immer finden, ihrem Feinde zu nähern, beschossen ihn dann mit einem Male von allen Seiten, und stürzten — nachdem sie ihn dadurch in Unordnung gebracht hatten — mit dem Bajonet auf ihn los!

Aber auch andere Armeen fingen endlich an, ihre Infanterie hie und da der Natur der Sache gemäß zu brauchen, und die Franzosen blieben zuletzt nicht die einzigen Inhaber der neuen Kunst.

Am allerauffallendsten waren aber die Erfolge der Gegenlektion in Ländern, wo sich das Volk gegen die Uebermacht des neuen, immer wachsenden Militairkolosses auflehnte, und die Unzulänglichkeit der Streitkräfte mit Gewalt zu dem neuen System hinführte. Die Vendée und Spanien stehen unter mehreren Belägen der gleichzeitigen Geschichte hier, wie billig, oben an. Beide Länder waren schon mit französischen Truppen besetzt; in beiden veranlaßte das empörende Betragen der Franzosen, daß Jeder, der nur irgend konnte, die Waffen ergriff, und sich in militairische Disziplin *) fügte. Große Kriegskünstler und nach alter Art eingeübte Truppenkorps gab es dort nicht, wohl aber gute Schützen, die mit Bergen und Wäldern vertraut waren; die neue Taktik entstand also von selbst.

---

*) Disziplin kann man eigentlich nicht sagen, denn diese hat nie bei ihnen statt gefunden, sonst hätten die braven Schützen der Vendée Frankreich erobert, und die Spanier keine fremde Hülfe nöthig gehabt. —

Besonders merkwürdig ist das Beispiel der fast in Vergessenheit gekommenen Vendée. Dieser unglückliche Krieg, der Frankreich mehr als eine Million Menschen gekostet haben soll, wurde von einigen tausend Schützen beinahe zehn Jahre lang gegen einen großen Theil der französischen Armee hingehalten. Ungeheuer und fast unglaublich waren die Aufopferungen der Vendéer, ihre Entbehrungen, und die Vollkommenheit, die sie in den zum sogenannten leichtern Infanteriedienst nöthigen Fertigkeiten erlangt hatten *).

Es sey erlaubt, hier die Beschreibung eines Gefechts, wie es von glaubwürdigen Schriftstellern überliefert worden, einzuschalten, um einen Begriff von der wirklich weit gediehenen Kunstfertigkeit der Vendéer und ihrem großen Erfolge zu geben:

„Als er (der französische General Borlier) am am 17. Juli bis Vihiers vordrang, und dort Stellung nahm, ward seine Avantgarde in dem durchschnittenen Terrain zwischen Vihiers und Copou von einigen hundert Bauern dergestalt aufgehalten, daß sie am Abend noch auf derselben Stelle stand, wo das Gefecht am Morgen begonnen hatte. Die Insurgenten-Generale waren unterdeß nach Chalot zurückgeeilt, sammelten dort

*) Französische Schriftsteller machen eine Beschreibung von der außerordentlichen Fertigkeit, welche die Schützen der Vendée im richtigen Schießen, in Benutzung ihrer Wälder, Gräben und Hecken, und in der Schnelligkeit besessen haben, den französischen Truppen sich zu nähern und unauffindbar wieder zu verschwinden, was — wenn man ihnen Glauben beimessen will — die höchste Bewunderung erregt. (Siehe diese Zeitschrift, II. Bd. S. 157 ff. Ueber die Vendée.)

ihre Truppen, und schickten sie, sobald ein Haufe beisammen war, successive nach Vihiers ab. Mit den zuletzt gesammelten Truppen wollten sie selbst kommen; allein noch ehe sie bei der Armee ankommen konnten, fanden die Führer der vorausgeschickten Trupps den 18. Juli die versammelte Masse schon so zahlreich, daß sie, nach dem Rathe des anwesenden Pfarrers Bernies von St. Laud, einmüthig beschlossen, von allen Seiten über die Republikaner herzufallen. Sie näherten sich denselben, von allen Seiten verdeckt, mit eben so viel Gewandtheit als Klugheit, und überschütteten sie mit dem wirksamsten Kugelregen. Ehe noch die Republikaner sich zum regelmäßigen Angriff ordnen konnten, waren jene schon wieder hinter die vielen Bäche, Hekken, Gräben und engen Wege verschwunden, ohne den geringsten Verlust zu erleiden. Die Insurgenten wiederholten dieses Angreifen und Zurückweichen den ganzen Tag über, wobei sie den Republikanern ungeheuren Schaden zufügten, und sie immer mehr und mehr in Unordnung brachten. Am Abend waren sie wieder verschwunden, und die Republikaner zu ermattet und geschwächt vom langen, fast ununterbrochenen Kampfe, und zu sehr in Unordnung, als daß sie hätten marschiren oder sonst kräftige Maßregeln nehmen können. — So geschah es denn, als die Insurgenten sie mit mehreren Abtheilungen, gedeckt durch Gebüsch und Gräben, umgangen hatten, daß sie beim Eintritt der Dunkelheit von allen Seiten in dichten Haufen über sie herfielen und ihnen eine gänzliche Niederlage bereiteten. Von wenigstens 20,000 Mann, welche das Korps von Borlier stark war, entkamen nur einzelne Flüchtlinge; alles Geschütz, die Bagage 2c. gingen verloren, eine Menge

Gefangene wurden befreit, und alle früher gemachte Beute zurückgenommen rc." *)

Alle übrigen Gefechte, in welchen die Insurgenten die Oberhand behielten, waren dem vorbeschriebenen ähnlich, und hatten in der Regel bedeutende Erfolge. Nur wenn die Vendeer, von menschlicher Eitelkeit hingerissen, sich verleiten ließen, große Parade-Schlachten im freien Felde zu liefern, erlagen sie fast jedesmal der größern Manövrirfähigkeit der Republikaner.

Der nämliche Fall trat bei den Spaniern ein. Sie hatten Unglück, wenn sie von dem neuen, durch Umstände, Verhältnisse und durch die größere Vollkommenheit der Feuergewehre vorgeschriebenen Systeme abgehen, und im freien Felde in langen Linien und Kolonnen sich dem Feinde entgegenstellen wollten. Die Tage von Medellin, Belchite, Ocana, Alba und andere mehr, sind warnende und schreckliche Beispiele.

Aus diesen Thatsachen schlossen nun geniale Kriegskünstler, daß die neueste Kriegskunst Probleme aufgebe, welche nur durch Infanterie, und zwar durch gut abgerichtete leichte, gelöst werden könnten; daß die Wirkungen der Artillerie und Kavallerie leicht zu vermeiden wären, und es also forthin nur eine entscheidend wirksame Waffe, nämlich gute Infanterie, gäbe, gute Infanterie aber leicht seyn müsse.

Wenn man diesen Gegenstand einem vorurtheilsfreien Nachdenken unterwirft, und dabei — außer den

*) Siehe das militairische Taschenbuch. Leipzig, bei Baumgärtner.

Erfahrungen der neuesten Kriegsgeschichte — noch in Erwägung zieht, daß allerdings der Anfall von grobem Geschütz und der Reiterei durch oft unbedeutende Unebenheiten des Terrains gebrochen wird, daß namentlich die Reiterei zwischen Hecken, Gräben, im Gebüsche ꝛc. gar nichts leisten kann, und durch das unbedeutendste Hinderniß oft genug zur Unthätigkeit verdammt wird, daß die Oberfläche des Erdbodens von Jahr zu Jahr immer mehr angebaut und durchschnittener, und das ganz freie Terrain selbst bei großen Schlachten immer mehr vermieden wird, im Gegentheil, daß bei allen bedeutenden Kriegsvorfällen durchschnittene Gegenden, Dörfer und Gehölze zu Anhaltspunkten, zu Axen des Schlachtfeldes gewählt werden, weil der Geist besserer Einsicht die alten Vorurtheile immer mehr und mehr gebrochen hat: so scheint allerdings jene Meinung alle Beachtung zu verdienen, und es würde nicht nur eine leichtere, wohlfeilere und zuverlässigere Art, Krieg zu führen, entstehen, sondern die überfüllte Kunst auch so vereinfacht werden können, daß ihre Erlernung nicht mehr zu den schwierigsten Aufgaben gerechnet werden dürfte, und nicht mehr ein Menschenalter erfordern würde.

Indessen ist die Sache noch bei weitem nicht so weit gediehen, als jene exzentrische Meinung voraussetzt; so lange wir noch Festungen, Schanzen und feste Stellungen haben, so lange wir noch hie und da ein stehendes Gefecht eintreten lassen müssen, werden wir auch das grobe Geschütz nicht entbehren können; und so lange wir noch hie und da freie Ebenen zu durchziehen, weite und schnelle Entsendungen zu machen haben, ist es nothwendig, auch Reiterei beizubehalten, und uns ihrer — aber vielleicht in geringerem Maße — zu bedienen,

wenn es Gelegenheit dazu giebt. Nur der Gebrauch und die Thätigkeit der Infanterie scheinen allerdings eine andere Richtung nehmen zu müssen; hierzu würde aber vor allen Dingen eine höhere und anders geleitete Ausbildung der Infanterie nöthig werden; denn obgleich nicht zu verkennen ist, daß Fortschritte zum Besseren sichtbar sind, und selbst Dienstvorschriften hie und da anfangen darauf hinzudeuten, so ist man doch im Allgemeinen noch nicht dahin gelangt, daß die Uebungen der Infanterie sie zu allen dem tüchtig machen können, was die höhere Stufe der neuen Fechtart fordert.

Im letzteren Kriege traten ganze Korps von Freiwilligen voller Muth und Enthusiasmus auf, und forstgerechte Waidmänner, deren Büchsen nie fehlten; allein sie ermangelten der Ordnung, Disziplin, Kriegserfahrung und aller übrigen nöthigen Kunstfertigkeiten, und diese sonst achtbaren Korps leisteten fast nichts! — Bataillone, die sich leichte nannten, ließen bei den unbedeutendsten, nur etwas beeiltern Märschen, Gepäck und Marode ohne Zahl zurück, und kamen bis zum Niederstürzen ermüdet auf dem Punkte an, wo sie wirken sollten, konnten also nichts leisten. Büchsenschützen wurden im freien Felde ungedeckt auf Schildwache gestellt, Tirailleurs in aufrechter Stellung, in gerader Linie an den Feind geführt rc. Es scheint also ausgemacht, daß der Unterricht und die Art der Uebung noch nicht die zweckmäßigsten waren; in beiden besteht aber das Leichtseyn der Truppe, und nicht in dem grünen oder grauen Rocke.

Ein guter — das heißt ein leichter — Infanterist muß vor allen Dingen ein pünktlicher, gehorsamer Soldat seyn, denn ohne Disziplin und Ordnung wird

[illegible]

[illegible] Kunst erlernen muß, [illegible]

überall bestehenden Militairverfassungen vereinbar. Wir müssen allerdings zugeben, daß im Allgemeinen nur wenig Zeit für die zweckmäßige Ausbildung der jungen Vaterlandsvertheidiger vorhanden ist; auch sind die Hauptrücksichten, nämlich die Erlernung der neuesten Erfordernisse von der einen, und die Uebung aller Waffenfähigen des Staats von der andern Seite, dem Anscheine nach, nicht überall hinlänglich erwogen. Allein die Erfahrung wird das System gewiß immer mehr und mehr ausbilden, und es ist auch zu erwarten, daß bei wiederkehrender Wohlhabenheit der Länder, die zum Nachtheil beschränkte Zeit nach und nach erweitert werden wird. Aber auch so, wie es jetzt ist, wird unerwartet viel bewirkt werden können, wenn man nur nach richtigen Grundsätzen verfährt, nur Regeln in der Natur der Sache, und nicht in veralteten Gebräuchen sucht, und die sparsam gemessene Zeit besser, und mit etwas mehr Eifer und Thätigkeit benutzt.

Der größte Theil der jetzigen jungen Soldaten besteht aus Landleuten, denen die Gegenstände ihrer bisherigen Anschauungen sofort gänzlich entzogen, die allem, was sie bisher durch Jugend-Gewohnheit liebgewonnen, entfremdet, überall ganz neuen Formen einverleibt werden, wenn sie in Reih und Glied stehen. Sie bekommen, statt ihrer Berge, Wälder und Heiden, nur Stadtmauern und Festungswälle zu sehen; sie werden mit Stellungen, Wendungen, Gewehrgriffen und Schul-Evolutionen beschäftigt, die ihnen und ihren Anweisern sehr bald Langeweile machen, und deren Zweck und Nutzen auf alle Fälle nur bezugsweise statt haben können, oft selbst dem einsichtsvollsten Offizier nicht ganz einleuchten wollen, also dem weniger gebildeten Naturkinde

als Vexation erscheinen müssen u. s. w. Verführe man mehr nach den Forderungen der neuen Kunst, und beschränkte man sich auch hier, mit Hinweglassung des Ueberflüssigen, mehr auf das wirklich Nothwendige, so würden sie weder gelangweilt, noch mit einem Male so gewaltsam von den Gegenständen losgerissen werden, welche durch die Gewohnheit einen bleibenden angenehmen Eindruck auf sie gemacht haben; sie würden im Gegentheil, wenn auch nicht besondere Vorliebe, doch mehr Interesse für ihre neue Lage gewinnen, da ihre alten Bekannten eine Hauptrolle dabei spielen. Der Graben hinter dem väterlichen Hause, den sie vielleicht schon als Knaben zu ihrem Vergnügen, aber ohne sich etwas dabei zu denken, übersprangen, erhält jetzt Bedeutung und Wichtigkeit für sie, jeder Baum in dem heimischen Gehölze, jede kleine Erderhöhung zeigt ihnen ein Mittel, sich vor dem feindlichen Feuer zu decken, jede bewachsene Bergschlucht eine Gelegenheit, sich der Verfolgung eines andringenden Feindes ohne Nachtheil zu entziehen, oder ihn zu beschleichen, ungesehen zu beobachten u. s. w.

Noch ein Umstand ist hier von nicht geringer Wichtigkeit, nämlich, daß durch die Konskription, welche den meisten Militair-Verfassungen zum Grunde liegt, mehr junge, gesunde, zuverlässige und moralisch bessere Menschen als Rekruten erhalten werden, als bei jeder andern Art von Ersatz der fehlenden Mannschaften. Ihr guter Wille wiegt in manchen Fällen die größere Intelligenz auf, Trunkenheit und andere Soldatenuntugenden sind bei ihnen etwas höchst Seltenes, und eigentliche Verbrechen etwas Unerhörtes. Welch reicher Gewinn für eine Fechtart, die eine Oberaufsicht nicht immer unmittelbar gestattet, und gerade bei den ernsthaftesten Auf-

tritten einzelne Individuen der eignen Leitung überlassen muß!

Altes Herkommen, Bequemlichkeit und Vorurtheile stehen ferner dem Wunsche: die Infanterie ihren eigenthümlichen Eigenschaften gemäß zu gebrauchen, entgegen. Schon die ältesten Lehrbücher sagen, wenn sie sich wirklich auf Beurtheilung des Terrains einlassen, daß man in freien Ebenen vorzüglich die Kavallerie und Artillerie, in durchschnittenen Gegenden aber nur die Infanterie zu den entscheidenden Wirkungen verwenden müsse, und dennoch fehlt es nicht an Beispielen neuerer Zeit (kleine Streifkorps und einige höchst ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet), daß Anführer von Infanterie-Korps diesen durchschnittenen Terraintheilen so viel als möglich enteilten, um nur einen stattlichen Aufmarsch, oder sonst ein Exerzirplatz-Manöver ungehindert ausführen zu können. Man glaubte, sich durchaus erst in Parade zeigen zu müssen, ehe man dem Feinde etwas anhaben durfte. Ja, alles Zerstreutfechten und Vordringen nach Maßgabe des Bodens und der Umstände wurde nicht selten nur dazu gebraucht, um zu jenen Evolutionen Platz zu gewinnen *).

Die vielen zu scharf bestimmten Dienstvorschriften, das zu häufige Instruiren von oben herab, that der guten Sache nicht weniger Eintrag. Der auf Viertelstunden weit entfernte General, oder der auf diese Entfernung herbeieilende Adjutant können unmöglich die Um-

*) Schreiber dieses hat selbst zweimal den Fall erlebt, daß ein Anführer auf die Anfrage, warum er den Feind nicht angreife? zur Entschuldigung anführte, daß kein Platz zum Entwickeln vorhanden sey. — —

Anm. d. Einsenders.

stände und die Oertlichkeit so richtig beurtheilen, als der unmittelbar Befehlende, der sich hier schon vielleicht stundenlang herumschlug; geschweige denn, daß alle möglich eintretenden Fälle schon vorher durch eine im Frieden verfaßte Vorschrift erschöpft werden könnten. Auch scheint es doch wohl einerlei, ob ein Bataillon den ihm gewordenen Auftrag in zerstreuter oder geschlossener Fechtart, durch das Feuer oder mit dem Bajonet ausführt, wenn es nur geschieht? — Durch Reglements und Instruktionen, die ins Detail gehen, und alles zu genau bestimmen wollen, können also nur verkehrte Maßregeln entstehen; der gute Geist und Wille werden gelähmt, und auf manchen ausübenden Dienstzweig wird nur hemmend eingewirkt.

Ein Hauptvorurtheil verdient hier noch Erwähnung, das sehr viele nachtheilige Folgen gehabt hat, und von welchem manche hochverdiente Offiziere, ja die Truppen selbst sich noch nicht losmachen können, nämlich: daß ein leichtes Bataillon das nicht leisten könne, was ein sogenanntes Linien-Bataillon leisten kann, und so umgekehrt; ferner: daß der Unterricht im Tirailliren, Patrouilliren und in Benutzung des durchschnittenen Terrains einen Geist der Ungebundenheit und Unruhe in die Leute bringe, der sich nicht mit den Evolutionen der Linie, nicht mit der geschlossenen Ordnung vertrage, und daß eine aufgelöste Tirailleurlinie unmanövrirfähig würde. Offenbar beruhen diese Meinungen sämmtlich auf Trugschlüssen, denn daß jedes Infanterie-Bataillon, es sey gekleidet wie es wolle, zerstreut fechten ꝛc. kann, wenn es nur dazu abgerichtet wird, und auch jedes sogenannte leichte Bataillon mit eben der Ruhe und Ordnung Parademärsche, Frontbewegungen und geschlossene

Kunstfertigkeit, Verlegenheiten und Unzulänglichkeiten entstehen.

Schon bei den friedlichen Uebungen können die besondern leichten Bataillone keinen Vorzug vor der übrigen Infanterie haben, und dürften ihr wohl in manchen Fällen nachstehen müssen, denn es wird ihnen nicht Zeit genug gelassen, sie werden gezwungen, dieselbe großentheils auf Schul- und Parademärsche zu verwenden, und da ihre kommandirenden Offiziere, oft bis zu den Kapitains herunter, doch die Ueberzeugung haben, daß sie nicht für sich, sondern für Andere arbeiten, indem die leichten Bataillone oder noch kleinere Abtheilungen zerstückelt, und den verschiedenen Brigaden oder Korps zugetheilt werden, so liegt es in der Natur der Sache, daß ihre Uebung nicht mit der Liebe und dem Eifer geleitet wird, als bei andern Bataillonen *).

Im Kriege ist es noch schlimmer, der eine General fordert Alles von ihnen, und mehr, als sie, ihrer Anzahl und der sehr mittelmäßigen Abrichtung nach, leisten können; der andere traut ihnen nicht, oder weiß sie nicht zu behandeln, und schickt sie auf verlorne oder solche Posten, wo sie nichts leisten können. Sie müssen ausschließlich die Vorposten, Feldwachen und Patrouillen besorgen, und auf Märschen die Avant-, Ar-

*) Der größte Lohn für einen Offizier, dem die Führung eines Korps und dessen Ausbildung anvertraut ist, besteht darin, es auch gegen den Feind zu führen. Es kann nie etwas Gutes bringen, wenn der Anführer in dem Augenblick, wo ein Krieg ausbricht, von den Truppen, die er sich nach der Hand gezogen hat, die in seinem Geiste gebildet sind, entfernt wird. Das wechselseitige Zutrauen, die Anhänglichkeit, und selbst der militairische Gehorsam müssen darunter leiden!

riergarde und Seitenpatrouillen machen, die übrige Infanterie fast wie einen Wagentransport bewachen und eskortiren, und werden also in einem halben Feldzug ruinirt, oder verwildern dermaßen, daß sie allerdings nicht mehr so zu gebrauchen sind, wie es seyn könnte, und, was das Schlimmste ist, sie werden auf keinem Punkte in gehöriger Stärke seyn.

Daher kann weder die Bildung besonderer leichter Bataillone, noch der mit Büchsen bewaffneten Jäger-Bataillone, für zweckmäßig erkannt werden, und auch schon deshalb nicht vortheilhaft seyn, da eine besondere Auswahl nach den Konskriptionsverfassungen nicht möglich ist.

Die aus den Infanterie-Bataillonen genommenen Schützen *) sind noch weniger im Stande etwas zu leisten, da sie immer in zu geringer Stärke erscheinen, und ihre ganze Einrichtung, die Art sie zu wählen, sie zu unterrichten und zu gebrauchen, nicht dem eigentlichen Zweck entsprechen. Schon in Friedenszeiten bewährt sich dies in allen Theilen. Ueberläßt man den Kompagnien die Auswahl, so erhält man, statt eine Elite zu haben, den Ausschuß, in welchem um so weniger ein hoher Grad von Ordnung und Disziplin einzuführen seyn wird, als die Leute ihren gewohnten Offizieren und Unteroffizieren entnommen und andern untergeordnet werden, die sie nicht kennen, und ihnen das Zutrauen und die Folgsamkeit nicht bezeigen werden, welche nur durch lange Gewohnheit entstehen können. Da sie ferner in dem sogenannten leichten Infanteriedienst nur wenige Tage im

*) Hierunter ist nicht die im Preußischen übliche Bildung des dritten Gliedes verstanden. Anm. d. R.

Jahre unterrichtet werden, wo soll da die ausgezeichnete Geschicklichkeit herkommen? Außer diesen wenigen Tagen bestehen sie nur während der kurzen Exerzirzeit als Schützen, ziehen vor oder hinter den Bataillonen her, ohne den geringsten augenscheinlichen Nutzen, sind überall im Wege, und veranlassen Zögerung und Mängel in den Evolutionen. Und selbst wenn man annehmen wollte, daß es möglich sey, ihre Wahl und Uebung ganz dem Zweck entsprechend einzurichten, so daß sie bei entstehendem Kriege als wirkliche Virtuosen im Schießen, Laufen, Springen, Marschiren und in Benutzung jedes Terraintheils aufträten: was würden sie denn leisten, da, wenn das übrige Bataillon nicht auch — wenigstens nothdürftig — zu dem allen abgerichtet ist, es ihnen doch nicht wird folgen, sie niemals, wie und wo es nöthig ist, wird unterstützen, verstärken und aufnehmen können, obenein da sie — wie die Erfahrung sattsam gelehrt hat — selten beim Bataillon anwesend sind, wenn es von ihnen Gebrauch machen will? —

Es giebt unter jedem Haufen von Menschen einige, die gewandter und geschickter als die übrigen sind. Gerade aber, um das Ganze gewandter und geschickter zu machen, darf man jene nicht absondern. Die am besten disziplinirten Soldaten, die besten Schützen und Tirailleurs muß man ja bei ihren Kompagnien lassen, um den letzteren einen Anhalt der Ordnung und die Mittel zu verschaffen, bei gewissen Gelegenheiten etwas Außerordentliches leisten zu können, und durch Beispiel und Lehre ihre Brauchbarkeit zu verbreiten, und das Ganze vollkommner zu machen.

Daher scheint die Bildung von besonderen leichten Korps, sie seyen in Regimenter, Bataillone, Kompagnien

oder einzelne Züge abgetheilt, nicht zweckmäßig zu seyn, und da, nach der Meinung erfahrner Soldaten, jede Auswahl beim Militair nichts taugt, sondern nur nachtheilig auf die Verwendung und Brauchbarkeit der übrigen Infanterie wirken kann, so scheint also der Satz: daß es nur einerlei Infanterie, nämlich leichte, geben müsse, immer mehr Festigkeit zu gewinnen.

Alle diejenigen, welche diese Meinung theilen, werden auch einverstanden seyn, daß auch hier die belobte Mittelstraße die beste sey, und daß wegen dieses Grundsatzes die geschlossene Fechtart der Infanterie da, wo sie passend und zweckmäßig ist, nicht ausgeschlossen bleiben dürfe. Leicht ist nach dem Sprachgebrauche dasjenige, was ohne große Schwierigkeit von einem Orte zum andern versetzt werden kann. Ein Bataillon ist also leichter als ein anderes, wenn es schnellere und stärkere Märsche macht, ohne Marode und Gepäck zurückzulassen, wenn ungebahnte Wege und die gewöhnlichen Terraindurchschnitte seine Bewegungen nicht absolut hindern, und wenn es in jedem Moment derselben immer nach den Umständen zum Schlagen bereit ist. Man sieht, daß die Bewaffnung und Bekleidung, ja selbst die Kunstfertigkeit in einzelnen Zweigen, hierbei keinen Ausschlag geben können. Ein Bataillon kann vielleicht recht schön tirailliren, und doch den Namen leicht keineswegs verdienen; ein anderes kann sich in gedrängtem Quarrée, oder im geschlossenen Angriff auszeichnen, und doch so leicht als möglich seyn u. s. w.

Es wird ewig eine ausgemachte Sache bleiben, und man mag ein System befolgen, welches man will, und eine noch so hohe Vollkommenheit in Kunstfertigkeiten erlangt haben, so wird doch immer die in jedem Augen-

blicke zu ergreifende Fechtart durch Terrain, Zeit und Umstände bestimmt werden. Umstände und Zufälle zu beherrschen, ist uns, so lange wir Menschen bleiben, selten und nur im geringen Grade beschieden; dagegen bietet uns die neueste Kunst Mittel, durch richtigen Gebrauch der Infanterie größtentheils Herr der Zeit und des Terrains zu werden. Ein wohlberechnetes Zaudern, ein gut geordnetes fechtendes Zurückgehen oder Seitwärtsziehen werden in der Regel immer den Zeitpunkt in unsern Willen stellen, wann wir das Gefecht entscheiden wollen, und wer das Terrain gehörig kennt, und anzuschauen versteht, wird auch dasjenige, was ihm wünschenswerth ist, aufzufinden und im entscheidenden Augenblick zu erreichen wissen.

Nur noch ein Bedenken — obenein ein höchst wichtiges, das nicht ganz unbegründet scheint — wird von sachverständigen Gegnern aufgestellt, dem hier begegnet werden soll. Diese Gegner geben nämlich zu, daß es möglich sey, bei häufigeren Gefechten in zerstreuter Ordnung, und bei zweckmäßiger Benutzung aller Terrainunebenheiten die feindlichen Kavallerieangriffe gänzlich unmöglich zu machen, und die Wirkung des feindlichen Artilleriefeuers um ein Großes zu vermindern. Allein sie meinen, daß diese Art zu fechten, hinsichtlich größerer Zwecke, nur in einem sehr gebirgigen oder mit Wald bedeckten Lande möglich sey, aber da, wo es noch große Ebenen giebt, seine großen Schwierigkeiten haben würde. —

Wenn wir auch hierbei die schon oben dargestellte Wahrheit, daß nämlich eben die unbedeutenden Unebenheiten des Bodens, die sich überall finden, und die künstlichen Durchschnitte und Befriedigungen, welche bisher

viel zu wenig beachtet und festgehalten wurden, gerade die wichtigsten und brauchbarsten sind, und daß die Erdoberfläche täglich mehr mit letzteren versehen wird, nicht berücksichtigen wollen: so ist es doch, wenn man nur irgend sich in die Sache hineindenken will, möglich, mit geringerem Kostenaufwande, als man vielleicht glaubt, diesem Uebelstande abzuhelfen. Denn es ist einleuchtend, daß einige in einer Nacht gemachte Gräben und Aufwürfe hinlänglich seyn werden, nun auch der freiesten Ebene die für die neueste Fechtart nachtheiligen Eigenschaften zu nehmen. Die Römer marschirten mit sehr lästigem Gepäck, und umwallten ihre Läger doch gleich nach dem Einrücken dergestalt, daß sie unangreifbar wurden; warum sollte gut eingeübte leichte Infanterie nicht im Stande seyn, in eben so kurzer Zeit die Gegend, die sie zum Ruhepunkt oder zum Kampfplatz ausersehen hat, und wo sich doch gewiß schon etwas zu Hülfe kommendes Terrain finden wird, so umzuschaffen, daß sie dem vorliegenden Zweck entspricht? — In den meisten Fällen wird gewiß nicht die Hälfte der Mannschaft dazu erfordert werden, um bis zum nächsten Sonnenaufgang alles in den wünschenswerthen Stand zu setzen *).

Höchst wichtig und folgereich würde aber eine nach diesen Grundsätzen gemachte Einrichtung in einem ganzen Lande seyn, wenn man es schon im Frieden dazu vorbereitete, und die Durchschnitte mit wohlberechneter Vorsicht nicht nur so anlegte, daß sie jedem Feinde das Eindringen unmittelbar verwehren könnten, sondern daß

---

*) Wenn das Handwerkszeug dazu vorhanden ist.
Anm. d. R.

sie auch den taktischen und strategischen Bedingungen entsprächen, welche jetzt die Kunst zur glücklichen Vertheidigung eines Landes macht. Alles könnte dann nach einem gewissen System eingerichtet, der Zusammenhang des Anbaus, der Zugänge und Verwickelungen nach einem militairischen Plane im Ganzen angelegt werden. — Und so würde gewiß jede Eroberung eines Landes (die invasirende unbedenklich) auf die zuverlässigste Art unmöglich gemacht werden können, wenn auch die Einrichtungen der zur Vaterlandsvertheidigung bewaffneten Mannschaft, sie heiße: stehendes Militair, Landwehr, oder wie man sonst wolle, so getroffen, und die Mannschaft so geübt und unterrichtet würde, daß jeder gesunde Mann als brauchbarer Soldat auftreten könnte, wenn es Noth thäte; daß jeder der oben beschriebenen Terraindurchschnitte hinlänglich mit guten Schützen besetzt wäre; daß sich überall sofort mit Talent geführte Reserven versammelten, um entweder jene Schützenlinie zu verstärken, abzulösen oder aufzunehmen, oder sich zu einem stehenden Gefecht, oder zum nächtlichen Ueberfall, oder konzentrischen Anfall, wie bei Vihiers, zu vereinigen. —

II.

Ueber die Kriegsmacht des Königreichs Schweden.

(Fortsetzung.)

Darstellung der Kriegsmacht selbst.

(Mit drei Tabellen.)

Diese Darstellung wird sich zwar hauptsächlich nur ausführlich mit der Landmacht beschäftigen; doch sollen, der Vollständigkeit wegen, auch die nöthigsten Notizen über das Seewesen ebenfalls mitgetheilt werden. Zuvörderst also

A. Die Landmacht.

Der erste Gebrauch einer beständig unterhaltenen Kriegsmacht Seitens der Krone fällt in die Zeit der Regierung Gustav Wasa's, welcher 1543 aus Deutschen ein stehendes Truppenkorps von 1800 Mann errichtete. Seine Nachfolger ließen sich nun zwar die Vermehrung dieser stehenden Kriegsmacht angelegen seyn; allein das Heer, welches Gustav Adolf 1630 nach Deutschland führte, bestand nur erst aus 13,500 Mann, obwohl diese geringe Zahl durch die vom König eingeführten Verbesserungen im Kriegswesen reichlich aufgewogen ward. Das geld- und menschenarme Land vermochte auch im Verfolg der Zeit nicht, in der Unter-

haltung eines stehenden Heeres im Frieden mit den übrigen europäischen Mächten gleichen Schritt zu halten. In den von Gustav Adolfs nächsten Nachfolgern, Christine und Karl Gustav, geführten Kriegen stellte Schweden immer nur gegen 30,000 M. ins Feld.

Die Nothwendigkeit führte daher zu einer, von der in Europa sich ausbildenden Kriegsverfassung abweichenden, dem alten Lehnsysteme mehr treu gebliebenen Einrichtung. Diese bestand nämlich darin, daß Karl XI. im Jahre 1680 die Gestellung zum Kriegsdienst einmal auf freiwillige Werbung gründete, und die so geworbenen Truppen unmittelbar von der Krone besoldet und unterhalten wurden, und zweitens, daß er die Landeigenthümer verpflichtete, einen Infanteristen oder Reiter im Frieden wie im Kriege zu stellen, und im Frieden zu unterhalten. Durch diese bis jetzt noch unverändert bestehende Einrichtung gelang es der Krone, ohne Kostenaufwand und ohne Last für das Land beständig ein zahlreicheres und zum Kriege stets bereites Heer unterhalten zu können, als es sonst möglich gewesen wäre.

Karl XI. hinterließ daher schon seinem Sohne Karl XII. 58,500 Mann, und letzterer unterhielt während seiner langwierigen Kriege bis zur Schlacht bei Pultawa (1709) 92,000 Mann.

Allein die außerordentlichen Anstrengungen, unter denen Schweden während Karls XII. Regierung gleichsam verblutete, so wie die darauf folgende anarchische Schwäche des Reichs zogen auch den Verfall des Kriegswesens nach sich. Die untergeordnete und unbedeutende Rolle Schwedens im siebenjährigen Kriege verfinsterte den ehemals so glänzenden Waffenruhm seiner Heere fast bis zur Unkennbarkeit.

II.

Ueber die Kriegsmacht des Königreichs Schweden.

(Fortsetzung.)

Darstellung der Kriegsmacht selbst.

(Mit drei Tabellen.)

Diese Darstellung wird sich zwar hauptsächlich nur ausführlich mit der Landmacht beschäftigen; doch sollen, der Vollständigkeit wegen, auch die nöthigsten Notizen über das Seewesen ebenfalls mitgetheilt werden. Zuvörderst also

A. Die Landmacht.

Der erste Gebrauch einer beständig unterhaltenen Kriegsmacht Seitens der Krone fällt in die Zeit der Regierung Gustav Wasa's, welcher 1543 aus Deutschen ein stehendes Truppenkorps von 1800 Mann errichtete. Seine Nachfolger ließen sich nun zwar die Vermehrung dieser stehenden Kriegsmacht angelegen seyn; allein das Heer, welches Gustav Adolf 1630 nach Deutschland führte, bestand nur erst aus 13,500 Mann, obwohl diese geringe Zahl durch die vom König eingeführten Verbesserungen im Kriegswesen reichlich aufgewogen ward. Das geld- und menschenarme Land vermochte auch im Verfolg der Zeit nicht, in der Ur

geist nahm die Kräfte des Reichs im Jahre 1807 zum Kampf gegen Frankreich in Anspruch. Gustav versammelte etwa 25 bis 30,000 Mann in schwedisch Pommern. Der Friede von Tilsit ließ ihn jedoch allein auf dem Kampfplatze, und die Folge davon war die Eroberung von Stralsund durch die Franzosen. Im darauf erfolgten Frieden erhielt Schweden indeß jene Provinz wieder zurück.

Weit nachtheiliger in seinen Folgen endigte sich aber der in politischer wie in militairischer Hinsicht mit Recht zu nennende Defensiv-Krieg von 180$\frac{8}{9}$ gegen Dänemark und Rußland. Der König ergriff außerordentliche Maßregeln zur Abwehrung der Angriffe, mit denen die Grenzen des Landes überall, und hauptsächlich von Rußland bedroht wurden. Auch fand Gustav in seinem Volke die größte Bereitwilligkeit zu allen die Vertheidigung des Vaterlandes erheischenden Anstrengungen. Neben der Vollzähligmachung des Heers nach den schon immer bestandenen Grundsätzen, ward eine Konskription aus den Altersklassen vom 20sten bis 25sten Jahre, so wie die Errichtung einer Landwehr aus den Altersklassen vom 26sten bis 36sten Jahre verfügt. Letztere sollte anfangs aus 100,000, späterhin aus 60,000 Mann bestehen. Da es aber auch zu dieser Stärke an Offizieren und Ausrüstungsmitteln fehlte, so wurde die Landwehr endlich nur in der Stärke von 30,000 Mann (48 Bataillone in 13 Brigaden und Inspektionen getheilt) wirklich errichtet und exerzirt. Diese aus dem Bedürfniß des Augenblicks entstandenen Maßregeln sind indeß für die damalige Zeit keineswegs schon als zur Kriegsverfassung Schwedens hinzugekommene Grundelemente zu betrachten. Die Konskription ist erst in den neuesten Zeiten,

wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, als eine dauernde Einrichtung eingeführt worden, die Landwehreinrichtung jedoch eingegangen, obwohl einige Statistiker immer noch einer **10,000** Mann starken Landwehr erwähnen.

So groß nun auch die damaligen Anstrengungen des Landes waren, so scheint es doch nicht, als wenn in der obern Leitung und Versorgung der zur Verfügung der Regierung gekommenen Streitkräfte, deren Anzahl sich auf circa **90,000** Mann belief, die zur Erringung eines glücklichen Resultats erforderliche zweckmäßige Einheit und Uebereinstimmung geherrscht hätten *). Als Opfer innerer Partheiungen, so wie der unglücklichen Wendung des Kriegs in Finnland, durch die unerwartete Kapitulation von Sweaborg am meisten herbeigeführt, ging der König des Throns, und Schweden seiner schönsten Provinz (Finnland) verlustig, ungeachtet sich die Truppen auf die ehrenvollste Weise und öfters sogar siegreich geschlagen hatten.

Der unter dem Namen Karl XIII. auf den schwedischen Thron erhobene Herzog von Südermannland und sein Adoptiv-Sohn, der damalige Kronprinz, jetzige König von Schweden, Karl XIV. (Johann) bemühten sich nun auf alle Weise, die Wunden des Reichs zu heilen, und demselben durch die Verbesserung des Kriegswesens eine Achtung gebietende Stellung in einer Zeit zu geben, wo die Angelegenheiten Europa's sichtbar einer entscheidenden Krisis entgegen gingen. Die wesentlichste

---

*) Siehe hierüber die Beiträge zur Geschichte des schwedisch-russischen Kriegs in den Jahren 180$\frac{8}{9}$, im ersten Bande dieser Zeitschrift, Jahrg. 1825.

hierauf Bezug habende und 1812 in Ausführung gekommene Maßregel war nun die Hinzufügung eines dritten Grundelements zur schon bestandenen Kriegsverfassung, nämlich die für beständig geltende Einführung einer Konskription. Die Landmacht kam hierdurch auf die Stärke von 138,569 Mann. Dadurch ward Schweden in den Stand gesetzt, den schwierigen politischen Verhältnissen des Jahrs 1813 gewachsen zu seyn, an dem Befreiungskriege von $18\frac{13}{14}$ Theil zu nehmen, und die Erfüllung der Verträge wegen der Erwerbung Norwegens mit Nachdruck zu bewirken.

Aus dieser geschichtlichen Uebersicht ergiebt sich nun, daß die schwedische Landmacht, ihrer Gestellung und Ergänzung nach, aus drei Hauptbestandtheilen besteht:

I. Die geworbenen Truppen.
II. Die eingetheilten Truppen.
III. Die Konskription.

Die geworbenen und eingetheilten Truppen werden in Schweden zusammen unter dem Namen des stehenden Heeres begriffen. Eigentlich können hierzu aber nur Truppen gerechnet werden, welche beständig im Dienst sind, was aber bei den eingetheilten Truppen so wenig, als anderwärts hinsichts der Landwehr der Fall ist, obgleich dort, wie hier, das Ganze der Kriegsmacht einer allgemeinen Eintheilung in größere Abtheilungen unterworfen ist.

In Schweden sind die geworbenen wie die eingetheilten Truppen zusammen in Militair-Inspektionen und Brigaden getheilt, und zwar:

die Infant. in 5 Inspekt., 1 Garde- u. 9 Linien-Brig.
- Kavall. - 1 - — - - 3 - -

Summe 6 Inspektionen . . . und 13 Brigaden.

Jede Brigade besteht aus 2 bis 4 Regimentern.

Die Verwaltung des Kriegswesens zu Lande ist folgenden Behörden untergeben:

1. dem Kriegs-Kollegium,
2. dem Staats-Sekretariat des Kriegs, und
3. der General-Adjutantur des Heers.

Diese Behörden sind einander durchaus nicht untergeordnet. Sie berichten, das Kriegs-Kollegium durch den Staats-Kriegs-Sekretair, die beiden andern aber direkt an den König.

Das Kriegs-Kollegium besorgt die materiellen Angelegenheiten des Heers. Der Staats-Kriegs-Sekretair ist, wie schon erwähnt, der Berichterstatter des Kriegs-Kollegiums an den König für alle militairischen Angelegenheiten. Er expedirt ferner alle Befehle des Königs, welche die Organisation und Administration des Heers, so wie die militairischen Beförderungen betreffen. Endlich ist er vor den Ständen des Reichs dafür verantwortlich, daß alle Veränderungen mit den Grundgesetzen der Konstitution des Staats in Uebereinstimmung stehen.

Der General-Adjutant des Heers expedirt alle das Uebungswesen, die Disziplin und die Organisation des Heers betreffende Angelegenheiten. Er unterzeichnet die hierauf Bezug habenden Verfügungen als auf Befehl des Königs, hat aber die nämliche Verantwortlichkeit, wie der Staats-Sekretair des Kriegs.

Das Kriegs-Kollegium steht unter einem Präsidenten (gegenwärtig der Gen.-Lieut. Baron v. Tibell), und ist in fünf Departements getheilt, nämlich:

1. Für die Artillerie.
2. „ „ Fortifikation.

3. Für das Bekleidungs- und Ausrüstungswesen.
4. " " Verpflegungswesen.
5. " die Zivil-Angelegenheiten.

Die vier ersten Departements haben militairische Chefs, das fünfte hat einen Zivil-Chef. Der Chef des Artillerie-Departements ist der General-Feldzeugmeister, der des Fortifikations-Departements der General-Quartiermeister und zugleich Chef des Ingenieur-Korps. Jedem Departements-Chef sind noch einige Kriegsräthe beigegeben. Kriegs-Kommissariate befinden sich in Schonen und Westgothland.

Bei entstehendem Kriege wird aus dem Kriegs-Kollegium eine besondere Abtheilung, unter dem Namen des Kriegs-Departements, gebildet, welches die Geschäfte für das im Felde stehende Heer zu besorgen hat.

Das höchste Justiz-Kollegium für die Militair-Gerichtssachen ist das Kriegshofgericht in Stockholm.

Unter dem Staats-Sekretair des Kriegs steht ein Büreau für die Detail-Angelegenheiten und für die Korrespondenz.

Das Büreau des General-Adjutanten des Heers ist aus Offizieren des Generalstabs zusammengesetzt.

Betrachten wir nun jeden der Hauptbestandtheile der schwedischen Landmacht, nach seiner Formation und Stärke, für sich besonders.

I. Die geworbenen Truppen (Wärfvade-Armeen).

Die Gestellung, Ergänzung und Unterhaltung der geworbenen Truppen wird unmittelbar vom König durch das Kriegs-Kollegium bewirkt.

Die Werbungen zu diesen Truppen sind freiwillig. Die Angeworbenen verpflichten sich auf 6 Jahre zum Dienst.

Die

Die geworbenen Truppen machen übrigens einzig und allein den im Frieden stehenden und beständig im Solde der Krone befindlichen, obwohl geringsten Theil des Heers aus. Sie bestehen aus:

1. Infanterie.
2. Kavallerie.
3. Artillerie.
4. Generalität und Generalstab.
5. Genie-Korps.

1. Infanterie.

2 Regim. Garde zu Fuß } jedes von 2 Bataillonen zu
1 " König } 4 Kompagnien.
1 " Jäger (Wärmeland) von 6 Komp.

NB. Der größte Theil der Mannschaft dieses Regiments ist in der Umgegend des Garnisonorts Karlstad auf Urlaub. Nur die Kadres sind beständig im Dienst.

Der Kadre des königl. Leib-Bewärings-Regiments, oder der National-Bewäring von Stockholm.

Der Kadre der National-Bewäring von Hallands.

Der Kadre der National-Bewäring der Insel Gothland.

Die beiden Regimenter Garde formiren die Garde-Brigade. Auch gehört noch zu ihnen 1 Grenadier-Leib-Regiment von 4 Kompagnien eingetheilter Truppen, welches deshalb bei letzteren noch besonders aufgeführt werden wird.

Das Regiment König ist der 6ten, und das Jäger-Regiment Wärmeland der 2ten Infanterie-Brigade zugetheilt.

2. Kavallerie.

1 Regiment Garde zu Pferde von 5 Schwadronen.
1 „ Kronprinz Husaren „ 8 „

Das erstere Regiment gehört zur 1sten, das andere zur 3ten Kavallerie-Brigade.

3. Artillerie.

Sie besteht aus Feld- und Festungs- oder Fuß-Artillerie, und erstere insbesondere aus reitender und fahrender Artillerie.

Das ganze Korps ist in 3 Regimenter formirt, als:

Regiment Swea	3	Bataillone	fahrende	Artillerie.
„ Götha	3	„	„	„
	1	„	Festungs-	„
„ Wändes	2	„	fahrende	„
	1	„	reitende	„

Jedes Bataillon besteht aus 4 Kompagnien. Demnach giebt es 36 Feld- und 4 Festungs-Kompagnien. Zu jeden zwei Feld-Kompagnien gehört 1 Batterie von 8 Geschützen, mithin sind im Ganzen 18 Batterien, worunter 2 reitende, und überhaupt 144 Geschütze vorhanden.

Diese Formation der Artillerie datirt sich erst seit 1820. Bis dahin hatten das 1ste und 3te Regiment 2 Feld- und 1 Festungs-Bataillon, das 2te Regiment aber 2 Feld- und 2 Festungs-Bataillone. Es bestanden also nur 24 Feld-Kompagnien mit 12 Batterien und 96 Geschützen. Zur Vermehrung der Feld-Artillerie, wie sie jetzt besteht, wurden die Festungs-Bataillone bis auf eins verwendet.

Außer den Feldgeschützen ist noch ein vollständiger Belagerungs-Train vorhanden.

Besondere Trainsoldaten hat die Artillerie nicht, sondern die Kanoniere sind auch zugleich Fuhrleute.

Zur Bedienung eines Geschützes gehören bei der fahrenden Artillerie 8 Mann. Davon sitzen 3 auf dem Protzkasten, 2 auf der Laffete, und 3 auf den Handpferden.

Bei der reitenden Artillerie sitzen 3 Mann auf den Handpferden, und 6 sind beritten.

Die reitenden Batterien haben metallene, die fahrenden eiserne gegossene Geschütze.

Der jetzt in preußischen Diensten stehende General-Major v. Hellwig hat sich um die Verbesserung des Artilleriewesens in Schweden sehr verdient gemacht. Eine nähere Einsicht davon gewährt das vortreffliche Werk des norwegischen Majors v. Borkenstein.

4. Die Generalität und der Generalstab.

Bei dem schwedischen Heer befinden sich 29 Generale. Der Generalstab besteht aus 64 Offizieren von allen Waffen. Sie sind aber von den Truppentheilen, zu denen sie gehören, nicht ausgeschieden, sondern treten von Zeit zu Zeit dahin wieder zurück.

5. Genie-Korps.

Es besteht aus 42 Offizieren von allen Graden, und ist in zwei Brigaden getheilt, die eine für die Fortifikation, die andere für die Topographie (Fâttmânnings-Korps.)

Die erste Brigade fertigt alle Entwürfe für Neu- oder Reparatur-Festungsbauten an. Die zweite Brigade besorgt die topographischen Karten und Pläne, und ent-

wirft die militairischen Memoiren in Betreff der verschiedenen Gegenden des Königreichs.

II. Die eingetheilten oder angesessenen Truppen.

Schon in der oben gegebenen geschichtlichen Uebersicht ist im Allgemeinen der wesentlichen Grundeinrichtung dieser Truppen gedacht worden. Sie ist so eigenthümlich, daß sie weder dem Landwehr-System in Preußen, noch dem Institut der östreichschen Militair-Grenzen, noch den neuern Militair-Kolonien in Rußland entspricht. Am nächsten kommt sie der Einrichtung der türkischen Lehn-Kavallerie, so wie sie denn überhaupt der alten Lehnverfassung nicht unähnlich geblieben ist.

Die eingetheilten Truppen bestehen aus Infanterie und Kavallerie, und werden direkt von den Provinzen und zwar in der Art aufgebracht, daß die Landeigenthümer oder Besitzer von zwei Grundstücken (Hemmans), die eine bestimmte jährliche Abgabe zahlen, einen Mann, Infanterist oder Kavallerist, zu stellen und zu unterhalten, so wie auch, im Fall des Abgangs, zu ersetzen verpflichtet sind.

Diese Einrichtung führt den Namen Indelning (Vertheilung), und die aus ihr hervorgehenden Mannschaften machen insgesammt die Indelta Arméen, d. i. eingetheilte Truppen, aus.

Jede Provinz stellt und unterhält ein Regiment, das von ihr den Namen führt. Die Infanterie-Regimenter bestehen aus 2 Bataillonen, jedes zu 4 Kompagnien; das Regiment Smaland besteht nur aus 1 Bataillon von 4 Kompagnien. Die Kavallerie-Regimenter haben verschiedentlich 1, 4 und 8 Schwadronen. Nach dieser Formation ist die Provinz in Bataillons-, Kom-

en.

	Namen der Garnisonorte.
Infanteri	Detaschem. in Malmö u. Helsingborg.
Kavallerie	Detaschements in Helsingborg, Engel: Gothenburg.
Artillerie	Detaschements in Wäxholm, Dalaro, Wisby. in Detaschement in Karlsten. Die Fuß: Elfsborg, Warberg und Jönköping. t Detaschements in Landskrona, Malmö loß von Karlsham.
Generalit Genie: K	

Soldes in baarem Gelde, ein Grundstück von einer gewissen Größe, in dem Bezirk ihrer Abtheilung, zu ihrem Unterhalt. In den letzten Jahren hat jedoch die Krone den Subaltern-Offizieren die Grundstücke wieder genommen, und zahlt ihnen dagegen baaren Sold. Die Wohnungen der Offiziere heißen Bostallen.

In Kriegszeiten übernimmt der Staat die Unterhaltung der im Felde stehenden eingetheilten Truppen. Die Nutznießung von dem Landbesitz der Offiziere und Mannschaften verbleibt jedoch während dieser Zeit deren Familien unverkürzt, bis der Mann stirbt, oder zum Dienst untüchtig wird. In letzterm Falle erhält derselbe eine Pension von der Krone. Diese Pension ist zwar für die Mannschaft, vom Feldwebel abwärts, sehr geringe, und beträgt bei einem Gemeinen nur zwischen 12 und 24 Rthlr. jährlich; allein der pensionirte Soldat verdingt sich gewöhnlich bei einem Landeigenthümer zur Arbeit, giebt demselben einen Theil seiner Pension ab, und erhält dafür mit seiner Familie nothdürftigen Unterhalt.

Alle Sonntage versammeln sich die Mannschaften in den Kompagnie- oder Schwadrons-Bezirken zur Kirchenparade, und werden dann von ihren Offizieren gemustert. Jährlich zieht man sie in Kompagnien, Bataillonen, Schwadronen und zuletzt in Regimenter zur Uebung zusammen, die gewöhnlich einen Monat dauert. Die Versammlung in Regimenter geschieht jedoch, wegen der großen Entfernungen, seltner.

Sechs Wochen vor der eigentlichen Uebungszeit werden die neuen Leute eines Regiments in den Kompagnie-Bezirken exerzirt.

Die Rätschallaren sind übrigens verpflichtet, ihre

Mannschaften auf Wagen nach den Uebungsorten zu schaffen, und, so wie auch die Rustschällaren ihre Reiter, mit dem nöthigen Unterhalt während der Uebungszeit zu versorgen.

Bei der Kavallerie findet die Einrichtung statt, daß bei jeder Schwadron eines Regiments ein Stamm von 30 bis 40 Pferden besteht, bei welchem die neuen Mannschaften des Regiments-Bezirks das ganze Jahr hindurch exerzirt werden.

Daß übrigens diese angesessenen Truppen von entschiedener Kriegstüchtigkeit sind, und sogar den Kern des schwedischen Heers ausmachen, weist die Kriegsgeschichte Schwedens so vielfach nach, daß hierdurch alle Zweifel widerlegt werden, welche gegen den Werth dieser Art von Landtruppen obwalten. Allerdings mag eine solche Einrichtung, wie in Schweden, gerade nur den dortigen Bevölkerungs- und Kulturverhältnissen angemessen seyn; eben deshalb würde sie indeß überall in Ländern mit Vortheil, wenn gleich unter zeitgemäßen Modifikationen, nachgeahmt werden können, wo noch ähnliche Verhältnisse statt finden.

Vielleicht würden solche Modifikationen selbst in Schweden zur Beachtung kommen, wenn eine ähnliche Einrichtung jetzt erst eingeführt werden sollte. Die Ursache davon liegt in den zum Theil veränderten Verhältnissen des Volks zum Staat, und in dessen fortgeschrittener Entwickelung, wonach die Regierung in der Verfügung über seine Kriegskräfte, und in den Mitteln zu deren Herbeischaffung und Ausbildung weniger beschränkt ist, als dies sonst der Fall war. Daraus folgt indeß noch keineswegs der mindere Nutzen jener Einrichtung für die jetzige Zeit. Ihr Werth besteht vielmehr

n.

3	Offiziere	und	3419	Köpfe.
0	:	:	1058	:
6	:	.	2641	:
3	:	:	—	:
2	:	:	—	:
4	Offiziere	und	7118	Köpfe.

pagnie- und Schwadrons-Bezirke getheilt, worin die zugehörigen Mannschaften wohnen.

Die Besitzer von Hemmans, welche einen Infanteristen stellen, heißen Rätschallaren. Die Bekleidungskosten werden zur Hälfte von ihnen, und zur Hälfte von der Krone getragen. Die Armatur wird von letzterer allein beschafft.

Die Verpflichtung zur Gestellung, Ergänzung, vollständigen Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung eines Reiters mit Pferd liegt Grundeigenthümern oder Pächtern der Krone, von einer bestimmten jährlichen Abgabe, ob. Sie heißen Rustschällaren, und hatten zur Zeit Karls XI. die jährlichen Ausgaben für die Kavallerie zu bestreiten, woraus denn ihre gegenwärtige Verpflichtung herrührt.

Sobald ihrer aber nicht hinreichend zur Eintheilung der ganzen Kavallerie vorhanden sind, so vertheilt die Krone den Rest derselben unter andere Eigenthümer von einer gewissen Abgabe.

Hiernach giebt es zwei Arten von Rustschällaren, nämlich Krons und Skatte. Die ersteren sind die Kronpächter, die andern die Eigenthümer. Beiden ist übrigens als Entschädigung ein Erlaß an den Abgaben bewilligt.

Jeder Infanterist oder Reiter erhält vom Eigenthümer ein kleines Haus oder eine Hütte zur Wohnung, und so viel Land, um darauf jährlich 2 Lasten oder 40 Zentner Gerste und das nöthige Futter für eine Kuh gewinnen zu können.

Fast alle Soldaten der eingetheilten Truppen sind verheirathet.

Die Offiziere derselben erhalten ebenfalls, statt des

Rekapitulation

der Gesammtstärke der schwedischen Landmacht.

Benennung der Truppengattungen.	Geworbene Truppen.				Sum̃e excl. Offiziere.	Eingetheilte Truppen.				Summe excl. Offiziere.	Konskribirte incl. der Bewaffnung von Gothland	Totalsumme.	
	Offiziere.	Unter-Offiz.	Spielleute.	Gemeine.		Offiziere.	Unter-Offiz.	Spielleute.	Gemeine.			Offiziere.	Köpfe excl. Offiziere.
Infanterie	253	248	171	3000	3419	825	1206	409	27041	28656	102916	1078	134991
Kavallerie	50	66	17	975	1058	148	136	35	3605	3776	—	198	4834
Artillerie	136	200	41	2400	2641	—	—	—	—	—	—	136	2641
Generalität u. Generalstab	93	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	93	—
Genie-Korps	42	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	42	—
Summe	574	514	229	6375	7118	973	1342	444	30646	32432	102916	1547	142466

Unter den 1547 Offizieren befinden sich etwa die Hälfte bürgerliche.

Bis zum Jahre 1817 waren die Offizierstellen noch käuflich. Seitdem ist dieser Gebrauch eingeschränkt worden. Doch besteht noch die Einrichtung, daß zur Erlangung eines Grades vom Leutnant aufwärts eine gewisse Summe erlegt werden muß, welche indeß das Eigenthum des Offiziers bleibt, und ihm im Fall des Abgangs von dem Nachfolger wieder erstattet wird.

Der Sold der Offiziere und Gemeinen ist, wegen des niedrigen Standes des Papiergeldes, geringer, als in den meisten europäischen Heeren, jedoch im Verhältniß der wohlfeilen Preise der ersten Lebensbedürfnisse, etwa in Stockholm selbst ausgenommen, immer noch auskömmlich.

Jeder abschiednehmende Offizier, der 50 Jahre alt ist, und 30 Jahre gedient hat, erhält unbedingt eine Pension. Verwundete Offiziere sind zu höheren Jahrgehalten berechtigt. Die Pensionskasse des Heers beträgt über eine Million Rthlr. Bco. Ihre jährliche Ausgabe belief sich 1817 auf 94,726 Rthlr. Bco.

Die Gemeinen haben ein besonderes Invalidenhaus in Wadstena gehabt, welches aber 1784 aufgehoben worden ist, und von dessen Einkünften sie nur noch Pension beziehen. Die Invaliden der Stockholmer Besatzung haben zwei eigne Hospitäler.

Für die Wittwen und Waisen der Militairs besteht ebenfalls eine Versorgungskasse.

Ueber die Bekleidung und Bewaffnung der schwedischen Truppen.

Die Bekleidung der schwedischen Truppen steht, nach den verschiedenen Waffengattungen, in ziemlicher Ueber-

hauptsächlich in der durch die Länge der Zeit entstandenen Verwachsung mit den bürgerlichen Verhältnissen des Volks, welches damit zu vertraut geworden ist, um eine andere Einrichtung entsprechender und weniger lästig zu finden.

Wenn es daher selbst in Schweden in Frage steht, ob die Erhaltungsweise der eingetheilten Truppen dem Lande wirklich weniger drückend ist, als wenn solche durch vermehrte Geldabgaben beschafft würde, so scheint sie bei der immer noch herrschenden Geldnoth des Landes, wonach selbst die Besoldung der geworbenen Truppen zum Theil in Naturalien erfolgt, fortdauernd wesentliche Vorzüge behalten zu wollen. Dazu kommt noch, daß dem Soldaten, der zugleich Landeigenthümer ist, Gelegenheit und Mittel zu Gebote stehen, sich und seiner Familie durch erhöhte Arbeitsamkeit und Industrie eine erträglichere Existenz zu verschaffen, als wenn er von baarem Solde leben muß. Die gute Folge davon ist, daß, während es in andern Ländern als ein Unglück betrachtet wird, Soldat zu werden, in Schweden gerade der umgekehrte Fall statt findet. Es ist aber schon außerordentlich viel, ja Alles gewonnen, wenn die Grundelemente einer Kriegsverfassung, nämlich die Verpflichtung und Gestellung zum Kriegsdienst, den bürgerlichen Verhältnissen, und selbst dem Interesse der Einzelnen zusagen. Hierdurch besonders schlagen sie in der Masse feste Wurzel, und schmiegen sich dem innern Volksleben als eine weniger widerwärtige Anordnung an. Ein fernerer Vortheil davon besteht in der Unterhaltung und Belebung des kriegerischen Geistes des Volks. Dieser Vortheil ist zu groß und wichtig, um ihn nicht, zur Sicherheit des Ganzen, finanziellen Rücksichten unterordnen zu müssen.

Ausnahmen, sowohl hinsichts der äußern Abzeichen an den Röcken, als auch der andern Kleidungsstücke, finden bei folgenden Truppentheilen statt:

Erstes Leibgarde-Regiment: orange Rabatten, Kragen, Aufschläge und Rockschooßbesatz. Weiße Schulterklappen mit Frangen. Bärenmützen mit rothen Fangschnüren, weißen Federbüschen und messingenen Schuppenketten. Kurze weiße Beinkleider mit langen weißen Stiefelleten.

Zweites Leibgarde-Regiment: rothe Rabatten, Kragen, Aufschläge und Rockschooßbesatz. Grenadiermützen nach Art der preußischen vor 1806. Sonst wie das 1ste Regiment. Beide Regimenter ohne Leibbinden.

Regiment König: orange Kragen, Aufschläge und Rockschooßbesatz. Auf dem Kragen auf jeder Seite eine weiße Litze. Auf den Czako's gelbe Büschel und messingene Sterne.

Erstes und zweites Leibgrenadier-Regiment: eine Reihe weißer Rockknöpfe. Weiße Litzen auf dem rothen Kragen. Weißer Rockschooßbesatz. Rothe Schulterklappen mit Frangen. Grenadiermützen mit weißen Federbüschen, rothen Kokarden und messingenen Schilden.

Leib-Regiment Grenadiere: eine Reihe gelber Rockknöpfe. Weiße Kragen, Aufschläge und Rockschooßbesatz. Gelbe Litzen auf dem Kragen. Gelbe Schulterklappen. Auf den Czako's weiße Kokarden und schwarze Haarbüschel. Messingene Schuppenkette.

Smalands Infanterie-Bataillon: gelbe Kragen, Aufschläge und Rockschooßbesatz. Blaue Dragoner mit gelb eingefaßt. Auf den Czako's gelbe Rosen, weiße Haarbüschel. Messingene Schuppenkette.

Regiment Westgöta: weiße Röcke mit zwei Reihen gelber Knöpfe, rothen Kragen, Aufschlägen und Rockschooßbesatz. Auf dem Czako eine rothe Kokarde, und ein messingener Stern.

Leib-Bewärings-Regiment: Czako's ohne Fangschnüre. Schwarze Gewehrriemen.

2. Die Jäger.

Jäger-Regiment Wärmeland: dunkelgrüne Röcke, mit einer Reihe gelber Knöpfe, schwarzen Kragen, Aufschlägen und Rockschooßbesatz. Auf dem Kragen weiße Litzen. Czako's mit weißen Fangschnüren und grüner Kokarde; als Schild ein messingenes Jägerhorn; schwarzlederne Kinnriemen. Die Unterkleider wie bei der Infanterie. Schwarzes Lederzeug.

Jäger-Regiment Jämtland: dunkelgrüne Röcke, (mit zwei Reihen gelber Knöpfe), Aufschläge, Kragen und Rockschooßbesatz, sämmtlich mit hellblauem Vorstoß. Hellblaue Schulterklappen. Blaue Leibbinden mit gelben Streifen. Czako's mit grünen Fangschnüren und dergleichen Kokarden, messingene Sterne und Schuppenkette. Lederzeug und Unterkleider wie oben.

Die Jäger bei den Infanterie-Regimentern: blaue Röcke mit zwei Reihen gelber Knöpfe, blauen Kragen, Aufschlägen, Rockschooßbesatz und Schulterklappen; letztere mit grünem Vorstoß. Blaue Leibbinden mit gelben Streifen. Czako's wie die Jäger von Jämtland, aber mit schwarzledernen Kinnriemen. Lederzeug und Unterkleider wie oben.

Die Jäger von Wärmeland und Jämtland sind mit Büchsen, an schwarzen Riemen, und mit Säbeln be-

bewaffnet, die sie als Bajonette aufstecken können. Die Jäger der Infanterie haben Bajonet-Büchsen an schwarzen Riemen.

3. Die Kavallerie.

Leibgarde-Regiment zu Pferde (oder 1stes Leibhusaren-Regiment): weiße Pelze mit schwarzem Pelzvorstoß. Hellblaue Dollmanns mit dergl. Kragen und Aufschlägen, und mit weißen Schnüren. Husarenmützen, unten schwarz, oben gelb, mit einem weißen Stern und weißen Federbusch. Hellblaue lange Pantalons, mit weißen Streifen und dergl. Stickerei.

Leib-Regiment Dragoner: weiße Kollets, mit gelben Knöpfen, dunkelblauen Rabatten, Kragen, Aufschlägen und Rockschooßbesatz. Auf dem Kragen gelbe Litzen. Messingene Schulterklappen. Helme mit Schuppenketten. Blaue Leibbinden mit gelben Streifen. Lange blaue Beinkleider, mit gelben Streifen, und vom Knie abwärts rundum mit Leder besetzt. Schwarzes Lederzeug.

Leib-Regiment Husaren (2tes): blaue Pelze, und Dollmanns mit gelben Knöpfen, Kragen und Aufschlägen, und mit weißen Schnüren. Husarenmützen, unten schwarz, oben gelb, mit weißem Federbusch. Gelblederne Beinkleider und lange Stiefeln. Weißes Lederzeug.

Regiment Kronprinz Husaren: hellblaue Pelze mit schwarzem Vorstoß, und Dollmanns. Gelbes Lederzeug. Sonst wie das 2te Leibhusaren-Regiment.

Regiment Smalands Husaren: gelbe Schnüre auf den Dollmanns, hellgelbe Mützen, und weißes Lederzeug. Sonst wie das vorige.

Regiment Skånska Husaren: dunkelblaue Pelze und Dollmanns mit gelben Schnüren. Lange blaue Beinkleider mit gelben Streifen. Gelbes Lederzeug. Sonst wie das vorige.

Regiment Jäger zu Pferde (Jämtland): dunkelgrüne Kollets mit gelben Knöpfen, schwarzen Kragen, Aufschlägen und Rockschooßbesatz. Messingene Schulterklappen. Czako's mit grünen Fangschnüren und dergl. Kokarden. Schwarze Haarbüsche. Lange graue Beinkleider mit schwarzen Streifen. Schwarzes Lederzeug.

Regiment Skånska Dragoner: hellblaue Kollets mit gelben Knöpfen, messingenen Schulterklappen, hellblauen Aufschlägen und Schößen. Czako's mit messingenen Schilden, weißen Fangschnüren, rothen Kokarden, und schwarzen Haarbüschen. Lange hellblaue Beinkleider mit gelben Streifen, und vom Knie abwärts rundum mit Leder besetzt. Schwarzes Lederzeug.

Außer den genannten Kleidungsstücken hat die ganze Kavallerie Mäntel. Die Mantelsäcke und Schabracken sind bei jedem Regiment von der Farbe der Kollets und Dollmanns.

Die Reiterei ist gegenwärtig durchgängig als leichte Reiterei formirt und bewaffnet, indem man die Remonte möglichst aus inländischen Pferden, und zwar aus Schoonen, zu beschaffen sucht.

Die Dragoner haben zwar größere Pferde, wie die Husaren, werden aber als leichte Reiterei exerzirt.

Die Bewaffnung besteht aus einem krummen Säbel, dessen Gefäß bei den Dragonern mit einem Handkorb versehen ist, und aus zwei Pistolen. Die eine davon hat einen gezogenen, die andere einen glatten Lauf. Beide können an einen vom Reiter an einem Riemen

lose getragenen Kolben geschraubt werden, und dann als Karabiner dienen. Selbst die Jäger von Jämtland haben nur dergleichen Pistolen.

Noch ist zu bemerken, daß die Reiterei (eben so die Infanterie) eine Art kleiner Kartätschpatronen (Hagel) mit sich führt.

4. Artillerie.

Die Artillerie ist durchgängig in dunkelblau gekleidet, die Feld-Artillerie trägt Kollets, die Festungs- (oder Belagerungs-Artillerie, wie sie in der Abbildung genannt wird) Röcke mit gelben Knöpfen, und das ganze Korps blaue Leibbinden mit gelben Streifen, lange blaue Beinkleider mit einem dergleichen Seitenbesatz, und vom Knie abwärts rundum mit Leder besetzt, und gelbes Lederzeug. Die Artilleristen sind mit Säbeln bewaffnet. Besondere Abzeichen an der Kleidung sind zu merken bei dem:

Regiment Swea. Kollets mit blauen Kragen, dunkelgelben Litzen, eben dergleichen Achselschnüren, und blaue Schulterklappen mit gelb eingefaßt. Czako's mit messingenen Schilden, weißen Kokarden, schwarzen Haarbüschen und schwarzledernen Kinnriemen.

Feld-Artillerie des Regiments Göta. Weiße Kragen. Helme mit Schuppenketten. Blaue Schulterklappen mit gelb eingefaßt. Keine Achselschnüre. Sonst wie das Regiment Swea.

Festungs- oder Belagerungs-Artillerie des Regiments Göta. Röcke mit gelben Kragen, dergl. Litzen und Schulterklappen. Alles Uebrige wie bei der Feld-Artillerie dieses Regiments.

Regiment Wändes. Kollets mit gelben Kragen. Alles Uebrige wie bei dem Regiment Swea.

Die Artillerie hat außerdem noch Mäntel. Die Mantelsäcke und Schabracken sind von blauem Tuch, mit einem gelben Vorstoß besetzt.

Jährliche Uebungen.

Die jährlichen Uebungen der garnisonirten oder stehenden Truppen dauern alle Jahre zwei Monate, die der eingetheilten Truppen einen Monat, und die der Konskription funfzehn Tage. Auch werden alle Jahre die stehenden, wie die eingetheilten Truppen in Uebungsläger zusammengezogen, und mit ihnen große Manöver ausgeführt. Ueber die Detail-Uebungen der eingetheilten Truppen ist bereits in dem diese betreffenden Abschnitt ein Mehreres gesagt worden. Für jede Brigade sind dazu drei Versammlungspunkte bestimmt.

Auf der Karte von Hagelstam ist die Zeit berechnet, in welcher die Brigaden nach den drei Hauptversammlungspunkten, nämlich: Stockholm, Christianstad und Wenersborg (am Wenern-See), sowohl in gewöhnlichen als forzirten Märschen, zusammengezogen werden können, wie aus beiliegender Uebersicht hervorgeht.

Das ganze schwedische Heer könnte also nach Eingang der dazu erforderlichen Befehle in der möglich kürzesten Zeit bei Stockholm am schnellsten, nämlich in 35, im Westen bei Wenersborg in 39, und im Süden bei Christianstad in 41 Tagen versammelt seyn. Ohne die 9te Infanterie-Brigade, welche in Westerbotten und Norrbotten, im äußersten Norden des Königreichs, eingetheilt ist, würde jedoch die Versammlung des Heers in forzirten Märschen bei Stockholm in 16, bei Christianstad in 21, und bei Wenersborg in 18 Tagen erfolgen können. Die Hälfte des Heers könnte endlich bei Stock-

[illegible]

[illegible]

[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

[illegible]

than [illegible] nach

[illegible]

ner Kenntnisse in der Kriegskunst, so wie derjenigen, welche dem Subaltern-Offizier zu wissen nöthig sind.

Die Anzahl der Eleven ist auf 130 festgesetzt, wovon jedes Jahr im Monat September 25 bis 30 als Offiziere in das Heer treten, nachdem sie deshalb ein Examen bestanden haben.

Wenn sie Offiziere geworden, müssen sie noch ein Examen bei ihren resp. Regimentern machen, bevor sie die Dienste eines Offiziers verrichten. Dieses Examen ist nur hinsichts der Mathematik von dem ersten unterschieden.

Das Lokale des Unterrichts ist in Karlsberg, einem königlichen Schlosse bei Stockholm. Die Akademie kostet dem Staate jährlich 180,000 Rthlr.

2. Die Artillerie-Schule.

In der Artillerie-Schule sind die Unterrichtsgegenstände: von der Mathematik die Integral- und Differential-Rechnung, die höhere Analysis, die Trigonometrie und die Mechanik. Ferner: Physik, Chemie, Fortifikation, Artillerie, und die Aufnahme topographischer Pläne. Die mechanischen Wissenschaften, vorzüglich die Dynamik, werden mit einer ganz besondern Sorgfalt behandelt.

Die Unterrichtszeit dauert das ganze Jahr hindurch, außer in den zwei Sommermonaten, welche zu praktischen Artillerie-Arbeiten, und zur Aufnahme militairischer Pläne benutzt werden.

Der Zweck dieser Schule ist, den Artillerie-Offizieren Gelegenheit zu geben, sich umfassende Kenntnisse von ihrer Kunst zu erwerben. Ein jeder von ihnen muß diese Schule besucht haben, bevor er zum Premier-Lieutenant befördert werden kann.

3. L'Ecole de génie.

In der Ecole de génie werden gelehrt: die mathematischen und mechanischen Wissenschaften, Astronomie, Taktik, Strategie, Artillerie, Fortifikation, und militairisches Aufnehmen.

Bei Ertheilung des Unterrichts in den genannten Wissenschaften wird auf die Eintheilung des Genie-Korps in zwei Brigaden keine Rücksicht genommen; derselbe wird vielmehr den Offizieren beider Brigaden gemeinschaftlich ertheilt, außer in der Mathematik und Fortifikation. Hier werden die Arbeiten beider Korps in der Art getrennt, daß, während das Korps der Fortifikation vorzugsweise die mechanischen Wissenschaften und den technischen Theil der Fortifikation kultivirt, das topographische Korps dagegen sich mehr mit der Astronomie und mit dem rein militairischen Theil der Fortifikation beschäftigt.

Der Zweck dieser Schule ist, Offiziere für das Genie-Korps zu bilden, und eine Pflanzschule für den Generalstab abzugeben. Dem zu Folge hat jeder Offizier, von welcher Waffe er sey, das Recht, dem Unterricht in dieser Schule beizuwohnen, wobei es ihm freigestellt ist, das Examen zu machen oder nicht.

Diejenigen Offiziere, welche Fortschritte machen, werden zu den topographischen Arbeiten kommandirt, und erhalten während dieser Zeit eine Zulage.

Die Zahl der Schüler in der Artillerie- und Genie-Schule ist nicht zu allen Zeiten gleich.

Für den Unterricht der Soldatenkinder bestehen in verschiedenen Garnisonen sogenannte Prinz-Oskar-Schulen.

(Schluß folgt.)

III.

Ueber die Verhältnisse der griechischen Freistaaten zu Philipp und Alexander von Macedonien.

(Fortsetzung.)

Alexander erhielt die Nachricht von dem Abfalle Thebens vor Pellium. Die Sache schien ihm wichtiger, als der illyrische Krieg; die Kühnheit und Hartnäckigkeit der Thebaner war groß, Sparta hatte sich offen ihm abgeneigt gezeigt, der Peloponnes und Aetolien waren unsicher, Athen jedem Eindruck Preis gegeben. Er brach sogleich auf. In sieben Tagemärschen kam er nach Pelinna in Thessalien, und in sechs andern nach Böotien. Die Thebaner wußten nichts von seiner Annäherung, als da er, $1\frac{1}{2}$ Meile von Theben, bei Onchestus lagerte, ja sie zürnten heftig auf die, welche ihnen die erste Kunde seiner Ankunft brachten. Es sey nicht der König Alexander, sondern Alexander, Aeropus Sohn, Antipaters Schwiegersohn, der mit einer Verstärkung angekommen wäre.

Der König rückte näher an Theben, und lagerte auf der Südseite, wo die Kadmea liegt, und der Weg nach Eleusis und Athen führt. Er hoffte, die Thebaner würden um Vergleich bitten, und war geneigt, ihnen

denselben auf billige Bedingungen zu gewähren. Aber die zurückgekehrten Verwiesenen und deren Parthei, damals zum Theil mit dem Amte der Böotarchen bekleidet, reizten die Menge auf. Kein Antrag geschah. Die Thebaner machten kühne Ausfälle, und kämpften nicht ohne Glück mit den macedonischen leichten Truppen. Bei einer solchen Veranlassung führte Perdikkas seine Taxis (welche die Wache des Lagers an dem Tage hatte) den leichten Truppen zu Hülfe, und bestürmte den äußern Wall, den die Thebaner um die Burg gezogen hatten. Er drang in diesen und auch in den zweiten hinein, ihm folgte ein zweites Regiment. Die Thebaner wurden aus den Verschanzungen geworfen, setzten sich aber in dem Hohlwege, der von da nach dem Stadtthore führte, beim Herkules-Tempel. Sie warfen die Macedonier mit Verlust zurück, wurden aber wiederum zum Weichen gebracht, als Alexander mit seinen Haustruppen (den Hypaspisten) heranrückte. Die Flucht wurde wild, sie verstopften das Thor, und die Macedonier drangen durch dasselbe, und anderer Seits über die nunmehr entsetzte Burg herab in die Stadt ein. Die thebanische Reiterei jagte durch die Stadt zum nördlichen Thore hinaus. Was vom Fußvolk nicht so glücklich war, wurde gemordet. Zur Schande Griechenlands wird gemeldet, daß die blutgierigsten nicht die Macedonier, sondern die Böoter und Phocenser waren. Getödtet wurden 6000, und alle Gräuel in der erstürmten Stadt begangen.

Trauriger noch war, was folgte. Alexander berief einen Rath der Bundesgenossen, und überließ diesem, über das endliche Schicksal der Stadt zu entscheiden. Es wurde beschlossen, die Kadmea mit einer Besatzung zu behaupten, die Stadt von Grund aus zu

zerstören, alle freie Personen, außer Priester und Priesterinnen, den Gastfreunden Philipps und Alexanders, und den προξένοις der Macedonier, in die Sklaverei zu verkaufen, und das Land zur Bebauung den benachbarten böotischen Gemeinden zu übergeben. Dieser Beschluß, an dem Alexander weniger Antheil, als die blutgierige Eifersucht der griechischen Nachbarn gehabt haben soll, wurde erfüllt; über 30,000 Personen wurden verkauft, und wenn bei dem Niederreißen der Häuser einige Ausnahmen gemacht wurden, so mögen Spätere darin einen Beweis der Achtung Alexanders für die Wissenschaften finden, den damaligen Besitzern und den Geistern der Verstorbenen wird solche Auszeichnung eben so schmerzlich, als der Unfall Allen gewesen seyn.

Groß war das Staunen, Schrecken und Mitleid im übrigen Griechenland. In Athen wurden gerade die eleusinischen Mysterien (um den 1. Oktober) gefeiert. Man verließ die Opfer, und eilte, alles bewegliche Eigenthum in die Stadt zu bringen, denn die Schutzmauer Athens war gefallen. Trotz der Nähe Alexanders standen den thebanischen Flüchtlingen die Stadtthore und die Häuser der Bürger auf. Einst hatten die Thebaner eben so viel, wie jetzt die Böoter, zum Untergange von Platäa beigetragen, aber jene Stadt war klein gewesen, und die Hälfte der wehrhaften Bürger, nebst Weib und Kind, war schon längst in Sicherheit nach Athen gebracht worden. Auch hatten die Thebaner einst dem Lysander gerathen, Athen zu zerstören. Alles dies wurde vergessen; der Nachtheil, der über Athen kam, war zu groß, die Vernichtung eines leitenden Staates in Griechenland zu plötzlich und schrecklich. Die Reden aller athenienisischen Staatsmänner sind voll von Mitleid. „Die

unglücklichen und bejammernswerthen Thebaner," heißt es überall. Die Erwähnung des Unglücks, welches sie betroffen, wird vermieden, und der Redner beugt mit einem Seufzer aus. Auch die macedonisch gesinnten Redner stimmen in diesen Ton ein, sie suchen nur die Ursache des unerhörten Unglücks durch Sophismen auf die Gegenparthei zu bringen, unterliegen aber, sobald das Volk sich frei zu äußern wagt, denn keine Redekunst konnte den wahren Schmerz erreichen, wie er sich aus natürlichem Gefühl bei Demosthenes und Lykurgus zeigte.

Es galt nun aber, den drohenden Sturm abzuwenden, denn an Widerstand dachten die Wenigsten. Die Arkader, welche von Hause ausgezogen waren, verurtheilten die Urheber dieses Entschlusses zum Tode; die Eleer nahmen die Verwiesenen, als Anhänger der macedonischen Parthei, wieder auf; die Aetolier schickten Gesandte, und baten um Verzeihung der versuchten Neuerungen. In Athen stand die Rednerbühne den vorher bemistrauten Rednern offen. Demades brachte ein Psephisma vor, daß zehn Gesandte an Alexander abgehen sollten, um ihm Glück zu wünschen, daß er glücklich aus Illyrien heimgekehrt sey, und die Neuerungen der Thebaner unterdrückt habe. Nach Arrian antwortete Alexander den Gesandten freundlich, nach Andern warf er das ihm überreichte Psephisma zur Erde, weil er erwartet hatte, daß nach der Lage der Umstände ihm größere Zugeständnisse gemacht werden würden. Auf jeden Fall schrieb er an Senat und Volk, und verlangte die Auslieferung von mehreren namhaft gemachten Rednern und Feldherren, welche die Urheber aller Misverständnisse zwischen Athen und Macedonien gewesen wären, und auch neuerdings die Thebaner aufgewiegelt hät-

ten. Arrianus nennt neun, Plutarch acht, Diodorus, der gewöhnlichen Angabe folgend, zehn. Ich finde Arrians Angabe am wahrscheinlichsten. Er nennt die drei berühmten Redner Demosthenes, Lykurgus und Hyperides, ferner Polyeuctos und Moirokles, Redner von geringerer Bedeutung, dann die Feldherren Ephialtes, Diotimos, Chares und Charidemus. Suidas im Lexikon (s. v. Ἀντίπατρος) fügt zu diesen noch den Thrasybulus und Kassandros hinzu, so daß es eilf wären, aber von einem Athenienser Kassandros gestehe ich, nirgend etwas gelesen zu haben, Thrasybulus ist nicht unwahrscheinlich, aus dem, was ich bald nachher anführen werde *).

Bei dieser Nachricht gerieth die Stadt in große Bestürzung. Was sollen wir von dem Patrioten Phocion halten, der, seine Kaltblütigkeit misbrauchend, in der Volksversammlung auftrat, und den Männern, deren Auslieferung Alexander verlangte, rieth, sie möchten, um ihrem Vaterlande Elend zu ersparen, wie einst die mythischen Leokoren und Hyakinthiden, sich selbst das Leben nehmen? Das Volk ertrug dergleichen Reden nicht, und lärmte. Zweckmäßiger sprach Demosthenes: „Denkt, Athenienser, an die Fabel von den Schafen und dem Hunde. Liefert nur den euch vielleicht lästigen Hund aus: bald wird euch sein Schutz und seine Wachsamkeit gegen den Wolf fehlen. Die Kornhändler tragen in einer Mulde Kornproben umher, und verkaufen ganze Schiffsladungen nach diesen wenigen Körnern.

*) Plutarch, Leben des Demosthenes, läßt den Hyperides, Diotimos und Moirokles aus, und nennt dafür zwei andere: Damon und Kallisthenes.

Gebt ihr uns Preis, so laßt ihr euch selber verkaufen." So erzählt Plutarch nach Aristobulus. Das Volk hörte beifällig, und erkannte sehr wohl, was eigne Sicherheit und die Ehre des Staats forderten. Aber man wußte nicht, was zu thun sey. Da ging Demades, ein selbstsüchtiger, schwelgerischer, aber durchtriebener Mensch, zu den neun Männern, und übernahm es, für eine Erkenntlichkeit von fünf Talenten, ihre Freiheit und Sicherheit von Alexander zu erbitten. Er entwarf ein neues Dekret des Inhalts: „das athenienſische Volk verkenne nicht, wie viel die unruhigen Köpfe beigetragen hätten, die freundschaftlichen Verhältnisse beider Staaten zu stören. Es werde die Sache streng untersuchen, und gegen die Aufwiegler nach den Gesetzen verfahren." Das Volk verstand, wohin solche Sprache ziele.

Die Gesandten reisten mit dem Dekret zum König zurück. Auch Phocion war unter ihnen. Alexander ließ sich erbitten, entweder weil er genug gestraft zu haben glaubte, oder weil die Gesandten, von deren freundlicher Gesinnung er außerdem überzeugt war, es verstanden, in ihrer Unterredung diejenigen Seiten zu treffen, von denen Alexander leicht einzunehmen war *). Demades war ein athenienſischer Lebemann, leicht, witzig, gewandt; Phocion von ehrenwerthem Charak-

---

*) Es mag wohl seyn, daß Demosthenes noch privatim an den König schrieb, wie Aeschines ihm vorwirft. Ueberbringer des Briefes sey ein junger Mann, Aristion, ein Platäenser, der sich im Hause des Demosthenes aufgehalten, gewesen. Marsyas, in der Geschichte Alexanders, vom Harpokration angeführt, sagt, Demosthenes habe ihn an den Hephästion geschickt. So hat er also wohl gewußt, wer bei Alexander etwas vermochte.

ter, ausgezeichnet als Feldherr, abgeneigt allen Händeln der griechischen Staaten unter einander. „Willst Du dir ewigen Ruhm erwerben, o König," sagte er, „so lege nicht nur den Krieg in Griechenland bei, sondern trage ihn, so schnell Du kannst, nach Asien gegen die Barbaren über." Das war auch immer Alexanders Wunsch gewesen. Phocion gefiel ihm so, daß er ihn zu seinem Gastfreunde machte, von Asien aus Briefe mit ihm wechselte, und selbst späterhin, als er, nach Besiegung der Perser, den gewöhnlichen bürgerlichen Gruß: „Friede und Wohlergehn!" in der Ueberschrift der Briefe wegließ, außer an seinen alten Marschall Antipater, nur noch an Phocion nach hergebrachter Sitte schrieb. Sehr bedeutende Geschenke trug er ihm an, oder drang sie ihm vielmehr auf: Phocion lehnte sie ab. Er that aus Ueberzeugung alles, um die hochfahrenden Pläne der alten marathonischen Redner zu beschränken, und fand die Sicherheit Athens nur in der Festhaltung des friedlichen Verhältnisses zu Macedonien. Alexander mochte wohl glauben, daß, wenn Demades die Rednerbühne inne hätte, und Phocion Strategos wäre, von Athen nichts Feindliches zu befürchten sey. Nur auf die Entfernung eines Menschen bestand er, des Charidemus, welcher vielleicht privatim Feindseligkeit gegen die königliche Familie geübt, oder sogar an der Ermordung Philipps Theil genommen haben mochte.

Charidemus ging nach Asien zum Darius. Auch Andere, denen Verzeihung geworden war, zogen es vor, im Felde gegen die Macedonier zu kämpfen, als daheim an der Aufwiegelung des Volks zu arbeiten. Ephialtes und Thrasybulus befanden sich als Generale bei den griechischen Söldnern, und der erste fand

verzweiflungsvoll kämpfend, seinen Tod bei einem Ausfall aus Halikarnassus. Was wir von diesem zuverlässig wissen, läßt sich von vielen andern Atheniensern vermuthen, welche durch den Frieden ihre soldatische Laufbahn und ihren Erwerb zerstört sahen.

Im Frühlinge des folgenden Jahres (334) ging Alexander über den Hellespont zum Kriege gegen Darius, aus welchem er nicht wieder zurückkehrte. Sein Heer war nach allen Angaben damals 35,000 Mann stark; sehr bedeutend für die Kräfte eines so kleinen Landes, als Macedonien war, aber unbedeutend, wenn man es als die Macht des verbundenen Griechenlands ansehen wollte. Griechische Bundesgenossen befanden sich allerdings in diesem Heere, wie oben angegeben wurde, im Ganzen etwa 7000, sehr kleine Kontingente der freien Staaten, und eben nur hinreichend, damit Alexander, ehrsüchtig wie er war, die Sache der griechischen Nation gegen die asiatischen Barbaren auszufechten schien. (Nach der Schlacht am Granikus schickte er 300 vollständige Rüstungen als Weihgeschenk der Athene nach Athen, mit der Inschrift: „Alexander, Philipps Sohn, und die Griechen, außer den Lacedämoniern, von den Barbaren in Asien.") *)

Es finden sich also bei den Historikern als Bundesgenossen im Heere Alexanders erwähnt: vor allen die Thessalier, deren Verbindung mit Macedonien eine engere war, jedoch nicht eine solche, daß Thessalien jemals eine eigentliche Provinz von Macedonien gewesen wäre. Die Städte, welche zu diesem Volke gehörten,

---

*) Siehe Diodorus 17, 26., und vergl. Dinarch. in Demosth. §. 33.

hatten unter einander einen besonderen Bund, dessen Ταγός einst der Tyrann Jason von Pherä war, der deswegen auch den Rang eines Königs ungefähr behauptete, dessen Ἡγεμὼν nachher Philipp, und durch freiwilliges Anerkenntniß auch Alexander wurde. Nach unsern Vorstellungen scheint es ein Leichtes gewesen zu seyn, ein benachbartes Volk unter diesen Umständen ganz mit dem herrschenden zu vereinigen; aber diese Ansicht der Dinge ist dem griechischen Alterthume fremd. Selbst die Thessalier blieben den Macedoniern fremd, und auch sie machen eine kurze Zeit hindurch Anspruch auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Griechenland, so gut wie späterhin die Aetolier und Achäer. Uebrigens gab es in dem Lande Thessalien mehrere Staaten, die nicht zu dem Volke und Bunde der Thessalier gehörten, namentlich die Pthioten und Malier im Süd-Osten. Nächst diesen sind die zahlreichsten die Peloponnesier, mit welchem umfassenden Namen hauptsächlich die Arkader und Messenier, auch vielleicht Achäer und Korinthier, bezeichnet werden. Argiver werden abgesondert genannt; Alexander läßt sie, während er die Peloponnesier aus Kleinasien zu einer Expedition nach Thracien hinüberschickt, als Besatzung in der Burg zu Sardis. Eleer sind auch für sich; 150 Mann stoßen in Gordium zum macedonischen Heere. Endlich wird der Reiterei der Pthioter und Malier, der Lokrer und Phocenser in der Schlacht von Arbela Erwähnung gethan. Die Athenienser gingen ehrenhalber auch nicht frei aus, doch ihr ganzes Kontingent besteht auf kurze Zeit in 20 Kriegsschiffen, welche sie, trotz Demosthenes und Hyperides Betheuerungen, zur macedonischen Flotte an der kleinasiatischen Küste stoßen ließen.

ßen. Dies ist Alles, was sich von dem gemeinsamen Heere Griechenlands findet, woraus offenbar wird, daß der Oberfeldherr der Griechen ein leerer Titel war, der nur für die macedonischen Könige, die gar zu gern den Vorwurf, über ein halb barbarisches Volk zu herrschen, vertilgen wollten, Werth hatte. Die griechischen Staaten glaubten sich wenigstens durch ihre kleinen (wahrscheinlich freiwilligen) Kontingente niemals beschränkt, nach eignem Ermessen offenen Krieg gegen Macedonien auszuüben.

Alexander hatte ferner bei seinem Heere noch griechische Söldner, im Anfange des Krieges etwa 5000 Mann, nachher immer mehr, bis er, ihrer Meutereien und kostbaren Unterhaltung überdrüssig, nach seiner Rückkehr aus Indien sie alle auf einmal abzuschaffen befahl. Doch zahlreicher, als die griechischen Bundesgenossen und Söldner zusammen im macedonischen Heere, waren die Söldner in persischen Diensten. 30,000 auserlesene Männer hatte Darius anwerben lassen, von denen zuletzt noch 1500 übrig waren, welche den unglücklichen, von seinen eignen Unterthanen verlassenen König bis tief in Asien begleiteten, und sich erst nach seiner Ermordung ergaben. An Menschen fehlte es in Griechenland überall nicht; auf diese verlaufenen Leute nahmen die Staaten in ihren politischen Entschließungen gar keine Rücksicht, nur ließen sie es ungern zu, daß ihre ehemaligen Mitbürger, wenn sie in Gefangenschaft gerathen waren, ins Loos der Sklaverei fallen sollten.

Wir lassen nun Alexander den Krieg in Asien mit den persischen Heeren führen, und bleiben bei seinen Verhältnissen mit den Griechen stehen. Noch eine Frage ist jedoch vorher zu beantworten: Wie benahmen sich die

asiatischen Griechen gegen den König? Die griechischen Städte in Asien hatten nie aufgehört, ihre bürgerliche Verfassung und Freiheit zu behaupten, nur standen sie unter dem Einflusse der persischen Satrapen der benachbarten inneren Provinzen, welche ihre Verfassung oligarchisch und aristokratisch geordnet hatten.

Als Alexander am Granikus gesiegt hatte, marschirte er an der ganzen Küste Kleinasiens entlang bis Aspendus, von wo aus er seinen Zug nördlich ins Mittelland richtete, und im Frühjahr 333 zu Gordium, der alten Hauptstadt Phrygiens, war. Auf diesem Marsche ergaben sich ihm die meisten griechischen Städte freiwillig, Ephesus sogar durch einen Aufstand des gemeinen Volks gegen die Oligarchen; nur Miletus mußte belagert werden. In allen Städten wurde die demokratische Verfassung hergestellt, wie sie in früheren Zeiten bestanden, und Alexander, eingedenk seines Berufes, erließ die Tribute, welche den Persern gezahlt wurden, obgleich es ihm damals noch sehr an Gelde fehlte. Nur allein Halikarnaß, Hauptstadt von Carien, war eifrig persisch gesinnt, und hatte eine zahlreiche Besatzung unter der Anführung des Memnon aus Rhodus, eines griechischen Renegaten, wie man ihn nennen könnte, hochgeehrt von Darius, und mit der Feldherrnstelle in allen vorderen Provinzen begabt. Die Stadt mußte mit großer Anstrengung und Aufbietung aller Mittel erobert werden; dafür wurde ihre Burg besetzt gehalten, die Stadt zerstört, und ihr Gebiet der Königin Ada von Carien, einer gräzisirten Asiatin, zugesprochen. Sie hatte im Kriege mit den persischen Satrapen gelebt, Alexandern ihre Burg geöffnet, und ihn Sohn begrüßt.

Darauf löste Alexander seine Flotte auf. Er hatte kein Geld, sie zu erhalten, noch weniger sie auf den Punkt zu bringen, daß sie es mit der persischen aufnehmen konnte, und glaubte, wenn er die Küsten inne hätte, würde die feindliche Flotte sich aus diesen Meeren wegziehen müssen. Darin täuschte er sich sehr; denn Memnon, der immer gerathen hatte, den Krieg nach Griechenland zu spielen, glaubte nun gewonnen zu haben. Persisches Gold ging an die Demagogen nach Griechenland; Chares, der Athenienser, verband sich offen mit den Persern, Gesandte von Athen und Sparta und von den unstäten, aber immer noch verbundenen Thebanern segelten zum Darius, um die Bereitwilligkeit ihrer Staaten, von Macedonien abzutreten, anzuzeigen, und um sogleich, wenn die Perser eine Hauptschlacht gewonnen hätten, vortheilhafte Verträge abzuschließen. Die Inseln an den asiatischen Küsten waren von den Persern noch besetzt, und Memnon hatte eben vor, nach Euböa überzusetzen, als er an einer Krankheit starb. Dies verwirrte Darius bisherigen Plan; er glaubte, daß kein anderer Memnons Stelle ersetzen könnte, wollte selbst den entscheidenden Schlag führen, und berief die griechischen Söldner zu sich. Hiermit war der Athenienser Charidemus unzufrieden; er rieth, den Krieg auf gewöhnliche Weise von den Griechen in Griechenland ausfechten zu lassen, und kam in den Verdacht, selbst Memnons Stelle zu begehren, um durch einen ersprießlichen Dienst Alexanders Verzeihung zu erhalten. Deshalb wurde er auf den Befehl des Darius wegen seiner unzeitigen Freimüthigkeit hingerichtet (Curtius Buch 3.). Der Krieg zog sich in Cilicien zusammen, und hätte Darius nur Einiges gewonnen,

so wäre in einem Augenblick Macedonien von der erzwungenen Höhe zum Spott Griechenlands herabgesunken.

Dies ist der Zeitpunkt, welchen schmählich vernachlässigt zu haben, Aeschines dem Demosthenes im Geiste der revolutionären Parthei vorwirft. Der erste Zeitpunkt war, sagt er, damals, als Alexander durch den plötzlichen Tod seines Vaters eben zur Regierung gelangt war. „Aber," fährt er fort (§. 164.), „als Darius mit seiner ganzen Macht hinabgezogen und Alexander, an Allem Mangel leidend, in Cilicien eingeschlossen war, und alsobald, wie du sagtest, von der persischen Reiterei sollte zertreten werden, als die Stadt deine widerwärtigen Prahlereien nicht mehr faßte, und die Briefe, die du an allen Fingern mit dir herumtrugst, als du den Leuten mein Gesicht wiesest, wie ich verlegen und niedergeschlagen wäre, und mich einen goldgehörnten Stier *) nanntest, und sagtest, der Kranz wäre mir schon aufgesetzt für den Fall, daß der Schlag gegen Alexander ausgeführt wäre — auch da thatest du nichts, sondern schobst die Sache bis auf bessere Gelegenheit auf."

Und daran hatte Demosthenes gar nicht Unrecht. Denn der Schlag fiel bald schrecklich auf das Haupt des Darius, und ein so vollkommener Sieg wurde von den Macedoniern erfochten, daß Darius fast einsam floh, sein Heer zerstreut, und die ganze Bagage mit Weib und Kind der Heerführer genommen wurde. Da fanden sich auch die griechischen Gesandten, die nur angekommen waren, um Zeugen der zerstörten Hoffnungen

*) d. h. zum Opfer schon ausgeschmückt.

zu seyn. Sie wurden vor Alexander geführt *): Euthykles, ein Spartiate, Iphikrates, Sohn des gleichnamigen berühmten Feldherrn von Athen, und zwei vornehme Thebaner, Thessaliskos, Ismenias Sohn, und Dionysodoros, Sieger in Olympia. Alexandern hatte der große Sieg, wie billig, gnädig gestimmt. Er wußte wohl, daß die Freundschaft der griechischen Staaten zweideutig war, aber hoffte, daß ihre Kampflust nunmehr für geraume Zeit gebrochen wäre. Die beiden Thebaner stellte er sogleich auf freien Fuß: „sie hätten Verzeihliches gethan, wenn sie ihrem unglücklichen Vaterlande auf jede Weise zu Hülfe kämen.“ Auch Iphikrates erhielt Gnade bei dem aufrichtigen Bewunderer alter Tapferkeit, und blieb bis an seinen Tod um die Person des Königs, den er durch feine Bildung einzunehmen wußte. Nur der Abgeordnete des misgünstigen Sparta's wurde in Haft gegeben, und erst späterhin entlassen.

---

*) Arrian 2, 15.

(Schluß folgt.)

IV.

Beiträge zur Geschichte von Moskau und seines Brandes.

(Nach Beauchamp.)

Moskau existirte noch nicht, als Rurik der Skandinavier, Stammvater der ersten russischen Dynastie, sich in Nowogorod niederließ, und lange vor der Gründung von Moskau waren die Städte Kiew, Wladimir, Nowogorod und Twer schon in Rußland berühmt. Kiew wurde geraume Zeit hindurch als der Hauptsitz des russischen Reichs betrachtet, das damals in mehrere fast unabhängige Fürstenthümer sich zerlegte, die jedoch sämmtlich von Fürsten aus Rurik's Stamme regiert wurden. In der Mitte des 12ten Jahrhunderts bestieg Jurje (oder Georg I.) den Thron von Kiew. Dieser ehrgeizige und treulose Fürst wollte Alles an sich reißen, was ihm den Namen Dolgorucki — Langhand — erwarb. Seine Regierung war stürmisch, indessen gründete er doch mehrere Städte, unter andern Wolodimer an der Kliasma, die bald darauf die Hauptstadt von ganz Rußland ward, und es auch blieb. Er war es, der den ersten Grundstein von Moskau (1172) legte.

Der Bezirk, in welchem sich später diese neue Hauptstadt erhob, lag damals mitten in den weitläufti-

gen Gütern eines reichen Russen, Namens Stepen-Iwanowicz-Kuczko; seine schönsten Meierhöfe lagen selbst auf dem Punkte, wo die Moskwa ihre Gewässer mit denen der Jausa und der Neglina in bunten Windungen vereinigt; es war eine der reizendsten Gegenden Rußlands. Jurje weilte hier auf einer seiner Reisen nach Wolodimer, von dem Anblicke überrascht. Die Schönheit der Gegend, die malerische Aussicht, der reizende Anblick der Ufer der Moskwa, wo Pflanzen in Ueppigkeit blühen, die dem nördlichen Rußland fremd sind; alles dieses lockte den Fürsten an, und entschied ihn für den ungerechtesten Raub, den je ein Fürst beging. Auf der andern Seite hatte Kuczko's Hochmuth ihn empört, der auf den Reichthum und die Größe seiner Besitzungen sich stützte. Ein angebliches Vergehen mußte den Beschuldigungen gegen den wohlhabenden Russen zum Vorwande dienen, dessen einziges Verbrechen sonder Zweifel darin bestand, des Fürsten Begierde nach seinen Besitzungen rege gemacht zu haben. Der grausame Jurje ließ ihn zum Tode verurtheilen, und bemächtigte sich seiner Güter. Kaum zu ihrem Besitz gelangt, ließ er die neue Domaine — am Zusammenfluß der Jausa und Moskwa — mit Wald umgeben, und die werdende Stadt erhielt den Namen Moskwa, nach dem bedeutendsten der drei Flüsse, die das Gebiet bewässern. Jurje bevölkerte Moskwa mit Kolonisten, die er aus Wolodimer herbeirief, und mit Bauern aus den benachbarten Meierhöfen.

Auf diese Art verdankt Moskau seinen Ursprung einer Gewaltthat. Bis zu seinem Tode zeigte Jurje eine besondere Vorliebe für die junge Stadt; aber sie gerieth unter seinen Nachfolgern so in Verfall, daß sie

gewissermaßen zum zweitenmale gegründet werden mußte, bevor der Fürst Daniel (Vasil), dem sie bei der Theilung zufiel, sie bewohnen konnte. Der Raum, den später der Kremlin — in tatarischer Sprache eine Festung, und gegenwärtig der Mittelpunkt von Moskau — einnahm, war damals Wald und Sumpf, in dessen Mitte sich eine kleine Insel befand, deren einziger Wohnplatz aus einer Hütte bestand. Hier ließ Daniel Kirchen, Klöster und andere Gebäude aufführen und mit Pallisaden umgeben. Er gewann seine neue Residenz so lieb, daß er, nachdem ihm das Großherzogthum Wolodimer 1204 durch Erbschaft zufiel, dennoch den Aufenthalt in Moskau vorzog. Er vergrößerte und verschönerte die Stadt, und bereitete sie dadurch zum spätern Sitz der russischen Herrschaft vor. Sein Sohn Iwan begünstigte ebenfalls die Stadt, und Moskau — gleichzeitig der Sitz der russischen Großen und des Patriarchen — wurde bald als Hauptstadt des ganzen russischen Reichs anerkannt. Allein bis auf Demetrius, Sohn Iwan's I., war Moskau aus Holz gebaut, ohne irgend ein merkwürdiges Denkmal. Demetrius war der Erste, der den Kremlin, die Wohnung der russischen Herrscher, aus Stein erbauen ließ, und zwar auf einer Höhe, mit einer Mauer von Ziegelsteinen und mit Flankenthürmen umgeben; dadurch und durch mit Steinen bekleidete Gräben wurden die Zugänge vertheidigt. Diese Anlagen geschahen 1286, nach andern Angaben 1300, unter Leitung eines mailändischen Baumeisters mit Namen Peter Solarius (?).

Vasil oder Daniel II. vergrößerte ebenfalls Moskau. Er vereinigte dieses Fürstenthum mit dem von Nowogorod; allein während dieser Zeit erschien Tamerlan

auf den Fittigen des Sieges plötzlich an den Grenzen des russischen Reichs; dies fiel in das Ende des 14ten Jahrhunderts. Dieser furchtbare Zerstörer richtete seinen Marsch gegen Moskau, an der Spitze von 400,000 Streitern. Der Schrecken bemeisterte sich sogleich der Hauptstadt, doch Tamerlan schlug gegen alle Erwartung den Weg nach Asien ein. Die Einwohner von Moskau bildeten sich ein, ein drohender Traum habe den stolzen Mogul entfernt, und schrieben es der Wunderkraft der heiligen Jungfrau zu, deren Bildniß — von St. Lucas gemalt — sie in ihrer Bedrängniß angerufen hatten. Es ist demnach falsch, daß Tamerlan jemals Moskau genommen und verbrannt habe. Diese Angabe Cheriffedin's ist von Petit de la Croix, seinem Uebersetzer, nacherzählt, aber durch alle russischen Chroniken widerlegt worden.

Unterdessen verschönerte Moskau sich täglich. Die erste Thurmuhr finden wir dort 1404; die Kirchen fingen an verziert zu werden, und die Straßen gewannen eine Art von Regelmäßigkeit. Doch kaum waren 15 Jahre seit Tamerlans Erscheinen verstrichen, so stand die Hauptstadt auf dem Punkt, in die Hände eines Tataren zu fallen, der, unter dem Namen Boulat, die große vergoldete Horde (grande-horde-Dorée) regierte. Er benutzte die Uneinigkeit der russischen Großen, und erschien mit einem tatarischen Heere vor Moskau. Die erschrockenen Einwohner verließen die Stadt, ohne an etwas anderes, als die Rettung ihres Lebens zu denken; Landstreicher benutzten die Unordnung, plünderten die Häuser und beraubten sie ihrer Reichthümer, während eine kleine Anzahl treuer Bürger die Mauern vertheidigte und die Tataren zurückschlug, die aus Mangel

an Kriegsmaschinen den Sturm nicht unternehmen konnten; indessen hob Boulat die Belagerung nicht ohne starke Kontribution auf, mit der er die Stadt belegte.

Nachdem Rußland das tatarische Joch völlig abgeschüttelt hatte, fing Moskau an, die Blicke von Europa auf sich zu ziehen, und sah zum erstenmale (unter Iwan III.) Gesandte des deutschen Kaisers, des Papstes, des Sultans von Konstantinopel, des Königs von Polen, der Republik Venedig und des Königs von Dänemark in seinen Mauern (Anfang des 16. Jahrh.). Iwan schloß Handels- und Freundschaftsverträge mit allen diesen Fürsten. Er zog, unter ansehnlichen Versprechungen, Künstler und italienische Handwerker in seine Hauptstadt, und bald bot der Pallast des Zaars regelmäßigere architektonische Formen dar, und selbst einige griechische Erfindungen halfen Moskau verschönern. Zahlreiche Kirchen und andere Gebäude erhoben sich innerhalb des ungeheuren Umfanges, der eine fast zirkelrunde Gestalt angenommen hatte, da die Stadt (Bialoi Gorod) rund um den Kreml angewachsen war, der den Mittelpunkt bildete. Moskau, den Europäern einmal zugänglich geworden, gab den Russen den Namen der Moskowiter; aber die Stadt hatte mehr das Ansehen einer asiatischen, als einer europäischen; sie zählte zwar bereits einige Palläste, aber die meisten Häuser waren von Holz, und viele offene Plätze, Gärten, Gebüsche und Wiesen lagen noch im Innern.

Unter der Regierung Iwan's IV., mit dem Beinamen der Schreckliche, waren, nach asiatischer Sitte, alle Kramläden auf einem Platz vereinigt, und eine Feuersbrunst (1547) verzehrte sie mit allen Kaufmannsgütern, und sogar einige andere Gebäude. Man hatte

sich noch nicht von diesem Unfall erholt, als ein noch viel gefährlicherer Brand den Pallast der Herrscher und fast die ganze Stadt in Asche legte; nahe an zweitausend Personen kamen dabei um. Moskau erhob sich erst wieder, nachdem viele Unruhen und Gräuelthaten vorangegangen waren. Die Grausamkeit Iwan's des Schrecklichen hat die Stadt oft in Trauer versetzt.

Unter Boris (Godonof) Regierung (1591) drangen die Tataren der Krimm, im Verein mit den Türken, in Rußland ein, und trugen den Schrecken bis nach Moskau, dessen Vorstädte sie abbrannten. Einige Jahre später (1602) regierte eine Hungersnoth, und selten noch hat diese Plage der Menschheit so viele Schlachtopfer gefunden; man erblickte über 127,000 Leichen in den Straßen, denn das benachbarte Landvolk hatte sich in die Stadt geflüchtet, um — statt dem Elende zu entrinnen — dort den Tod zu finden.

Nach Boris Regierung machten Revolutionen des Interregnums und des falschen Demetrius Moskau mehr als einmal zum Schauplatz des Mordes und der Zerstörung. Die Polen schrieben Moskau Gesetze vor.

Unter der weisen Verwaltung des ersten Romanofs genoß Moskau des Friedens, und begann wieder aufzublühen; und unter der Regierung des Alexis (Iwanowitsch), des Vaters Peters des Großen, wurden die reichen Bojaren oder Großherrscher gehalten, in der Hauptstadt zu wohnen, und bei Hofe zu erscheinen; eine weise Politik, die Moskau große Vortheile brachte, und die Großen abhielt, in der Provinz eine gefährliche Oberherrschaft zu gewinnen. In dieser Epoche — gegen Ende des 17ten Jahrhunderts — zähl'

man in Moskau 50,000 Häuser, 400 Kirchen und 500,000 Einwohner.

In Moskau war es, wo der Zaar Peter zweimal den Aufstand der Strelitzen dämpfte, jener Schützengilde, die den Staat reguliren wollte, und grausam dafür bestraft wurde; aber als dieser Fürst St. Petersburg gegründet, und den Sitz seines Reichs dorthin verlegt hatte, verlor Moskau an seinem Glanze, und seine Bevölkerung verminderte sich.

Unter Peter II. wurde Moskau von neuem die Residenz, und gewann bald seinen alten Wohlstand wieder, aber es war von keiner Dauer. Die Pest (1771, unter Katharina II.) übte neue Verheerungen in der zweiten Hauptstadt des Reichs aus, besonders in den Fabriken und unter der niedern Volksklasse; man rechnet für diese Epoche 50,000 Schlachtopfer.

Hr. v. Ségur sagt von Moskau (1812 Moskau zu den vergoldeten Kuppeln genannt): „Es war eine weite und bizarre Zusammenstellung von 295 Kirchen und 1500 Schlössern mit ihren Gärten und Zubehör. Diese Palläste von Ziegelsteinen, und ihre Parks, mit niedlichen hölzernen Häusern und selbst mit Hütten untermischt, lagen auf mehreren Quadrat-Lieues ungleichen Bodens vertheilt; sie gruppirten sich rund um eine erhöhte dreiseitige Festung, deren weitläuftige doppelte Umfassung von einer halben Lieue Umfang eine zweite einschloß, mit mehreren Pallästen, Kirchen und unbebauten felsigen (?!) Räumen; die andere aber einen weiten Marktplatz (Bazar), eine Kaufmannsstadt, in welcher die Reichthümer von vier Welttheilen glänzend vereinigt waren."

„Diese Gebäude (fährt er fort), diese Palläste,

und selbst die Kramläden waren alle mit glänzendem und buntem Blech bedeckt; die Kirchen — jede von ihnen durch eine Terrasse und mehrere Thürme überhöht, die zuerst in goldene Kugeln, dann in einen Halbmond und endlich in ein Kreuz ausgingen — riefen die Geschichte dieses Volkes in das Gedächtniß zurück. Man erblickte Asien und seine Religion, bald siegreich, bald besiegt, und endlich den Halbmond des Mahomed, beherrscht durch das Kreuz Christi."

„Ein einziger Sonnenstrahl" — erzählt Hr. v. Ségur an einer andern Stelle — „ließ diese herrliche Stadt in tausendfältige Farbenspiele funkeln." — „Wenn der Reisende in sie einschritt, erkannte er die Gebräuche, Sitten und Sprachen des modernen edlen Europa's, und die reiche, leichte Eleganz der europäischen Kleidung. Er gewahrte mit Ueberraschung den Luxus und die asiatische Form in der Kleidung der Kaufleute, die griechischen Kostüme beim Volke und seine langen Bärte. An den Gebäuden überraschte ihn die nämliche Variation."

„Endlich, wenn er die Größe und Pracht so vieler Palläste erblickte, die Reichthümer, die sie verschlossen, den Luxus der Fuhrwerke, diese Menge von Sklaven und emsigen Dienstboten, den Glanz dieser prächtigen Schauspiele, das Geräusch dieser Feste und Gastmäler, dieser rauschenden Freuden, die unaufhörlich hier wiederhallten, so glaubte er sich versetzt mitten in eine Stadt der Könige, in einen Vereinigungspunkt der Herrscher, die da gekommen waren aus allen Theilen der Welt, mit ihren Gebräuchen, ihren Sitten, ihren Gefolgen. Aber es waren nur Unterthanen, doch reiche Unterthanen, mächtige, hochmüthige Große einer alten Noblesse, stark in der Zahl, in der Vereinigung, in

dem allgemeinen Bande der Verwandtschaft während der Dauer von Jahrhunderten in dieser Hauptstadt. Es waren Herrscher, stolz auf ihre Existenz, mitten in ihren weitläuftigen Besitzungen; denn beinahe das ganze Gebiet des Gouvernements von Moskau gehörte ihnen, und sie herrschten darin über eine Million Leibeigner. Endlich war es ein Adel, der sich mit patriotischem und religiösem Stolz auf die Wiege und das Grab seines Adelthums stützte; denn also nannten sie Moskau."

Ueber den Brand von Moskau im Jahre 1812 giebt der Baron Larrey interessante Details. Er war Oberarzt in der großen Armee und Augenzeuge des Brandes; sein Werk: „Ueber Militair-Chirurgie," in welches er jene Details aufgenommen hat, ist viel zu wenig bekannt geworden, als daß es den Lesern nicht angenehm seyn sollte, einen Auszug dessen, was den Brand von Moskau betrifft, hier zu finden.

„Den 14. Septbr. Abends (sagt Baron Larrey) kamen wir in einer Vorstadt von Moskau an; wir erfuhren, daß die russische Armee bei ihrem Durchzuge die Bürger und öffentlichen Behörden mit sich fortgenommen hatte, so daß wir am andern Morgen beim Einrücken nur wenige Leute aus der niedern und dienenden Klasse antrafen. Alle Häuser waren durchgängig verlassen. Was uns aber am meisten überraschte, war der Ausbruch des Feuers in mehreren Quartieren der Stadt, wohin noch kein einziger unserer Soldaten gekommen war, und besonders in dem Bazar des Kremlins." (Die nun folgende Beschreibung von Moskau

wird hier übergangen, weil sie im Wesentlichen mit der des Herrn v. Ségur übereinstimmt.)

„Kaum war es uns gelungen, das Feuer, welches die Russen in den schönsten Quartieren der Stadt angelegt hatten, zu dämpfen, als der Brand von neuem ausbrach, sich furchtbar schnell von einem Stadtviertel zum andern verbreitete, und die ganze Stadt ergriff. Ich schreibe diesen Umstand zweien Ursachen zu.“

„Die erste muß dem vorsätzlichen Willen einer Klasse von Russen zugeschrieben werden, die, dem Vernehmen nach, in den Gefängnissen zurückgeblieben waren, deren Thüren beim Abmarsch der Armee offen gelassen wurden. Diese Elenden, angereizt durch höheren Befehl, oder durch freien Willen, wahrscheinlich in der Aussicht auf ungestörte Plünderung — begaben sich vor unsern Augen von Pallast zu Pallast, von Haus zu Haus, und legten Feuer an. Die französischen Patrouillen, so zahlreich sie umherstreiften, vermochten nicht es zu hindern. Ich habe mehrere dieser Elenden auf der That ergreifen sehen; man hatte brennende Lunten und brennbare Stoffe aus ihren Händen reißen müssen. Einige von ihnen wurden auf der Stelle mit dem Tode bestraft; es machte auf die Uebrigen nicht den geringsten Eindruck, und der Brand wüthete drei Tage und drei Nächte ununterbrochen. Vergebens rissen unsere Soldaten einige Häuser nieder, um einen Abschnitt in der Feuersbrunst zu erzeugen; die Flamme spottete ihrer Mühe, und in einem Augenblick waren selbst die isolirten Gebäude ergriffen.“

„Die zweite Ursache muß den in diesen Gegenden so heftigen Aequinoktial-Stürmen beigemessen werden, die das Feuer auf eine beispiellose Weise anfachten.“

„Es dürfte nicht leicht möglich seyn, je wieder einen

ähnlichen Anblick des Schreckens zu erleben, als er unsern Blicken sich darbot. In der Nacht vom 18. zum 19. Septbr. hatte der Brand seinen höchsten Grad erreicht, das Schauspiel war fürchterlich. Bei dem schönen trocknen Wetter blies der Wind bald von Ost nach Nord, bald von Nord nach Ost. Während dieser Schreckensnacht, die nie aus meiner Erinnerung verschwinden wird, war die ganze Stadt vom Feuer ergriffen. Dicke buntfarbige Flammengarben erhoben sich von allen Punkten bis an die Wolken, bedeckten den ganzen Horizont, und trugen ihr Licht und eine glühende Hitze weit in die Ferne. Diese in alle Richtungen zerstreuten und vom Winde fortgeschleuderten Garben waren auf ihrem verheerenden Zuge von einem gräßlichen Pfeifen begleitet, das zuweilen ein Donnerschlag unterbrach, wenn das Feuer Pulver, Salpeter, Oel und Branntwein ergriff, womit die Häuser und Kramläden angefüllt waren. Die gefirnißten Eisenplatten, womit die Häuser gedeckt sind, riß die Gewalt des Feuers los, und warf sie weit umher. Balken und Tannenstämme von ansehnlicher Größe wurden brennend auf weite Entfernung geschleudert, und trugen den Brand bis in die abgelegensten Häuser. Schrecken und Verwirrung hatte Jeden von uns ergriffen. Die Garde, das Hauptquartier und der Chef der Armée verließen den Kremlin und die Stadt, und schlugen ihr Lager in Petrowski, einem Schlosse Peters des Großen, auf; ich für mein Theil blieb mit einigen meiner Kameraden in einem isolirten, frei und hoch gelegenen steinernen Hause, in der Nähe des Kremlins; von hier aus konnte ich alle Erscheinungen bei diesem fürchterlichen Brande beobachten. Wir hatten unsere Fuhrwerke nach dem Lager geschickt, und standen

jeden

jeden Augenblick auf dem Sprunge, dem nächsten Ereigniß zu begegnen."

„Die Leute aus der niedern Klasse, die in Moskau zurückgeblieben waren, wurden durch das Feuer von einem Hause in das andere getrieben, und stießen ein Jammergeschrei aus; sie wollten das Ihrige retten, belasteten sich mit kaum zu erschleppenden Ballen, und warfen sie wieder von sich, wenn die Flamme sie ereilte. Frauen, von dem Gefühl der Menschlichkeit beseelt, trugen Kinder auf ihren Schultern, und rissen andere an der Hand mit sich fort; sie flüchteten in die Einsprünge der Straßen, um dem Tode zu entfliehen, der in allen Gestalten sie umschwebte; aber das Feuer jagte sie hervor aus ihren Schlupfwinkeln, bis sie in dem Flammen-Labyrinth sich verwickelten und den schmerzenreichen Tod fanden. Ich habe Greise gesehen, an deren langem Bart die Flamme bereits leckte, auf kleinen Wagen von ihren eignen Kindern gezogen, die sie mit Aufopferung ihres eignen Lebens diesem wahrhaften Höllenschlunde entreißen wollten."

„Unsere Soldaten, von Hunger und Durst gefoltert, boten allen Gefahren Hohn, um Lebensbedürfnisse, Wein, Likör und andere Dinge aus dem Innern der Keller heraufzuschaffen. Sie durchliefen die Straßen, in wilder Unordnung mit den verzweifelnden Einwohnern, belastet mit der Beute, die sie dem gräßlichen Brande abgetrotzt hatten. — — So lag in acht bis zehn Tagen diese unermeßliche, herrliche Stadt in Asche da, mit Ausnahme des Kremlins, aller Kirchen und einiger wenigen steinernen Häuser."

„Dieser Unfall versetzte die Armee in die allergrößte Bestürzung, und wurde der Vorbote unsers spätern Un-

V.

Zur Geschichte der Bergschotten.

(Aus dem Englischen des Obersten David Stewart.)

Der Landstrich, unter dem Namen des schottischen Hochlandes bekannt, macht den äußersten Norden Großbrittanniens aus, von Felsenküsten eingefaßt. Die südliche Grenze des Hochlandes unterscheidet sich von dem Theile Schottlands, den man Niederland nennt, durch einen originelleren Charakter und eine rauhere Natur. Eine Bergkette, von den Römern Mons Grampius genannt, macht zwischen beiden Landstrichen die Scheidungslinie aus. Hier kämpften die Kaledonier heldenmüthig um ihre Freiheit gegen ihre Unterjocher, die Römer. — Das Grampian-Gebirge, größtentheils Urfelsen, erhebt sich wie ein Wall, und streicht von der Grafschaft Aberdeen bis jenseits Ardmore, in der Grafschaft Dumbarton. Vom Niederlande aus betrachtet, erscheint es dem Auge wie eine Felsenmauer. Im Innern wird Kalkstein, Marmor, Schiefer, Blei und Silber gefunden, so wie auch hin und wieder blauer und rother Granit, und Mineralien jeder Gattung.

Die Bergspitzen sind hier fast beständig in Wolken gehüllt, die Seitenwände bezeichnen vorangegangene Naturrevolutionen; die Vegetation hört auf, und erst tiefer

findet sich sparsames Heidekraut, der Schutzort des weißen Hasen und des Raubvogels. Am Fuß der höchsten Berge trifft man auf pittoreske Thäler, mit Seen und Wäldern, und einem für Korn empfänglichen Boden. Einige dieser Thäler sind stark bevölkert, und verschließen einen zahlreichen Viehstand, den Hauptreichthum dieses Landes.

Bei der sehr geringen Wegsamkeit leidet der Verkehr, so daß ein großer Theil des Innern auf seine eignen Hülfsquellen angewiesen ist, und die Einwohnerzahl mit dem Flächeninhalte in keinem Verhältniß steht. Nächstdem ist hierin die Ursache zu suchen, weshalb die Bewohner (gaëlische Völkerstämme) eigne Gebräuche und einen scharf ausgeprägten Charakter bewahrt haben. Ihre Ideen und Beschäftigungen, die sie von der übrigen Welt absondern, das tägliche Anschauen großer Naturszenen, die Nothwendigkeit, einander in Gefahren beizustehen, weil sie Hülfe von Außen nicht erwarten dürfen: alles dieses giebt jenen Völkern eine originelle Physiognomie. Eine an das Romantische grenzende tiefe Anhänglichkeit an das Land, das sie gebar, giebt ihnen einen Sinn für Unabhängigkeit und völligen Abscheu gegen alles fremde Joch. Die Nationaldichtung, welche den Ruhm der Clans zum Gegenstande wählte, und die Thaten ihrer berühmten Altvordern flößten ihnen eine Verachtung gegen Alles ein, was Gefahr heißt. Ihre Uebungen, ihre Vergnügungen, ihre Art zu handeln, selbst ihre Vorurtheile und ihr Aberglaube sind charakteristisch.

Festigkeit, Entschlossenheit, Enthusiasmus, Neigung zur Selbsthülfe, das sind die Hauptzüge des Charakters der Bergschotten. Sie betrachten sich als ein Urvolk,

und sahen in den Sachsen der Ebene nur die Fremden und Unterdrücker.

Es ist schwer, den Ursprung dieser Völker herzuleiten. Die ältesten geschichtlichen Ueberlieferungen sprechen von celtischen Auswanderungen. Cäsar sagt in seinen Kommentarien, daß die Celten die Mehrzahl gallischer Bevölkerung ausmachten. Spuren von Auswanderungen finden sich in den Albaniern, Iberiern, Dalmatinern, Caramaniern ꝛc., welche Namen Hochländer bezeichen. Die Sprache der Bergschotten deutet unwidersprechlich auf orientalische Abkunft hin.

Einige Jahrhunderte nach dem Kriege der Römer mit den Kaledoniern findet man ein bestimmtes Königreich, von dem grampianischen Gebirge begrenzt; seine Bewohner erhielten den Namen der Schotten (Scoti). Das Niederland diesseits der Grampianen war von den Picten bewohnt. Ihre Hauptstadt Abernethy lag nur 20 Meilen von Birnamhill, das die Grenze des Hochlandes machte. Im Jahre 843 wurden beide Reiche durch Kenneth Macalpin (durch Erbschaft) vereinigt, und 1066 verschwand das Gaëlische unter Malcolm III., mit dem Beinamen Ceanmor, ganz aus dem Niederlande. Gegen das Ende des 8ten Jahrh. soll Karl der Große zwei Gesandte zu Achaius, dem Könige von Schottland, geschickt haben, und von dieser Zeit an sich die Freundschaft zwischen Schottland und Frankreich datiren, welche bis Jakob VI., König von England, dauerte. Wie gebildet das Volk schon damals war, beweist die Hochschule von Icolm-Kill oder Jona, die schon vor Karls des Großen Zeit berühmt war.

Die Könige von Schottland fingen jetzt an, ihre Residenz von den Bergen nach dem fruchtbareren Nie-

derlande zu verlegen, und als der Marmorstuhl (das Sinnbild der Souveränität) von Donstaffnage nach Scona gebracht ward, wurden wissenschaftliche und litterarische Schätze aus Jona mit dahin getragen, die erst eine spätere finstre Politik Eduards vernichtete. Große Aufklärungen über Schottlands frühere Zivilisation sind dadurch verloren gegangen, indessen spricht schon die Hochschule von Icolm-Kill dafür; auch unterhielt die Hauptstadt Inverlochay einen regelmäßigen Handel mit Frankreich und Spanien.

Das Schloß von Inverlochay, obwohl seit 500 Jahren unbewohnt, ist noch sehr gut erhalten, und zeugt für die Schönheit altschottischer Bauart. Ebenso das Schloß von Urquhart, bereits seit Jahrhunderten in Ruinen. Häufig trifft man Trümmern von Festungswerken und andern alten Gebäuden im Hochlande an, die auf eine ehemals weit größere Bevölkerung hindeuten, so wie Spuren des Pfluges da, wo jetzt nur Heidekraut wächst. Die kleine Halbinsel zwischen den Flüssen Tummel und Garry, im Distrikt von Athole, enthält die Ruinen von 19 ansehnlichen Gebäuden. Die Steine sind oft so groß, daß man nicht begreift, wie sie ohne Maschinen bewegt werden konnten. In Glenlyon, wo die Fingaler zwölf Schlösser gehabt haben sollen, zeigt man heute noch den Stall von Fingals Jagdhunden, und die Wohnung der ersten Jäger. Alles dieses deutet unbestritten auf ein ehemals ansehnliches Volk hin.

Als 1066 Malcolm Ceanmor seinen Hof von den Bergen verlegte, ging eine große Veränderung mit dem Hochlande vor. Das Institut von Icolm-Kill wurde verlassen, das Volk verarmte, die Hochländer

wurden unruhig und furchtbar. Die weite Entfernung vom Gerichtshofe gab ihnen den Vorwand, Schmähungen und Beleidigungen persönlich zu rächen. Es bildete sich die Institution der Clan-Häuptlinge, die zu Schiedsrichtern erwählt wurden, und sich bald vom Souverain unabhängig zu machen wußten. Die Schwäche der königlichen Autorität führte eine Menge von Zwistigkeiten herbei, und bald wurden die einzelnen Gebiete der Clans unabhängig von einander; den beleidigten Häuptling zu rächen, stand der ganze Clan auf, und blutige Kriege waren die nächste Folge.

War ein Clan zu schwach, um Rache zu nehmen, so suchte er Verbündete; selbst die List ward nicht verschmäht, und die Rache als eine ehrenvolle Handlung betrachtet. Es gab Beispiele, daß ganze Stämme dabei zu Grunde gingen.

Die kriegerischen Eigenschaften verdrängten alle geselligen Tugenden; Repressalien wurden Pflicht, der Ruin des Nachbars ward eine verdienstvolle Handlung, das Räuberhandwerk eine ehrenvolle Beschäftigung. Die Ruhmliebe und der Muth, die den Schotten auszeichnen, vermehrten das Uebel, denn sie machten den Kampf hartnäckiger. Dazu kam noch der Aberglaube, der den Tod eines Freundes zu rächen heiligte.

Der Reichthum des Landes bestand in Heerden, mit deren Hinwegführung die Feindseligkeiten begannen, und die Stelle einer Kriegserklärung vertraten. Die niederen Gegenden waren solchen Anfällen am meisten ausgesetzt, deren Bewohner von den Bergschotten als Fremde und natürliche Feinde angesehen wurden, und ihrerseits die Bergbewohner wieder als Räuber betrachteten. Indessen, die nämlichen Menschen, die sich der Raubsucht

und der Plünderung hingaben, zeichneten sich auf der andern Seite durch hohe Rechtschaffenheit aus, sobald es nicht dem Niederländer oder einem feindlichen Clan galt. Nichts war seltner, als Diebstahl unter sich, und Straßenraub etwas völlig Unbekanntes; das Vertrauen ging so weit, daß die Mitglieder des eignen Clans ihre Thüren stets unverschlossen ließen.

Die Anhänglichkeit dieser Mitglieder (Clansmen) an ihr Oberhaupt sprach sich durch den Eifer für den Schutz seiner Person und durch eine völlige Hingebung für sein Interesse aus. In der Schlacht von Inverkeithing, zwischen den Königlichgesinnten und den Truppen Olivier Cromwells, schlugen sieben Brüder des Clans von Maclean ihr Leben für ihren Chef, Sir Hector Maclean, in die Schanze. Sobald einer von ihnen fiel, sprang ein anderer an seinen Platz und rief: „Noch Einer für Hector!“ Dieser Ausruf ist seitdem ein Sprichwort geworden, wenn Jemand in Gefahr ist und schnelle Hülfe braucht.

James Menzics von Culdare hatte Theil an dem Aufstande von 1715 genommen, wurde bei Preston gefangen, nach London geführt, zum Tode verurtheilt und später begnadigt. Aus Dankbarkeit blieb er ruhig auf seinen Gütern bis zum Aufstande von 1745. Aber immer noch der alten Sache ergeben, sandte er dem Prinzen Carl ein schönes Pferd zum Geschenk, das jedoch sammt dem Ueberbringer aufgefangen, und nach Carlisle gebracht wurde. Man bot letzterem das Leben für den Namen desjenigen, der das Pferd geschickt habe, aber er schwieg hartnäckig, weil er die Gefahr seines Herrn erkannte, und ließ sich hinrichten. Der Name dieses Treuen war John Macnaugthon

von Glenlyon. Vor seinem Tode hatte er noch gesagt: „Was hilft mir mein Leben? Nach Glenlyon dürfte ich doch nicht wieder zurück, denn Jedermann würde mich dort verachten."

Das Haupt des Clans von Macpherson nahm Theil am Aufstande von 1745, und wurde zum Tode verurtheilt. Man bot alles auf, seiner habhaft zu werden. Aber keine Belohnung, keine Drohung konnte einen einzigen seiner Vasallen bewegen, ihn zu verrathen. Neun Jahre lang lebte er in einer Höhle dicht bei seinem Hause, das durch die Königstruppen abgebrannt worden war. Die Höhle lag in einem Felsen, und dichtes Gebüsch verdeckte den Eingang. Die Clans-Männer hatten sie mit ihren Händen gegraben, arbeiteten nur des Nachts daran, und warfen die Erde und Steine in einen nahen See, um keine Spur von dem Aufenthalte ihres Herrn zu hinterlassen, der hier in völliger Sicherheit lebte, und oft seine Freunde sah. Mehr als hundert Personen waren in dem Geheimniß, eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterling war auf die Entdeckung gesetzt, 80 Mann bewachten die Umgegend, und trotz aller dieser Maßregeln waren die Clans-Männer so vorsichtig in ihren Reden, und so geschickt in allem, was sie thaten, daß das Geheimniß bewahrt blieb. Dieser Lebensweise endlich überdrüßig, ging Macpherson 1755 nach Frankreich, und starb im folgenden Jahre.

Man fragte einen armen Mann, der den Aufenthalt des Prinzen Carl wußte, weshalb er sich nicht die 30,000 Pfd. Sterling verdienen wolle, die auf seine Entdeckung gesetzt wären? Er gab zur Antwort: „Was soll ich mit dem Gelde? Ein Edelmann in London oder Edinburgh würde vielleicht Gebrauch davon machen

können; ich aber, gesetzt, ich wäre für das Verbrechen schlecht genug, würde in meinem Vaterlande doch nur verachtet werden." Solche Gesinnungen wirken mehr gegen den Verrath als Gesetze.

Aber bei aller Hingebung der Bergschotten für ihre Häuptlinge, nahmen sie keinen Augenblick Anstand, diese zu verlassen, sobald sie sich von ihnen verrathen sahen. Unter Wilhelms Regierung, gleich nach der Revolution, versammelte Lord Tullibardine, ältester Sohn des Markis von Atholl, ein zahlreiches Korps von Bergschotten seines Clans und des Clans von Fraser. Diese Leute glaubten sich für die Sache des abgesetzten Königs bestimmt, aber man hatte sie für den Dienst Wilhelms versammelt, und Lord Tullibardine machte ihnen solches vor Blair-Kastell bekannt. Sogleich verließen sie ihre Glieder, rannten nach einem nahen Fluß, füllten ihre Mützen mit Wasser, und tranken auf die Gesundheit König Jakobs.

Die Waffen der Bergschotten bestanden in einem breiten Degen (broadsword) an der linken Hüfte, einem kurzen Dolch an der rechten, von dem sie im Handgemenge Gebrauch machten; einer Flinte, einem Paar Pistolen, und einem Schilde oder Target. Ehemals trugen sie auch eine Streitaxt mit kurzem Griff.

Wenn es ihnen an Flinten oder Pulver fehlte, bewaffneten sie sich auch wohl mit einer Art Hellebarde (lochaber-axe), auf Hieb und Stoß eingerichtet. In dem Aufstande von 1745 war eine große Anzahl Bergschotten mit Sicheln, an Stangen gebunden, bewaffnet, die sie vortheilhaft gegen Reiterei gebrauchten. Die

Schlachten von Prestonpans und Falkirk lieferten ihnen Musketen im Ueberfluß. Der Gebrauch von Bogen und Pfeilen hatte lange vor Bekanntmachung der Entwaffnungsakte schon aufgehört, denn das Edikt erwähnt nichts davon. Außer den oben genannten Waffen trugen die Edelleute zuweilen Harnische und Panzerhemden.

So ausgerüstet, stellten sich die Hochländer in eine Schlachtordnung, die ganz geeignet war, gegenseitiges Hervorthun zu begünstigen. Jeder Clan bildete ein besonderes Regiment, und die Kompagnien waren so formirt, daß die Familien des Clans nicht getrennt wurden. Der oberste Chef leitete das Ganze, jede Abtheilung und Unterabtheilung befehligte ein Familienvater. Auf diese Art befand sich jeder Einzelne unter dem Befehle desjenigen, den er am meisten liebte und hochschätzte. Von seinen Verwandten und Gefährten umgeben, stählte sich eben dadurch sein Muth, und hieß ihn den Tadel der Seinigen fürchten.

Vor dem Angriff pflegten die Bergschotten Schuhe und Kamisol auszuziehen. Auf einer gewissen Entfernung von den feindlichen Reihen nahmen sie eine Art gemäßigten Laufens (Trab) an. Sie gaben eine Muskentensalve auf wirksame Schußweite, warfen hierauf das Gewehr von sich, und stürzten sich dann mit dem Degen in der Hand in den Feind, nahmen auch wohl Dolch und Pistolen zu Hülfe, um nur zum Handgemenge zu kommen. Dalrymple belehrt uns in seinen Memoiren, daß die Schotten sich als Sieger betrachteten, sobald es ihnen gelungen war, in die feindlichen Reihen einzudringen, weil sie mit blanker Waffe Jedem überlegen waren. Den Bajonetangriff nahmen sie mit dem

Schilde an, aber sie warfen es bald zur Seite, und schlugen sich mit Dolch und Pistolen.

Die Kleidung der Bergschotten hat zu ihren kriegerischen Erfolgen vieles beigetragen. Sie behielten dadurch den freien Gebrauch aller ihrer Glieder, bedienten sich ihrer Waffen mit Leichtigkeit, und marschirten mit unglaublicher Geschwindigkeit, so daß sie sogar der Kavallerie bei allen Bewegungen folgen konnten.

Sie lieben gekreuzte (quarrirte) Stoffe von verschiedenen Farben, besonders blau und Purpur. Ihre Vorfahren trugen kurze Mäntel (plads) von verschiedenen Farben, die man noch heute sieht; doch sind jetzt die meisten braun oder grünlich, um durch helle Farben nicht von weitem gesehen zu werden. In diesem Mantel, der sie indessen keineswegs ganz bekleidet, trotzen sie dem Unwetter, und schlafen selbst im Schnee sanft und ruhig.

Die Kleidung der Schotten sagte dem Krieger, dem Jäger und dem Schäfer so überaus zu, daß es ein großes Misvergnügen im Lande erregte, als eine neue Kleiderordnung eingeführt ward. Vorübergehende Entbehrungen nothwendiger Lebensbedürfnisse ertragen manche Völker viel leichter, als wenn sie von Schnitt und Farbe ihrer Kleidung abgehen sollen *). Wenn die Bergschot-

*) Nicht ohne Schmerz haben die Pommerschen Regimenter nach dem Kriege von 1813 die weiße Farbe ihrer Kragen und Aufschläge gegen die rothe vertauscht. Sie war bei ihnen Nationalfarbe geworden, die sie im rühmlichen Kampf liebgewonnen hatten, und auf die sich gleichsam etwas zu Gute thaten.

ten ihre alte Tracht behalten konnten, war ihnen alles Uebrige, und selbst die Nahrung, gleichgültig. Der Hochländer baute sich seine Hütte selbst, so wie er sein Ackergeräth und seine Schuhe sich selbst anfertigte, aber Schneider und Leinweber verachtete er, weil ihm diese Gewerbe zu unkräftig schienen.

Die Edelleute ritten in engen Beinkleidern, einem Kamisol und einem kurzen gestickten oder betreßten Kleide; aber der Mantel war für den schottischen Edelmann von höchster Wichtigkeit. Es war ein Stück Tartan von vier Ellen Länge und zwei Ellen Breite, das den Leib in regelmäßigen Falten umgab, und mit einem Gürtel befestigt war. Ein Theil ging bis an das Knie, der andere ruhte auf der linken Schulter, so, daß der rechte Arm frei blieb. Im Regen wurde dieser Plad — wie es auf Englisch heißt — in einen Mantel umgewandelt, der den ganzen Körper einhüllte. Sollten beide Arme frei bleiben, so wurde der Plad mit einer silbernen Nadel oder mit einer runden, reich mit Steinen besetzten Agraffe festgesteckt, auf welcher Denksprüche oder allegorische Sentenzen eingegraben standen.

Vor sich trug der Bergschotte eine Art Sack oder Tasche von Saffian, mit silbernen Verzierungen. Zur vollständigen Ausrüstung gehörten ein Dolch, zwei Pistolen, ein Messer, eine Gabel, zuweilen auch ein Löffel, alles dieses in den Gürtel gesteckt. Der Edelmann trug eine Mütze, mit Federn geziert, welche Nationaltracht war. Die Kleidung des Adels unterschied sich von der des Volks nur durch mehr Zierrathen und höhere Lebendigkeit der Farben. Auf die Mütze steckte der Bergschotte einen Eichen-, Tannen- oder Heidekraut-Zweig als Federbusch. Alle Schotten trugen breite reichfar-

dige Strumpfbänder, und selbst die Aermsten silberne Knöpfe.

Die Farbe der Plads unterschied die Clans, die Familien, Distrikte, und ehemals die Treue der Vasallen. Diese und die festesten Bande der Anhänglichkeit gingen mit den Unterscheidungsfarben von einer Generation auf die andere über. Die Tracht hatte also im schottischen Hochlande einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten und den Charakter des Volks.

Die Barden nahmen ehemals einen ausgezeichneten Rang ein. Jeder Häuptling hatte seinen Barden. Sie hatten die Verpflichtung, die Heldenthaten der Familie oder des Clans zu besingen, und die Gäste an Festtagen durch Gesang oder Rezitate zu vergnügen. Die Barden bewahrten die nationalen Traditionen oder die der Familien und der Stämme auf; sie waren eine lebende Bibliothek. Sie begleiteten ihren Clan in den Krieg. Sie mahnten zur Tapferkeit, und machten die Feigheit verächtlich. Vor den Schlachten sangen sie, und sprachen zu den Soldaten, um sie zu entflammen. Wenn das Gefecht begonnen hatte, trat der Dudelsack an die Stelle der Stimme, die dann nicht mehr gehört werden konnte. Nach der Schlacht sangen sie das Lob der Todten, und ehrten die am Leben gebliebenen Tapfern. Verachtung der Gefahr und des Todes waren bei diesem Volke allgemein, das beständig in der heroischen Stimmung erhalten wurde, beiden zu trotzen. Der schottische Krieger betrachtete den Tod auf dem Schlachtfelde als einen Uebergang zu einem bessern Leben, wo er seine Freunde wiederfinden würde. Er beschäftigte sich mit seinem künftigen Leichenbegängniß mit einer Geistesgegenwart, die eine Art Gleichgültigkeit gegen ein

vorherzusehendes unvermeidliches Ereigniß ausdrückte. Sogar die Aermsten suchten etwas zurückzulegen, um anständig begraben werden zu können, und der Gedanke, fern von den Seinigen zu sterben, und ihrer letzten Theilnahme zu entbehren, hatte etwas Schreckliches für diese Hochländer. Man erzählt, eine Schotte habe seine alte Mutter so geliebt, daß er nicht zu heirathen wagte, aus Furcht, sie nicht mehr so liebreich pflegen zu können; an ihrem Geburtstage gab er jedesmal ein Fest, und brachte feierlich den Toast aus: „Auf einen leichten und anständigen (decent) Tod meiner guten Mutter!" worin Alle beifällig einstimmten; die gute Mutter aber bemerkte, daß sie durch die göttliche Gnade die von ihrem Sohne ausgesprochene Wohlthat zu erlangen hoffe.

Sobald die Begräbnißanstalten eines Schwerkranken getroffen waren, nahm man Abschied von ihm, als sollte er eine Reise machen, und trug ihm Grüße an bereits vorangegangene Freunde und Verwandte auf.

Die Bergschotten lieben leidenschaftlich die Musik und den Tanz, besonders den durchdringenden Schall des Dudelsacks; sie halten viel auf melancholische Melodien, die sie klagende Lieder (lamentations) nennen, und ihren verstorbenen Freunden widmen. Sie sind überhaupt empfänglich für traurige Eindrücke, und doch geben sie auf der andern Seite sich mit unglaublicher Lebhaftigkeit ihren raschen Nationaltänzen, den Reels (Riels) und Trathspeys, hin.

Die Größe der Natur, die sie umgiebt, hält die Einbildungskraft der Bergschotten stets rege, und gern überlassen sie sich melancholischen Träumen. Sie reden

mit

mit den Winden, und sehen in finstern Wolken die Bilder ihrer Vorfahren. Wenn der Sturmwind über die Heide braust, so grüßen sie den Geist des Ungewitters, und ziehen sich in ihre Hütten zurück. Noch hat das Fremdenthum den Charakter der Schotten wenig verändert, er ist noch fast ganz der nämliche, wie Ossian ihn uns schildert.

Es scheint, als stände die Bevölkerung der Gebirge im Mißverhältniß mit den Subsistenzmitteln, die sie bieten. Allein man muß bedenken, daß die kleinen Kühe, die dort gezogen werden, bewundernswürdig aklimatisirt sind, denn sie gedeihen auf den magersten Weiden. Im Sommer leben die Einwohner beinahe nur von Milch, im Winter nur von Fleisch. Der Frühling ist dort die Zeit der Entbehrung. Die Bergschotten sind eben so geschickte Jäger, als Fischer; sie haben Wildpret und Fische im Ueberfluß. Jetzt, da Jagd und Fischerei unter Aufsicht stehen, sind beide kein Nahrungszweig mehr für das Volk, sondern nur eine Ergötzlichkeit für die Berechtigten.

Als das schottische Hochland noch unter eine Menge kleiner Pächter getheilt war, heiratheten die Söhne nicht eher, als bis sie ein Pachtgut besaßen, und ein sicheres Auskommen hatten; dies erstreckte sich sogar bis auf die Tagelöhner. Jetzt ist das System geändert, die Pachtgüter sind größer, die Armen heirathen früher, weil sie doch nichts zu hoffen haben. Dabei rechnen sie auf die Unterstützung ihrer Kinder, die keinen alten Vater darben lassen. Wahrlich, die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern ist bei den Bergschotten ein eben so allgemeiner, wie rührender Charakterzug, der nicht, wie bei andern Völkern, an seiner Stärke verloren hat. Selbst

das kriegerische Leben schwächt die kindliche Liebe nicht, und der Soldat vergißt niemals seine Eltern. Er legt von seinem Solde zurück, um den Eltern ein Geschenk machen zu können, und dieser moralische Sinn wirkt wohlthätig auf seine Führung. Nichts bringt den jungen schottischen Soldaten leichter zu seiner Pflicht zurück, als die Drohung, man würde seine Eltern von seiner üblen Aufführung unterrichten. Er achtet einen solchen Bericht einer Verbannung gleich, weil er unter diesen Umständen das Vaterhaus nicht mehr zu betreten wagen dürfte.

Die drei Obersten, welche nach und nach das neuerrichtete 78ste Regiment befehligten, haben höchst selten zu dieser Gattung von Strafe ihre Zuflucht nehmen müssen. Die bloße Drohung, an die Eltern zu berichten, reicht gewöhnlich hin.

Die Redlichkeit im Handeln rührt in jenem Lande mehr von den Sitten als den Gesetzen her. Nicht zahlen zu können, gilt dort für ein Verbrechen. Wer Bankerott macht, muß alles, was er sein nennt, den Gläubigern überlassen. Man hüllt ihn in eine mehrfarbige Kleidung ein, und unterwirft ihn vor dem versammelten Volke einer demüthigenden Zeremonie, d. h. vier starke Männer halten ihn schwebend an Händen und Füßen.

Feigheit im Gefecht zieht die Infamie nach sich. Auf Treue in der Ehe wird ein großer Werth gelegt; der überwiesene Ehebrecher wird an der Kirchthüre in ein Wasserbecken gesetzt, und erhält während des Gottesdienstes ein nasses Tuch über den Kopf. Scheidungen kommen beinahe gar nicht vor, weil sie den Kindern Schaden bringen würden. Die Jungfrauen haben das Vorrecht,

in bloßen Haaren, mit einem Band umwunden, zu gehen; nur verheirathete Frauen müssen Hauben tragen, doch sind gefallene Mädchen ebenfalls zu dieser Tracht verpflichtet.

Es ist bekannt, daß alle Gebirgsbewohner eine große Anhänglichkeit an ihr Vaterland haben, und daß namentlich die Schweizer einer Krankheit unterworfen sind, die man das Heimweh nennt. Mit den Bergschotten verhält es sich eben so. Sie haben eine wahrhaft poetische Einbildungskraft, und lieben vor allem die Ueberlieferungen ihrer vaterländischen Dichter. Der Muth, die Treue und die Liebe sind die Grundlagen dieser Dichtungen, die sie ehemals im Familienkreise des Winters am Kamin mit Entzücken anhörten. Wer, ohne zu stocken, die längste Geschichte erzählen und Gedichte hersagen konnte, war ihnen am willkommensten, selbst wenn es ein Fremder gewesen wäre. Die erste Frage an einen Unbekannten, der um ein Nachtlager bat, war immer: „Versteht Ihr aus den Zeiten Fingals zu erzählen?" Sagte er ja! so versammelte sich das ganze Dorf, und man ging erst um Mitternacht auseinander; selbst die Frauen blieben dabei nicht aus. Außerdem kamen sie mit ihren Spindeln unter sich zusammen, und erzählten und sangen einander vor. Von der Geläufigkeit solcher Erzähler, die man noch heute in Schottland findet, hat man keinen Begriff! Sie sprechen stundenlang ohne Unterlaß, und halten nur inne, um ein neues Kapitel anzufangen, oder Erläuterungen zu geben. Im September 1816 starb in seinem 93sten Jahre einer der berühmtesten schottischen Erzähler, Namens Macintyre, von

so außerordentlichem Gedächtniß, daß er National-Poesien, die ganze Bände füllten, Wort für Wort auswendig wußte. Und doch meinte er, sein Gedächtniß sey nichts gegen das der Barden, die er in seiner Jugend gekannt habe. Dem Verfasser (Obr. Stewart) rezitirte ein junges schottisches Weib über 3000 Verse ohne Anstoß, und würde noch einmal so viel rezitirt haben, wenn er es verlangt hätte. — Noch heute wissen beinahe alle Hochländer von der frühern Geschichte der Clans, der Familien, der Streitigkeiten und der Gefechte die ausführlichste Nachricht zu geben; sie vergessen keinen Baum, keinen Stein, wenn er irgend nur eine geschichtliche Bedeutung hat. In den Ebenen ist es umgekehrt; kaum daß die Bewohner drei Stanzen einer Ballade auswendig wissen. Aber es ist nicht das Gedächtniß allein, das die Hochländer auszeichnet; sie verstehen ihre celtischen Erzählungen sogar dramatisch auszuschmücken, und besitzen eine Art leidenschaftlicher Beredsamkeit, was ihnen viel grammatikalische Bildung giebt, und wobei ihre überaus reiche Sprache ihnen sehr zu statten kommt. Die schottische Sprache ist die reichste von allen, und viele charakteristische Ausdrücke sind unübersetzbar. Die Hochschotten drücken sich mit Anstand und Leichtigkeit aus. Dieser Anstand hängt wieder damit zusammen, daß sie immer bewaffnet gehen, also Anzüglichkeiten auf der Stelle rächen würden; das gemeine Volk ist das höflichste, das man sich denken kann.

Unter den Stuarts hatten die Schotten eine gewisse Freiheit genossen, als ein Volk, das mehrere Jahrhunderte hindurch seine Unabhängigkeit zu bewahren

wußte. Schließt man die Versuche Jakobs I. und Jakobs V., die immer sich erneuernden Streitigkeiten zu schlichten, aus, so haben die schottischen Könige sich wenig in die Händel der Häuptlinge mit ihren Clans gemischt. Nur erst unter Cromwell wurden die Schotten durch eine stehende Armee in ihrem Lande beschränkt und unterdrückt. Karl II. zog die englischen Truppen aus Schottland zurück, und bezeigte den Schotten seine Erkenntlichkeit für die Dienste, die sie der Sache seines Vaters und der seinigen geleistet hatten. Die von König Wilhelm ergriffenen Maßregeln gaben der Anhänglichkeit der Schotten an die Stuarts neue Nahrung. Es giebt aber noch eine andere Ursache für diese Anhänglichkeit, nämlich, daß die meisten Häupter Blutsverwandte der Stuarts sind. Die Zuneigung für diese Familie ist eine Art Religion geworden, ein tiefes, kräftiges Gefühl, erhaben über alle Grübelei, und selbst durch die Poesie noch genährt und befestigt. Noch heute hört der Bergschotte mit Enthusiasmus die Gesänge von der Unabhängigkeit seiner Nation unter den alten Königen. Alle diese Dichtungen, die ernsten wie die scherzhaften, sprechen zu Gunsten der Stuarts. Dazu kommt noch die Verschiedenheit der Religion in Hoch- und Nieder-Schottland. Die Niederschotten beschäftigen sich seit dem 16ten und 17ten Jahrh. mit theologischen Diskussionen; den Hochschotten blieben sie viel später fremd, weil diese ihre Meinungen und Gebräuche bewahrten. Dalrymple bemerkt ganz richtig, daß die Bergschotten das einzige Volk sind, das weder von religiösen Zwistigkeiten noch Verfolgungen zu leiden gehabt hat. Der schottische Klerus giebt das Beispiel in Unterricht und Wandel; die Priester predigen einfach und klar; selbst

der Aberglaube der Schotten hat eine religiöse und deshalb nützliche Gestalt, doch halten sich die celtischen Clans fern von Fanatismus.

Hoch- und Niederschotten stehen auf alle Weise im Gegensatz zu einander. Die Bewohner der Ebenen verachten die Jäger und Krieger der Gebirge, und diese betrachten jene als ein entartetes Geschlecht ohne Muth, ohne Geschichte, ohne Genie. Auch hierin liegt ein Grund, weshalb die Bergschotten an den Stuarts hängen, die von den Niederschotten aufgegeben worden sind.

Allein der Charakter der Bergschotten ist heute nicht mehr der ehemalige, die Zeiten des Romantischen und des Ritterthums sind vorüber, die Gesänge der Barden verstummt, die Anhänglichkeit an die heimathliche Flur hat von ihrer Stärke verloren. Die Vereinigung beider Kronen — in vieler Hinsicht gleich vortheilhaft für Schottland, wie für England — hat dennoch viel dazu beigetragen, die Energie der Schotten zu schwächen; sie lebten in der Idee, daß mit dem Verluste ihres Hofes und ihres Parlaments auch ihre Unabhängigkeit verloren gegangen sey. Erst später hat sich diese Ansicht etwas günstiger gestellt.

Die politischen Veränderungen, und die durch Industrie erzeugten, sind auf den Geist der Bergschotten nicht ohne Einfluß geblieben. Der Fanatismus hat hin und wieder Eingang bei ihnen gefunden, und theologische Streitigkeiten beschäftigen sie jetzt eben so, wie ehemals die Traditionen der Barden. Ihre poetische Einbildungskraft ist kälter geworden, ihre Familienvereine, sonst so fröhlich und herzlich, haben einen düstern Anstrich, selbst eine gehässige Bitterkeit gewonnen. Ihre geselligen Vergnügungen — der Tanz und die Musik — haben viel

verloren. Wenn sie zusammen kommen, so reden sie entweder von Politik, oder sie beklagen sich über ihre Obern; selbst in ihren Sitten sind sie unhöflicher geworden, und sogar ihre alte Tracht, diese Federmütze, nachlässig auf eine Seite der Stirn gesetzt, dieser graziöse Plad, der um die linke Schulter flatterte, sieht man immer seltner. Sie nehmen nach und nach die Tracht ihrer Nachbarn in der Ebene an, und bemühen sich gleichsam, die Züge eines früheren bestimmten Charakters mit eigner Hand zu vertilgen.

Die alte Sprache der Bergschotten, wie sie in den grampianischen Gebirgen geredet wird, wimmelt jetzt von englischen Wörtern, die Kinder erhalten in der Schule englischen Unterricht, und wiewohl man dem Verfall der Sprache durch Wörterbuch und Grammatik vorzubeugen sucht, so steht doch zu fürchten, daß, wenn die Entartung so fortgeht, diese schöne Sprache bald zu den todten gehören wird. Einen ähnlichen Einfluß hat die anglikanische Kirche gewonnen, und der frühere Aberglaube ist der Bigotterie gewichen. Besonders ist das Frauenzimmer, vermöge seiner großen Lebhaftigkeit, die im Ritterthume und der Poesie keine Nahrung mehr findet, bigotten Abirrungen unterworfen. Aber so viel dieses Volk auch verloren haben mag, so bleibt es immer bemerkenswerth wegen seiner Redlichkeit, seiner Mildthätigkeit, seines Sinnes für Unabhängigkeit und seines Muthes.

Der Adel trägt die Hauptschuld an der moralischen und religiösen Veränderung der Bergschotten.

VI.

Auszug aus dem (neuesten) französischen Felddienst-Reglement.

(Fortsetzung.)

Tit. XXXIX.
Allgemeine Grundsätze für das Aufschlagen der Läger.

Die Offiziere des Generalstabs und der Truppen, und vorzüglich die Adjutanten, müssen sich üben, die Distanzen der Divisionen, Brigaden ꝛc. nach dem Augenmaße zu schätzen. Da das Metre (3 Fuß 11 Linien) die Basis aller Dimensionen eines Lagers ist, so müssen die Offiziere und Unteroffiziere sich üben, ihren Schritt ein Metre lang zu machen. Dieser Schritt enthält nur 11 Linien mehr, als der, dessen man sich früher bediente, die militairischen Distanzen zu messen. Ein Mensch von gewöhnlicher Größe kann ihn leicht machen, wenn er das Knie ein wenig krümmt, und wird ihn durch Uebung bald genau machen lernen. Er dient in vielen Fällen zur Abkürzung der zur Absteckung des Lagers erforderlichen Zeit. Man erlangt, obgleich weniger schnell, dasselbe Resultat, wenn man den gewöhnlichen Schritt $\frac{2}{3}$ eines Metres lang macht, der nur etwa $\frac{1}{2}$ Zoll länger ist, als der gewöhnliche Schritt der Infanterie. Die

Offiziere des Generalstabs der Armee können sich üben, die Distanzen nach dem Galopp ihrer Pferde mittelst einer Sekundenuhr zu beurtheilen.

Instruktion für das Infanterielager.

Die Ausdehnung des Lagers wird durch die Stärke der Truppen bestimmt, welche, wenn sie aufmarschirt sind, den Raum desselben decken müssen. Als Basis dieser Instruktion ist ein Bataillon von 840 Mann angenommen. Dies hat eine Front von 280 Rotten, die Rotte zu 51 Millimetres oder 19 Zoll gerechnet, und nimmt also eine Länge von 144 Metres 12 Millimetres, oder 73 Toisen 5 Fuß 4 Zoll ein.

Wenn die Kavallerie auf den Flügeln kampirt, so wird zwischen ihr und der Infanterie rechts und links eine Intervalle von 50 Metres (25 Toisen 3 Fuß 11 Zoll) gelassen. In der Ebene muß die ganze Linie gerichtet seyn; erlaubt das Terrain dies aber nicht, so ist alles wenigstens bis auf den Punkt gerichtet, wo das Terrain es nöthig macht, die Linie zu brechen. Hierbei muß darauf gesehen werden, daß die Queue des Lagers eines Bataillons nicht in die des nebenstehenden Bataillons falle, sondern mehr Raum gelassen werde. In dem Raum von 144 Metres 12 Millimetres ist die Intervalle des Bataillons mit begriffen, weil immer einige Leute vom kompletten Stande fehlen.

Von der Form des Lagers und seiner Ausdehnung in der Breite und Tiefe.

Ist das Bataillon komplett (840 Mann und darüber), so bildet jede halbe Kompagnie eine Reihe Baracken. Zwei halbe Kompagnien werden durch eine breite

Gasse getrennt, und haben Front gegen einander. Die halbe rechte und linke Flügelkompagnie bilden eine isolirte Reihe Baracken, die übrigen halben Kompagnien Doppelreihen, welche nur durch eine schmale Gasse getrennt werden. Sind die Grenadiere detaschirt, so bleibt ihr Platz offen. Die Gewehrstützen werden 9 Metres vor den Zelten oder Baracken, jeder zugehörigen halben Kompagnie gegenüber, aufgestellt. Die Kochlöcher sind 11 Metres hinter den letzten Baracken der Unteroffiziere und Soldaten; die Unter-Adjutanten (Adjutans sous-officiers), Regiments-Tambours, Hautboisten, Marketender und Wäscherinnen sind 15 Metres hinter den Küchen; die Lieutenants 15 Metres hinter den vorigen, und in gerader Linie hinter ihren Kompagnien. Die Kapitains kampiren 15 Metres hinter den Lieutenants, jeder hinter seiner Kompagnie; die Stabsoffiziere, Adjutanten, der Regimentsarzt und Zahlmeister 20 Metres hinter den Kapitains; der Oberst hinter der Mitte des Regiments, rechts von ihm der Bataillonschef und Adjutant, links der Zahlmeister und Arzt; die Bataillonschefs hinter der Mitte ihrer Bataillone, rechts von ihnen der Adjutant, links der Bataillons-Chirurgus (Aide-Chirurgien). Wenn Artillerie den Infanterie-Brigaden attaschirt ist, so stehen die Protzen und Wagen 20 Metres hinter den Baracken der Stabsoffiziere in gerader Linie hinter den Bataillons-Intervallen, wo die Kanonen stehen. Daneben sind die Baracken für die Kanoniere, Trainsoldaten, Führer der Wagen und Handwerker. Die Lazareth- und Proviantwagen stehen rechts. Die Fahnen haben ihren Platz zwischen der Frontlinie und den Gewehren in der Mitte ihrer Bataillone oder Regimenter. Die Gewehrstützen des Pikets sind bei

einzelnen Bataillonen auf dem linken Flügel, bei Regimentern von drei oder vier Bataillonen in den Intervallen des zweiten oder dritten Bataillons. Jedes Regiment hat nur eine Lagerwache. Diese wird 140 Metres von den Gewehren vor der Mitte des Regiments aufgestellt. Die Arrestbaracke steht 1 Metre hinter der Wache, und ist von derselben Größe, wie die des Lagers. Die Latrinen der Unteroffiziere und Soldaten werden 110 Metres vor der Mitte der Bataillone aufgegraben, die der Offiziere 50 Metres hinter der letzten Reihe Baracken, und zugleich hinter der Mitte der Bataillone. Beide werden mit Strauchwerk umgeben. Der Ordnung und Symetrie wegen soll jede Brigade gleichförmige Baracken oder Zelte haben. Bei Lieferung größerer oder kleinerer Zelte, als die Dimensionen der Baracken, muß die Differenz der Länge und Breite derselben auf die Zwischenräume beider Dimensionen vertheilt werden, damit die Front des Lagers immer dieselbe bleibe. Die Tiefe des Lagers von der Linie der Gewehre bis zu den letzten Baracken oder Zelten ist 142 Metres 79 Millimetres.

Zum Abstechen des Lagers dient die Frontschnur (cordeau de front), welche die Länge eines kompletten aufmarschirten Bataillons, mit Inbegriff der Intervalle, hat, und auf welcher alle Dimensionen, so wie die Breite der Gassen, der Zelte oder Baracken, bezeichnet sind. Die beiden Flügel und die Mitte werden durch Flaggenstöcke (fanions), die übrigen Punkte durch eingedrückte Stäbchen bezeichnet.

Nachdem die Flaggenstöcke auf die gegebenen Punkte eingerichtet sind, wird eine andere Schnur (cordeau de profondeur) zur Tracirung der Tiefe des Lagers

vermittelst des cordeau de perpendiculaire (welches, ausgespannt, ein in der Mitte getheiltes Dreieck bildet) genau senkrecht auf die Frontschnur ausgespannt, und beim Abstecken der nöthigen Punkte eben so wie beim Abstecken der Front verfahren. Außerdem hat jedes Bataillon noch eine Schnur von 100 bis 200 Metres Länge, auf welcher die einzelnen Metres bemerkt sind, um für jede gegebene Stärke eines Bataillons das Lager vorschriftsmäßig danach abstecken zu können.

Art, das Lager aufzuschlagen.

Wenn die Regimenter oder Bataillone aufmarschirt sind, so stellt ein Unteroffizier von jeder Kompagnie die Gewehrmäntel an den bezeichneten Plätzen auf. Sind die Zelte angekommen, so werden von der Mannschaft jedes Zeltes 2 bis 3 Mann abgeschickt, sie zu holen und auf die bestimmten Plätze zu tragen. Hier bereiten dieselben alles zur Errichtung der Zelte vor, und erwarten das Signal, welches in einem Wirbel besteht, damit alle Zelte auf einmal aufgeschlagen werden.

(Schluß folgt.)

VII.

Miszellen.

Hölzerne Kanonen in neuerer Zeit.

Folgende Notiz, die als Erfahrungssatz nicht unwichtig seyn dürfte, ist uns von einem glaubwürdigen Augenzeugen mitgetheilt worden, der früher in den Reihen der Armee von Condé focht, und jetzt in kaiserlich russischen Diensten sich befindet.

Am 23. Mai 1793 erbeutete die Armee von Condé von den Republikanern im Lager von Famars hölzerne Kanonen.

Es wurden nämlich der Armee auf Wagen eine Menge gußeiserner, dem Kaliber nach, äußerlich den Büchsen gleichende Läufe nachgefahren, die auf der einen Seite einen Boden, und nahe daran ein Zündloch hatten. Die Wagen führten außer diesen noch kalibermäßige Holzbohrer.

An Ort und Stelle angelangt, bohrte man Baumstämme aus, schob die Büchsen um die dem Kaliber ungefähr angemessene Tiefe in die Bohrung, verstopfte die hintere Oeffnung, und trieb durch einen gemachten Einschnitt einen Keil hinter die Büchse, um ihr eine feste Unterlage zu verschaffen, suchte hiernach das Zündloch auf, und bohrte es durch. Somit war das Rohr fertig, kam auf Bocklaffeten, und wurde mit Kugeln oder mit Kartätschen geladen.

Die Büchse vertrat also hier die Stelle der Kammer in den Kanonengeschützen. Der Sage nach, haben die so gefertigten Röhre 8 bis 10 Schüsse ohne weitere Vorkehrungen gut ausgehalten, dann war es erforderlich, die Büchsen wieder einzuschieben, die meist etwas vorgerückt waren. Einige von diesen Geschützen hatte man der Vorsicht wegen mit Stricken umwickelt.



S t o f f e.

---

33. Geschichtliche Zusammenstellung aller Hauptschlachten älterer und neuerer Zeit, mit alleiniger Bezugnahme auf die *Ursache*, weshalb sie geschlagen wurden, und den *Zweck*, der dadurch erreicht werden sollte.

34. Ueber die Beschäftigung der Armeen im Frieden zur Bereitschaft für den Krieg, und zwar:

1) Geschichte der kriegerischen Uebungen.
2) Die herrschenden Ansichten.
3) Entwickelung der allgemeinen Erfordernisse.

Zeitschrift

für

Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Neuntes Heft.

Mit einem Plane.

Suum cuique!

Redaktoren:

C. v. Decker. F. v. Ciriacy. L. Blesson.

Berlin und Posen,
bei Ernst Siegfried Mittler.
1825.

Der geknebelte Löwe muß erschlagen werden, weil er seine Löwennatur nicht ändern, nicht ablegen kann.

E. v. W.

I.

Beiträge zur Geschichte von Cadix.

(Aus dem Französischen.)

Cadix, wichtig durch seine Lage und seine Festigkeit, durch die Ausdehnung seines Handels, und die dadurch erworbenen Reichthümer, ist einer der vornehmsten Seeplätze Europa's. Der Ruhm von Cadix reicht bis an die schönen Tage von Tyrus und Karthago. Die Wunderwerke seiner Gründung, die Größe seiner Unternehmungen, der Ruf und Reichthum seiner Handelsherren, die Berühmtheit seiner Schiffe und Baidaren, die großen Männer, die es gebar, seine wahrhaft einzige Lage, die Milde seines Klima's, alles dieses gießt über seine Geschichte den Reiz des Interesses und der Mannichfachheit aus.

Durch gute Karten ist die Lage von Cadix ziemlich genau bekannt; die von Tofino scheint den Vorzug zu verdienen, und liegt allen neueren zum Grunde.

Der klassische Boden von Spanien ruft uns eine Fülle von Erinnerungen in das Gedächtniß, gemahnt an eben so viel Ruhm als Unfall, an Anstrengungen jeder Art, an Glück und Unglück, Segen und Mißgeschick! Spaniens Denkmäler sind von griechischen, egyptischen oder trojanischen Helden errichtet, und von Halbgöttern und Patriarchen erbaut! Der alte Noah selbst, so

sagt man, gründete die Stadt Arcos unfern von Cadix, das von Herkules (dem phönizischen) an der äußeren Grenze der damals bekannten Welt angelegt seyn soll.

Es läßt sich annehmen, daß, vor dem Eintritt fremder Völker in Spanien, Cadix aus einzelnen Wohnungen bestand, wozu seine für Fischerei günstige Lage gewiß das meiste beigetragen hat, und unwahrscheinlich klingt es, wenn die Schriftsteller Cadix — selbst schon vor den Phöniziern — zu einem abgesonderten Reiche machen wollen; hier fehlen alle geschichtlichen Stützpunkte. Das graue Alterthum weiset nach, daß die Phönizier es waren, welche die Stadt gründeten. Man glaubt, sie hätten gegen das 20ste Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung die Schifffahrt begonnen, und im 19ten das mittelländische Meer durchkreuzt, um egyptische und assyrische Waaren in Argos zu verkaufen. Seit dem 17ten und 16ten wagten sie sich an die Küsten Hesperiens.

Die Fabel bezeichnet Herkules als den Anführer dieser ersten Entdeckung. „Er war es," sagt sie, „der Calpe von Abyla trennte, den Ozean mit dem Mittelmeer verband, und zwei Säulen an den Grenzen der damals bekannten Welt errichtete." Wer sollte diese Sage in einem andern als allegorischen Sinne nehmen wollen!

Die glaubwürdigsten griechischen Historiker kommen darin überein, als Resultat jener Expedition die Entdekkung der Meerenge und ihrer Säulen anzunehmen. Die Gründung von Cadix war eine Folge davon, und schon die Phönizier, die Stifter dieser Kolonie, kannten — nach Strabo — Hesperien und die Säulen des Herkules. Eine zahlreiche Menge alter Münzen, die man zu Cadix und in der Umgegend gefunden hat, setzen es außer

Zweifel, daß es ursprünglich eine phönizische Kolonie gewesen ist, deren Oberhaupt unter dem Namen Herkules (nämlich der tyrische oder phönizische) als erster Schiffer, der die Meerenge überschiffte, verehrt ward. Die Geschichte legt diese Epoche in das 15te Jahrhundert vor Christi Geburt.

Die ganze Insel Cadix hieß damals Cotinussa, und von den wilden Olivenbäumen, die sie erzeugte, erhielt sie den Namen Gadir, den die Griechen in Gadeira, die Römer in Gades, die Araber in Kades, und die Spanier und Franzosen in Cadix umwandelten. Horaz *) nennt Gadir die Grenze der Welt, Silius Italicus das letzte Haus des Lichts, und hieraus ist erklärlich, daß die alten Gaditaner die Sonne anbeteten, was aus ihren Münzen hervorgeht.

Spanische Fabeldichter lassen den Proteus von Cadix in die elysäischen Felder eingehen, und bezeichnen Andalusien als den Wohnplatz der Seelen der Gerechten. Der Guadaletus wird zum Lethe, der alte Tartessus (Betis) zum Tartarus; Suarez von Salazar legt die elysäischen Felder nach der Insel Cadix, der Pater Martin das Paradies, die Hölle und die hesperidischen Gärten nach Andalusien.

Wirft man einen Blick auf die Küsten zwischen Cap St. Vincent und Kap Trafalgar, so gewahrt man einen breiten Meerbusen, der in einen Winkel von etwa 120 Grad einspringt, und dessen Spitze die Mündung des Rio-Tinto zu seyn scheint. Dieser Busen, der

*) Nicht vielleicht Herodot? denn zu Horaz Zeiten war den Römern das nördliche Afrika längst bekannt.

Golf von Cadix genannt, verdankt unbezweifelt seine Entstehung der lateralen Rückwirkung der Strömungen des Ozeans, und seine Ufer haben durch den mehr oder minderen Zusammenhang der Erde und durch die Stärke der Strömungen ihre verschiedenen Gestaltungen angenommen.

Die Kette der Algarven hält als Damm die nordöstlichen Strömungen auf, und begrenzt den Golf. Von der Spitze Chipiona bis Trafalgar ist die Küste mit Felsen eingefaßt, welche die Wellen aufhalten, und woraus eine Menge kleiner Becken entstanden sind. Zwischen Matagorda und Puntales höhlte das Meer das Becken von Puerto-Real aus, und bloß ein Felsendamm blieb stehen, der Cadix mit der Insel Leon verbindet. Hier lag sonst die alte Stadt Leon. — Zahlreiche Flüsse strömen in die Bucht, und furchen die Erde aus; so entstand die Insel St. Augustin, ursprünglich als eine Sandbank. Die Insel Trocadero ist erst 1809 durch das Durchgraben der Cortadura entstanden. Doch alle Naturkräfte vermochten die Gestalt der Insel Cadix selbst nicht zu ändern, sie ist noch dieselbe, wie die Griechen und Römer sie uns schildern.

Die Phönizier verehrten den Herkules, und errichteten ihm einen Tempel bei Cadix auf einem Vorgebirge. Im Dezember 1730 trat das Meer auffallend zurück, und man entdeckte mehrere Säulentrümmer und Statuen, als Ueberbleibsel jenes Tempels; doch die schnell anwachsende Fluth machte alle weiteren Nachforschungen unmöglich.

Außer Herkules beteten die alten Gaditaner die Kunst, die Armuth, den Gewerbsfleiß, das Alter und den Tod an; alle diese Gottheiten hatten

ihre Altäre. Philostratus sagt: die Einwohner von Gadir wären die einzigen Sterblichen, die unter Tanz und Gesang sich des Todes erfreut hätten. — Auch die Zeit, unter dem Namen Saturn, ward von ihnen verehrt, und hatte einen Tempel, Chronium genannt, dem des Herkules gegenüber.

Von der Verwaltung und allmäligen Vergrößerung von Cadix, unter der Zeit seiner ersten Gründer, ist nichts näheres bekannt. Nach der Zerstörung von Tyrus durch Alexander, gingen die Bewohner dieser Stadt nach Karthago, eine ihrer Hauptkolonien, und beide Völker herrschten fortwährend zu Cadix. — Hannibal, nach der Eroberung von Sagunt, machte eine Reise nach Cadix, um in dem berühmten Tempel des Herkules sein Gelübde zu erfüllen, und neue zu geloben. Er setzte seinen Bruder Hasdrubal zum Statthalter von Spanien ein, während er selbst nach Italien ging. Mago und Massinissa gingen von Cadix aus, um dem Publius Sextus die Schlacht von Betula (oder Becula, Betica) zu liefern, und Cadix theilte mit Karthago den Ruhm.

Schon lange Zeit vor den Römern gingen die Griechen über die Meerenge. Ihre erste Expedition nach Tartessa (Cadix), unter Colceus von Samos, fällt in das Jahr 639 vor Chr. Doch vermochten sie nicht, sich dort festzusetzen. Erst vier Jahrhunderte später bemeisterten die Römer sich Spaniens.

Die Gewaltthaten des Mago veranlaßten die Gaditaner, sich den Römern anzuschließen, und die republikanische Verfassung anzunehmen. Die Römer erkannten die Wichtigkeit von Cadix. Sie wollten zwei große

Reiche in Spanien gründen, von denen Cadix und Tarragona die Hauptstädte seyn sollten; aber Cadix bewies dem Senat, daß es nicht unter das Gesetz des Eroberers gehöre, und wurde von der Herrschaft der Prokonsuln ausgenommen.

Zu Ehren des Julius Cäsar ward die Stadt Julia, und zu Ehren des Augustus, Augusta genannt, und Plinius bezeichnete sie mit dem Namen Augusta urbs Julia gaditana. Sie wurde als Stadt und nicht als Kolonie angesehen.

Als Cäsar den Pompejus aus Spanien vertreiben wollte, glaubte er Cadix zu einem Kriegsplatz machen zu müssen, der ihm im engsten Raum einen Vereinigungspunkt für seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande bot. Vortreffliche bewaffnete Galeeren wurden zu Cadix gebaut, und trugen nicht wenig zur schnellen Beendigung des Krieges bei. Das Zeughaus und die Magazine von Cadix, von einem seiner Bürger erbaut, waren schon damals berühmt; kurz Cadix wurde als ein Hauptpunkt der Republik betrachtet, so daß Juba, König von Mauritanien, das Amt des Dezemvirs daselbst verwaltete, und Octavius ihn zum König von Egypten ernannte, und mit einer Tochter der berühmten Cleopatra vermählte, um den Eifer zu belohnen, den Juba für Rom bewiesen hatte.

Die erste Verbindung zwischen Cadix und Rom wurde mehreremale erneuert. Hier war es, wo Julius Cäsar, als er die Bildsäule Alexanders im Tempel des Herkules sah, sich beklagte, noch nichts in einem Alter gethan zu haben, in welchem dieser Held bereits den Erdkreis überwunden hatte. Zu Cadix hatte er jenen mysteriösen Traum, in welchem er sich als

Beherrscher des Universums erblickte, und woraus Salazar den wunderlichen Schluß zieht, daß das, was man in Cadix träumt, in Erfüllung geht. Zu Cadix wurde Cäsars berühmtes Schlachtroß geboren, und der mauerstürzende Widder erfunden. Seine Einwohner wurden (705 des Jahrs von Rom) zu römischen Bürgern erhoben, die Stadt mit Ehren und Privilegien überhäuft, und dem Tempel des Herkules die Reichthümer zurückgegeben, die Marcus Varo ihm geraubt hatte.

Die Kunst der Schifffahrt wurde von den Gaditanern so hoch in Ehren gehalten, daß sie den Agrippa zu ihrem Patron erwählten, ein Faktum, das eine unter Augustus geschlagene Medaille uns überliefert hat. Auch dem Themistokles wurde deshalb eine Bildsäule errichtet. Die Gaditaner erhielten bald ein Uebergewicht auf dem Meere, und ihr Handel machte sie wohlhabend. Bei Cadix schiffte Hanno sich ein, um seine berühmte Umschiffung zu machen.

Unter den Phöniziern hatte Cadix einen oder zwei Fische auf seinen Münzen, gewöhnlich waren es Thunfische. Sie waren dem Neptun geheiligt, die Gaditaner selbst die ersten Thunfischer, und der Handel damit ward einer ihrer besten Erwerbszweige. Gegenwärtig ist die Thunfischerei von Cadix an Barcellona übergegangen. Ehemals gehörte sie ausschließlich der Familie Medina Sidonia; sie brachte ihr damals 80 tausend Dukaten ein. Im Jahre 1558 fischte man auf der ganzen Küste 110,152 Thunfische, jetzt nennt man 10,000 schon ein große Ausbeute.

Die Bajaderen von Cadix, die nach dem festlichen Mahle, bei dem der Thunfisch die erste Rolle spielte,

die Freude des Genusses durch ihre Gesänge und ihre wollüstigen Tänze erhöhten, waren bei den Römern berühmt. Diese Tänzerinnen standen ihrer Schönheit und Geschicklichkeit wegen im höchsten Ruf. Sie begleiteten ihre Tänze mit der Stimme oder mit verschiedenen Instrumenten, und selbst der Weiseste und Keuscheste soll ihnen nicht haben widerstehen können. Die gewöhnlichsten ihrer Instrumente waren die Tympana oder das baskische Tambourin, die Cymbalen und die Kastagnetten. Sie trugen das Haar in Zöpfen, und eine eigne höchst reizende Kleidung. Römische Damen bemühten sich, die Bajaderen nachzuahmen, worüber Martial sich ereiferte, und auf die Römerin Cotyla ein beißendes Epigramm machte. Aus den Bajaderen-Tänzen entwickelten sich später der andalusische Fandango, der Boleros, die Guaracha rc. Der höchste Reiz, den der Fandango, von einer schönen Andalusierin getanzt, gewährt, geht in einen ekelhaften Anblick über, wenn die gemeinen Tänzerinnen ihn ausführen, und die Indezenz an die Stelle der Grazie tritt.

Unter den Ueberbleibseln römischer Arbeiten muß zu allererst der alte Weg des Herkules, von dem Strabo spricht, genannt werden. Dieser Weg durchlief Italien, einen Theil des narbonischen Galliens, überschritt die Pyrenäen, ging über Tarragona, Sagunt, Clastron, Obulco, Cordova, und endete in Cadix. Man trifft bedeutende Spuren desselben in verschiedenen Theilen von Spanien an. Bei Cadix ist er jetzt unter dem Namen Arecifa bekannt, den ihm die Araber gaben. Er wurde mehreremale zerstört. Im Jahre 1755, nach

dem Lissabonner Erdbeben, überdeckte das aufgeregte Meer die Erdzunge, welche Cadix mit der Insel Leon verbindet, und zerstörte den Weg, wobei eine Menge von Menschen umkamen, namentlich der einzige Sohn des bekannten Louis Racine. Die Umgegend ward überschwemmt, und das Wasser trat selbst bis in Cadix hinein. Nach diesem Ereigniß ward der Weg so hergestellt, wie wir jetzt ihn sehen.

Die Fabel erzählt, Herkules habe diesen Weg angelegt, um die Kühe des Königs Geryon nach Italien zu entführen.

Zu den interessantesten Ruinen gehören die des alten Aquadukts, der das Wasser aus einer schönen Quelle, 11 Lieues weit, von Tempula, unweit Xeres, bis in Cadix leitete. Diese nie versiegende Quelle entspringt auf dem Abhang der Sierra de las Cabras bei Xeres. Bei der Stadt trifft man noch heute diese Ruinen, welche los Arquillos de Xeres genannt werden. — Graf O-Relly, der bekannte kenntnißreiche Patriot, hatte als Gouverneur von Cadix die kühne Idee, den Aquadukt herzustellen. Er hatte den Ruinen bereits 3 Lieues bis Puente Suazo folgen und die Gegend aufnehmen lassen, als sein Tod das Unternehmen unterbrach.

Man hat zu verschiedenen Zeiten in Cadix Inschriften, Urnen und Grabmäler von allerhand Formen gefunden. Unter den letztern sind die von den Römern Subgrundaria genannten die am häufigsten angetroffenen; sie nahmen die Ueberreste junger Kinder auf, welche, bevor sie nicht 40 Tage alt waren, nicht verbrannt oder begraben werden durften.

Eins der merkwürdigsten Grabmäler befand sich westlich von Cadix, zwischen der Einsiedelei St. Catharina

und dem Hause Folugo genannt. Die Gestalt desselben war ein gedrücktes Oval, von 1200 Fuß Länge und 400 Fuß Breite. Es bestand aus vier nicht konzentrischen Mauern. Die äußere, 4 Fuß dick, von Quadersteinen erbaut; die zweite in einem Abstande von 2 Fuß von der ersten, und 2 Fuß dick; die dritte mit 3 Fuß Abstand, und 3 Fuß dick; die vierte, 10 Fuß von der dritten und 4 Fuß dick, umschloß den innern leeren Raum des Monuments. An der Nordseite befand sich der Eingang.

Nach dem Untergange des römischen Reichs, bei dem Einbruch der Sueven und Gothen in Spanien, verlor Cadix seinen Handel und seine Wichtigkeit. Unter den Mauren war es nur noch unbedeutend. Alphons der Weise nahm es ihnen 1262 ab; seit dieser Zeit ist es fortwährend unter spanischer Königsherrschaft geblieben, doch machten die Engländer mehrere Versuche, es zu erobern, da sie wohl fühlten, wie überaus günstig die Lage von Cadix für sie seyn würde. Im Jahre 1595 war Philipp II. mit Elisabeth von England im Kriege begriffen. Die Königin beschloß eine Landung auf der Halbinsel, die im folgenden Jahre, unter dem Grafen Essex und dem Admiral Effingham, mit 160 Segeln auf den Ufern von Cadix zu Stande kam, und wobei die Stadt geplündert ward. Aber sie wagten es nicht, ihre Eroberung weiter auszudehnen, und kehrten bald wieder nach England zurück.

Im Jahre 1626 bewaffneten die Engländer abermals eine Flotte von 100 Segeln unter Eduard Cecil, Grafen von Winbleton. Man glaubte bei ihrer Annäherung, sie würden sich des Hafens bemeistern und

sich in Cadix festsetzen, auch landeten wirklich 12,000 Mann, und eroberten am 2. Novbr. das Fort Puntales. Allein die guten Dispositionen des Herzogs von Medina Sidonia, und der rühmliche Widerstand der Einwohner zwangen die Engländer zur Wiedereinschiffung.

Abermals, wiewohl vergeblich, ward 1702 die Stadt durch die vereinigten Holländer und Engländer belagert. Auch 1737, 1797 und 1800 bombardirten sie die Engländer, ohne ihren Zweck zu erreichen, der jedesmal an dem Patriotismus der Einwohner scheiterte. 1737 hatten diese unter andern in zwei Tagen über 50 Kanonierschaluppen ausgerüstet.

Im Jahre 1649 wüthete die Pest in Cadix und einem Theile von Andalusien, war aber nicht zu vergleichen mit dem gelben Fieber, das 1800 in der Stadt allein über 20,000 Seelen wegraffte. Von Cadix verbreitete sich das Fieber über Sevilla und Malaga bis fast über ein Drittheil von ganz Spanien. Am meisten litt Sevilla. Später brach das gelbe Fieber noch mehreremale aus, that aber nicht mehr so großen Schaden.

Schon nach der Entdeckung von Amerika kam der Handel von Cadix wieder bedeutend in Aufnahme.

Die Einfahrt in die Bucht von Cadix gewährt einen seltnen merkwürdigen Anblick. An der äußersten Seite zur linken liegt Rota; dann sieht man Santa-Catalina, Porto St. Maria, die Forts Matagorda und Puntales, die Insel Leon und endlich Cadix, das rechterhand die Umrisse der Bucht begrenzt, und einen imposant schönen Hintergrund bildet. In weiter Ferne,

weiter rechts, sieht man Medina Sidonia auf dem höchsten Gipfel des Gebirges. Der Anblick der Küsten, Cadix gegenüber, ist nicht minder bemerkenswerth. Der Anblick von Fort St. Catharina und von Porto S. Maria ist einzig in seiner Art. — Die lange Erdzunge, welche Cadix mit der Insel Leon verbindet, hebt sich kaum aus dem Wasser heraus, so daß Cadix ganz isolirt erscheint, wie auf Pfahlwerk (pilotis) erbaut. Es erscheint amphitheatralisch, und seine Gebäude — einige davon mit großen und schönen Façaden — werden von Terrassen, welche die ganze Umgegend beherrschen, überragt. Ein Wald von Masten und Flaggen von allen Farben umgiebt die Stadt. Die blendende Weiße der Häuser, ihre Höhe, die öffentlichen Gebäude, die regelmäßigen Fortifikationen, welche die Enceinte der Stadt bilden, — alles vereinigt sich zu einem majestätischen, wahrhaft imposanten Ganzen. Man hat nichts zu bedauern, als daß die Landschaft ohne Schatten ist; das Auge sucht mit Begierde einige Grünplätze, es sieht nichts als Alleen von kümmerlichen gelblichen Bäumen, deren Kronen in der Luft zu schweben scheinen (wegen der Nähe des Meeres); mit Ausnahme von Rota und St. Maria erscheint alles öde und traurig.

Als militairischer Punkt ist Cadix sehr wichtig. Auf der äußersten Spitze einer schmalen Landzunge dicht über dem Wasserspiegel belegen, die Küste von Felsen und Klippen, also durch die Natur in einer Weite vertheidigt, die den Bereich des gewöhnlichen Geschützes weit übersteigt, hat Cadix nur einen einzigen Angriffspunkt (die Landzunge), und giebt ohne Widerrede eine der

stärksten Festungen ab, die wir kennen. Seine Festungswerke sind beständig in guter Verfassung, und mit allen zu einer Vertheidigung erforderlichen Bedürfnissen versehen gewesen. Die geschicktesten Ingenieurs und die unterrichtetsten Militairs behaupten, Cadix sey einem möglichen Handstreiche noch ungleich weniger unterworfen als Gibraltar; eines der besten Memoires darüber soll der General Marescot geschrieben haben.

Es dürfte hier der Ort seyn, einige Worte über die unter Napoleon berühmt gewordene Belagerung von Cadix zu sagen.

Diese Belagerung gewinnt vor allen übrigen dadurch an Interesse, daß man in ihr den Versuch gemacht hat, Projektilen auf eine bis dahin ungekannte Weite zu schleudern. Die Erfindung der Haubitz-Kanonen, deren man sich dazu bediente, gehört dem Artillerie-Obersten Villantrois, und er hatte sie etwa zehn Jahre vorher der Regierung bekannt gemacht. Zur Zeit der Belagerung von Cadix wollte er sein neues Geschütz selbst anwenden, was ihm untersagt wurde; da seine Memoiren niemals gedruckt gewesen waren, so kannten die französischen Artilleristen zwar die Dimensionen des Geschützes, aber nicht die der Laffete und des übrigen Zubehörs, so daß die zu Sevilla gegossene Haubitz-Kanone anfänglich eine gewöhnliche Laffete erhielt.

Das Kaliber der Haubitz-Kanone kommt mit dem der 8zölligen Haubitze überein, ihre Kammer ist konisch; sie ist mit einer Granate geladen, die inwendig eine Füllung von Blei hat, wodurch die Wurfweite vermehrt werden soll. Diese Füllung bringt das Gewicht der

Granate auf 74 bis 75 Pfund; dadurch behält der Zünder noch hinreichende Länge, und die Granate zerspringt beim Krepiren in etwa 20 Stücke. Geht man über das Gewicht von 74 bis 75 Pfund hinaus, so wird der Zünder zu kurz, und die Wurfweiten nehmen wieder ab.

Die mittlere Wurfweite wird auf 2350 Toisen (5875 Schritt) geschätzt; man hoffte, sie durch Verbesserungen noch um 100 Toisen vermehren zu können. Einige Wurfweiten haben die Zahl von 2500 Toisen (eine französische Lieue oder ⅔ deutsche Meile) erreicht, alle die von 2200 Toisen (5750 Schritt) überstiegen.

Die zu Sevilla gegossene Haubitz-Kanone schoß äußest richtig auf eine eben so große Entfernung. Sie gab Würfe, die sich nicht über eine bis zwei Toisen von der Richtungslinie entfernten, andere hielten vollständig Linie.

Durch einen Artillerie-Befehl bei der Soultschen Armee wurde dieses neue Geschütz **Villantrois-Haubitze** genannt.

Die Lage von Cadix als Seestadt bietet wenig Vortheile. Cadix hat keinen eigentlichen Hafen, man findet bloß eine Bucht, und selbst diese liegt nicht sicher und unter dem Schutz der Winde; in den bösen Jahreszeiten befinden sich die Flotten übel daran, sie können sich nur unter dem nordöstlichen Theile halten, und sind dort keineswegs gegen Unwetter geschützt. Ferner erlaubt der beschränkte Raum keine Erweiterung von Cadix, im Gegentheil, die Wellen waschen diesen Raum täglich kleiner. Man sieht, Cadix eignet sich fast mehr zu einer Festung, als zu einem Hafen. Zur Anlage einer Hafen-

stadt würde die Bucht von Puerto-Real sehr geschickt seyn, wo es weder an Raum und Sicherheit, noch an guter Lage und weitläuftigem Terrain fehlt. Cadix würde dann die Küsten vertheidigen, während Matagorda und Puntales durch Kreuzfeuer den Eingang zur Bucht beherrschen würden, wodurch diese Bucht vielleicht eine der besten in der ganzen Welt werden könnte. Sie bildet in ihrem Umkreis eine elliptische Form, durch Matagorda und das Fort St. Louis, durch Puerto-Real, die Mündung des S. Petri-Flusses, die Punta de la Cantera, die Mündung des Arillos und das Fort Puntales begrenzt; sie ist beinahe ganz von Sandbänken umgeben, von denen der Trocadero bloß ein wenig höher liegt und wenig Tiefe hat. In der Gegend der Carraca, wo das Wasser 16 bis 20 Fuß Tiefe hat, könnte der Hafen seyn, die Magazine aber würden zu San Carlos sich befinden, und zuletzt mit San Fernando eine eigne Stadt ausmachen. Die Umgegend des Trocadero bietet Sicherheit und Tiefe. Alles dieses würde wenigstens wünschenswerth seyn.

Ein Kanal oder Meeresarm, Rio-Arillo genannt, entspringt neben der Landenge, und schied sonst die Insel Leon von Cadix. Er floß in den Rio S. Petri, nahe bei dessen Mündung, begleitete den Höhenzug, wo die Pulvermagazine und der Märtyrberg liegen, und man erblickt noch heute Spuren davon. Jetzt trennt der Rio-Arillo nur noch die Stadt Cadix und S. Fernando, und hat eine hölzerne Brücke. Nahe dabei liegen einige Mahlmühlen, unter andern die von los Mendez. Die Insel selbst ist durch einen tiefen Kanal vom Festlande getrennt, der sich in das Becken von Puerto-Real auf der einen Seite, und auf der andern bei der

Insel S. Petri in das Meer ergießt. Diese Ausmündung liegt 3½ Lieues von Cadix. Auf dem Kanal ist die Puente-Suazo erbaut, der einzige Punkt, wo man zu Lande nach Cadix kommen kann; diese Brücke hat fünf Bogen, ihre Länge beträgt 75, ihre Breite 15 Fuß; sie ist von Quadersteinen erbaut, die auf der Insel S. Petri gefunden werden, und durch keinen Zement verbunden, ausgenommen bei dem hölzernen Zuge, um Fahrzeuge durchzulassen. Man schreibt die Anlage dieser Brücke den Römern zu, und sie scheint zu dem Aquadukt von Tempula gedient zu haben. Unter den Gothen erhielt sie sich, aber die Mauren zerstörten sie, und errichteten eine neue auf den alten Pfeilern. Alphons der Weise versah sie mit einem Schloß als Brückenkopf, das seinen eignen Alkaden hatte. Don Juan II. schenkte Schloß und Brücke dem Don J. Sanchez Suazo, von dem sie den Namen trägt. Karl V. ließ sie 1540 ausbessern, und belegte die Durchfahrt mit einem Zoll von 1 pCt., so daß sie die Einkünfte eines kleinen Fürsten giebt.

Beide Zugänge zu dieser Brücke sind mit Reduten besetzt, deren Gräben naß sind. Das nächste Terrain ist sumpfig, mit Salinen bedeckt, und völlig ungangbar; nur der Boden der großen Straße ist fest. Vor der Brücke steht die Kaserne der Marine-Artillerie, und in einiger Entfernung zu beiden Seiten liegen wieder zwei Reduten. Bei der Blokade 1809 durchschnitten die Spanier den einen Bogen, und machten überhaupt mehrere Einschnitte in der großen Straße. Mit dem Kanal stehen eine Menge anderer kleiner Kanäle in Verbindung.

Die

Die Einfahrt des Rio S. Petri ist sehr gefährlich, bei tieferem Wasserstande sowohl, als bei der Ebbe, selbst für kleine Fahrzeuge, wegen der zahllosen kleinen Felsen. Bei der Fluth können Schiffe von 200 bis 300 Tonnen, von einem geschickten Lootsen geführt, in den Fluß einfahren. Höher hinauf ist der Fluß völlig schiffbar. Die Einmündung in den Ozean ist durch ein kleines Fort auf der Insel S. Petri vertheidigt.

Hinter der Brücke von Suazo kommt man nach S. Fernando, einer modernen Stadt, aber bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts von keiner Bedeutung. Hier wohnen die Marinesoldaten. Die Handelsherren von Cadix besaßen sonst mehrere Lusthäuser daselbst, die sie aber nach Chiclana verlegt haben. S. Fernando hat ein schönes Observatorium, das mit den Telegraphen von Torre-Alte und Torre-Garda in Verbindung steht.

Rechts von S. Fernando liegt der Flecken San Carlos, 1776 unter dem Minister Castejon in der Idee angelegt, das Departement der Marine dahin zu legen. San Carlos ist auf Steinbrüchen gebaut, die zum Anbau auf der Insel Leon gedient haben. Ein schöner Kanal führt von hier in die Bucht und den Kanal von Carraca. 1810 wurde San Carlos mit S. Fernando vereinigt.

Die meisten Magazine der Marine befinden sich zu Carraca, von Kanälen und Salinen umgeben, die dem Zugange wehren. Diese ungeheure Anlage hat die Quadratform. Hier liegen auch die abgetakelten Schiffe.

Die Straße von Torre-Garda bis an das Land-Thor (porte de terre) von Cadix ist schnurgerade und 4 Meilen (englische) lang. Torre-Garda ist ein fester

Thurm, mit einer über die Straße erhöhten Batterie umgeben. Auf halbem Wege ist die Straße durch das Fort S. Fernando gesperrt. Es ist eine neue Anlage vom Jahre 1808, von nur 50 bis 60 Toisen Frontseite.

Nach Fort Puntales zu liegen drei Batterien, dem Felsen los Corrales gegenüber. Bei der ersten ist der Wasserplatz, Aquada, belegen, wo die Kauffartheischiffe frisches Wasser aus Brunnen schöpfen. Von hier bis zum Landthore ist lauter Sand. Dicht vor Cadix liegen vortreffliche Küchengärten.

Cadix selbst liegt auf hohen Felsen, die Tag und Nacht von den Wellen bespült sind. Gegen Westen springen zwei felsige Halbinseln vor, auf der einen steht das Fort S. Catharina, auf der andern das Fort und der Leuchtthurm S. Sebastian, da wo ehemals der Tempel des Saturns stand. Das letztere Fort steht mit Cadix mittelst einer Chaussee in Verbindung, welche dicht vor der Stadt einen Durchgang mit einer Zugbrücke für Fahrzeuge hat.

Cadix ist beinahe im Viereck gebaut. Seine Lage setzt es der ganzen Gewalt der Stürme aus, welche im Süden durch eine hohe Mauer abgehalten werden sollen, eines der größten Mauerwerke, die jemals existirten. Sie wurde 1711 angelegt, mehreremale von den Wellen zerstört, bis 1786 ein geschickter Ingenieur, Namens Munoz, förmlich ein künstliches Ufer baute, das die Gewalt der Wellen bricht und eine abgerundete Gestalt hat. Es geht 70 Fuß ins Meer hinein, und ist sehr künstlich gebaut. Die Mauer ist im Ganzen 2683 Fuß lang, und wurde 1790 fertig. Ungeheure Summen sind darauf verwendet, aber dennoch behauptete das

Meer seine Rechte, und zerstörte theilweise dieses Gebilde von Menschenhand.

Cadix liegt 109 Lieues von Madrid, 24 von Sevilla, 45 von Cordova, und 47 von Badajoz. So klein es ist, so faßt es doch 80 bis 85,000 Einwohner, ohne die Garnison. Es hat 5 Thore, 4 nach der See, eins nach dem Lande zu. Die Straßen sind eng, aber trefflich gepflastert und von höchster Reinlichkeit. Es geht sich so schön darauf, daß es in Andalusien zum Sprichwort geworden ist, die Frauen von Cadix in den Straßen gehen zu sehen. Die Häuser sind sehr hoch, aber allerliebst, mit überhängenden Balkons geziert, und im Ganzen besser möblirt als im übrigen Spanien. Sie sind inwendig mit Fliesen ausgelegt, und die Treppen der Reichen von Stein oder Marmor. Der Geschmack der Engländer herrscht überall vor; alle Verzierungen und Möbel kommen aus England oder Frankreich. Jedes Haus hat eine Terrasse, von der man das Meer und die Rhede übersehen kann. Die Häuser sind sehr theuer und tragen enorme Zinsen.

Man sieht wenig Fuhrwerk in Cadix, selbst Karren sieht man wenig oder gar nicht.

Cadix ermangelt eines der nothwendigsten Lebensartikels, des süßen Wassers. Es giebt keine Brunnen in der Stadt, aber jedes Haus hat seine Zisterne, welche die Bewohner theilweise mit Wasser versieht; diese Zisternen befinden sich im Hofe. Dessenungeachtet beziehen mehrere Reiche ihr Trinkwasser von Porto S. Maria, wofür sie ungeheure Summen bezahlen. Die Blokade von 1810 bis 1812 hat gelehrt, daß die Zisternen nicht nur für die Population, sondern auch für die Garnison hinreichend sind.

Man sieht in Cadix kein wahrhaft merkwürdiges Denkmal. Die alte Kathedrale ist ein geschmackloses altes Gebäude, inwendig desto reicher verziert und ausgestattet. Auch findet man kein Gemälde von Werth, sondern nur einige römische Statuen, 1693 von Palatano gefertigt, wie es die Inschrift besagt. Eine derselben stellt die Krönung der heiligen Jungfrau vor. Der Kirchenschatz beträgt etwa 10,000 Louisd'ors an Werth; es sind dies die Geschenke einiger Spanier bei ihrer Rückkunft aus Indien. An der neuen Kathedrale arbeitet man seit 1772; sie zeichnet sich bloß durch Schönheit des Marmors aus, und hat bedeutende Summen gekostet. Die Auslage haben die Kaufleute gemacht, und soll sich schon auf eine Million Piaster belaufen, wahrscheinlich verlornes Geld, denn das Meer droht den Grundstein des Gebäudes zu unterspülen, und auf der Seeseite hat die Luft schon die Farbe des Marmors verändert. Das Innere ist nach korinthischer Ordnung gebaut, der Dom aber noch nicht angefangen.

Das Kapuzinerkloster verdient wenig Beachtung; aber den Garten desselben zeigt man als eine Seltenheit, weil ein seltner Baum: Dracoena draco *), darin steht. Cadix hat mehrere gut gehaltne Hospitäler. — Die Dampfmühle Trujo ist bemerkenswerth; sie kann täglich 2000 Fanegen (9000 Pariser Scheffel) mahlen.

Seit 1764 ist Cadix der Sitz eines Erzbischofs, der früher in Assido war.

Die Handelsverhältnisse von Cadix sind bedeutend, und es verdankt ihnen seinen ganzen Wohlstand. Man kann es als den Mittelpunkt der Verbindung Spaniens

*) Siehe Miszellen.

mit der neuen Welt betrachten. Diese neue Welt ist das Grab der alten, so wie der spanischen Kultur. Selbst die Marine hält sich nicht, und die Landarmee geht vollends zu Grunde. Spanien wird seine bittre Armuth dereinst tief empfinden *), aber aus dem Elend wird die Industrie hervorgehen, die alles belebt, und der Augenblick seiner Wiedergeburt wird mit der Erkenntniß seiner eignen Reichthümer zusammenfallen, so wie der Augenblick seines Sinkens mit demjenigen zusammenfiel, in welchem es fremde Reichthümer auf seinen Boden verpflanzte. Spanien wird dereinst seine Verbindungen mit den Nachbarn wieder anknüpfen, aus seinen eignen Erzeugnissen Vortheil ziehen, und das Fehlende dafür eintauschen. Es wird Zuckerrohr und Baumwolle bauen, womit es einen Theil von Europa versehen könnte. Es wird seine Pferde- und Schafzucht verbessern. Statt seine rohen Produkte Ausländern zur Verarbeitung zu geben, wird es diese selbst übernehmen.

Das Hauptgeschäft der Kaufleute von Cadix bestand im Kommissionshandel; Puerto-Real war das große Depot dafür. Alle drei Jahre ging eine bedeutende Flotte von Cadix nach der neuen Welt ab, und eine andere, unter dem Namen der Galionen, nach dem Süden. Sie brachten im folgenden Jahre peruanisches Gold, Kochenille von Mexiko, Holz von Brasilien ꝛc. — alles im Tauschhandel.

Mit Hülfe von Cadix und Gibraltar überschwemmten die Engländer Frankreich mit ihren Waaren, und Andalusien war ihr großer Stapelplatz, bis das Einrük-

*) Diese Prophezeihung ist bereits zum Theil in Erfüllung gegangen.

ken der Franzosen es verhinderte. In Cadix trifft man Leute von allen Nationen, und alle reichen Handelshäuser Europa's haben hier ihre Korrespondenten. Vor der Revolution liefen alljährlich 1000 bis 1200 Schiffe in die Rhede von Cadix ein; Gold und Silber wurde lastenweise transportirt, was den Ausländer in Erstaunen setzte. Die reichsten Kaufherren heißen Capitalistas. — Cadix ist jetzt kaum ein Schatten von dem, was es war.

Wo der Handelstand dominirt, trauern gewöhnlich Künste und Wissenschaften. Seit Columella und Canio hat Cadix keinen Litterator, keinen ausgezeichneten Gelehrten und keinen Künstler von Verdienst gewiegt. Die mineralogische und numismatische Parthie ist noch am meisten kultivirt.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche ist Cadix völlig verschieden von allen spanischen Städten; die Anwesenheit so vieler Ausländer läßt keine Einseitigkeit aufkommen. Cadix ist das spanische Paris, der Sitz des sogenannten guten Tons und der Vergnügungen. Der Luxus steht auf dem höchsten Punkt, das Spiel wird sehr stark getrieben, das Schauspiel von den höheren Klassen eben so fleißig besucht, als die Stiergefechte von den unteren.

In der Umgegend von Cadix besitzen reiche Partikuliers äußerst nette Lusthäuser, oder ziehen in der schönen Jahreszeit auf das Land, entweder auf der Insel Leon oder nach Rota. Rota liegt nordwestlich von Cadix, hat einen kleinen Hafen mit einem Molo und einem alten Schlosse, und ist seines trefflichen Weines wegen berühmt.

Schloß S. Catharina schließt die Bucht von Ca-

dix auf der andern Seite, kann sie aber durch seine Batterien nicht vertheidigen, weil die Entfernung zu groß ist; besser vertheidigen sie die Felsenklippen.

In Porto (Puerto) S. Maria leben etwa 8000 Menschen; es liegt Cadix gegenüber am rechten Ufer des Guadalethe, dicht bei seiner Mündung; diese ist aber durch eine queer vorliegende Sandbank beinahe ganz gesperrt, sonst ist der Fluß schiffbar bis Xeres, und erleichtert den Verkehr dieser reichen und gut bevölkerten Stadt mit Cadix ungemein.

Die Forts Matagorda und Louis schließen, im Verein mit Fort Puntales, den Eingang in die Bucht von Puerto-Real. Matagorda liegt auf dem Isthmus, Trocadero genannt, dessen Wegnahme in der neuesten Belagerungsgeschichte von Cadix (1823) eine Rolle spielte. Hier befinden sich Magazine und ein Platz zum Ausbessern der Fregatten. Der Kanal von Trocadero ist zu beiden Seiten mit Quais eingefaßt; Fort Louis und Matagorda vertheidigen die Einfahrt.

Puerto-Real wurde von der Königin Isabella von Castilien angelegt, und 1488 der Herrschaft Xeno geschenkt; es zählt jetzt 10,000 Einwohner. Mitten in ungeheuren Salinen, hat seine Lage doch etwas Angenehmes. Flache Fahrzeuge finden hier einen guten Ankerplatz. Die Straße von hier nach Puerto S. Maria ist vortrefflich. Sie führt über zwei Brücken des Guadalethe. Die erste über den S. Pedro, einen Arm des Guadalethe, ist 250 Fuß lang.

Die Salinen gehören größtentheils dem Staate. Sie geben jährlich 22 Millionen Zentner Salz, womit theils Spanien, theils Schweden, Dännemark, Hol-

land, England, Portugal, und selbst Frankreich verse=hen werden *).

Chiclana wurde 1303 angelegt, und ist das Aranjuez der Cadixer. Es giebt hier eine Heilquelle, Amarga genannt. Von dem Berge St. Anna, dicht bei Chiclana, hat man eine schöne Aussicht über die ganze Landschaft. Die Position von St. Anna wurde 1809 von den Anglo=Spaniern vertheidigt, und am 5. März 1811 fiel hier ein blutiges Gefecht vor, das dem Herzog von Belluno Ehre macht, der den englischen General Graham zum Rückzuge nach der Insel Leon zwang.

Die neuesten Vorgänge bei Cadix sind dem militairischen Publikum noch in zu frischem Andenken, so daß es überflüssig seyn würde, hier noch etwas darüber hinzufügen zu wollen.

---

*) Hier scheint ein Irrthum obzuwalten. England und Frankreich haben eigne Salinen, und verkaufen ihr Salz theilweise dem Auslande. Vielleicht hat der Verfasser Soda gemeint, deren künstliche Bereitung jetzt in Frankreich mit großem Eifer betrieben wird. D. R.

II.

Ueber die Kriegsmacht des Königreichs Schweden.

(Schluß.)

B. Die Seemacht.

Einleitung.

Seit Erich dem Siegreichen, welcher im 10ten Jahrhundert, mithin zu einer Zeit lebte, wo die Bewohner Skandinaviens sich durch ihre kühnen Seeunternehmungen auszeichneten, und zum Schrecken von Europa machten, hatte Schweden lange Zeit keine bedeutende Rolle mehr als Seemacht gespielt. So wie jedoch Karl Gustav I. (Wasa) zuerst den Grund zur Errichtung einer stehenden Landmacht legte, war er auch der Stifter der schwedischen Seemacht. Sein Sohn Erich XIV. ging in dem Kriege mit Dänemark schon mit 50 Segeln in See. Unter Karl XI. wuchs die Flotte auf 150 Segel an, worunter 35 Linienschiffe. Durch Karls XII. langwierige und zuletzt unglückliche Kriege ging sie aber wieder zu Grunde. Des großen Gustav Adolfs zu ihrer Wiederherstellung gehegte Entwürfe gingen mit seinem Tode zu Grabe. Lange Zeit äußerte die nach Karls XII. Tode eingetre-

tene Erschlaffung des Reichs ihren nachtheiligen Einfluß auch auf den Zustand der Seemacht. Erst Gustav III. war es vorbehalten, den schwedischen Kriegsruhm auch zur See zu einem Glanze zu erheben, welcher Europa in Erstaunen und Rußland in Furcht setzte, doch aber bald, gleich einem leuchtenden Meteor, wieder verschwand.

Im Jahre 1782 hatte Gustav die Flotte nach rastlos angestrengter Thätigkeit, und mit Hülfe seines Bruders, des Herzogs Karl von Südermannland, so weit hergestellt, daß sie aus 26 Linienschiffen, 14 Fregatten und 35 kleinern Fahrzeugen, zusammen 75 Segeln, bestand, ohne die Skärenflotte, welche 124 größere und 116 kleinere, zusammen 240 Segel zählte.

Mit dieser Macht eröffnete der König im Jahre 1788 einen Seekrieg gegen Rußland, welcher durch die Kühnheit und Hartnäckigkeit seiner Führung, durch die zahlreichen Schlag auf Schlag einander folgenden Treffen, und durch den schnellen Wechsel seiner Erfolge, zu den merkwürdigsten gehört, deren die Geschichte erwähnt.

Nicht mehr als neun Seetreffen, wovon einige mehrere Tage hinter einander dauerten, wurden in den drei Jahren dieses Krieges geliefert. So nahe, heftig und gefahrdrohend war Rußland seit einem Jahrhundert von keinem Feinde angefallen, so tiefe und häufige Wunden waren ihm seit dieser Zeit noch nie geschlagen worden. Das stolze Petersburg erbebte unter dem Kanonendonner der vor seinen Thoren gelieferten Schlachten. Die äußerste Anstrengung aller Kräfte des übermächtigen Rußlands war erforderlich, um den mit fast beispielloser Kühnheit unternommenen Angriff eines Königs,

dessen Reich nicht drei Millionen Menschen zählte, abzuwehren.

Von allen den gelieferten Treffen waren drei, die von Hogland (den 17. Juli 1788), von Bornholm und Gothland (den 26. Juli 1789), bei Reval (im Mai), und bei Kronstadt (den 3., 4. und 5. Juni 1790), unentschieden gewesen; nur in zweien, bei Friedrichsham (den 24. August) und bei Hägfors (den 1. Sept. 1789), waren die Schweden geschlagen worden. Bei Friedrichsham (den 15. Mai 1790) fochten sie ein siegreiches Treffen, und bei Wyborg (den 4. Juli 1790) retteten sie sich aus der verzweiflungsvollsten Lage, worin sie, eingeschlossen von den feindlichen Flotten, nur Tod oder schmähliche Ergebung vor sich sahen, durch einen Durchbruch, den sie, obgleich nur unter großen Verlusten ausgeführt, dennoch mit Recht einen Rettungssieg nannten.

Bei allen diesen Schlachten befehligten der König und sein Bruder eine der beiden Flotten. Kaum hatte Gustav diese nach dem Verlust bei Wyborg wieder in Stand setzen lassen, als er auch schon wieder mit 190 Schiffen zum Angriff des Feindes in See erschien. Der russische Admiral, Prinz von Nassau, rückte ihm den 9. Juli 1790 mit 230 Schiffen entgegen, in der zuversichtlichen Meinung, den gerade eingefallenen Thronbesteigungstag seiner Kaiserin durch einen Sieg zu feiern. Schwedens Existenz wäre dadurch bedroht gewesen. Allein das Schicksal wollte es anders. Im Swenskesunde trafen beide Flotten mit größter Wuth auf einander. Die Schlacht dauerte von 10 Uhr Morgens bis tief in die Nacht hinein, und erhob sich den andern Tag, als am 10. Juli, mit erneuter Heftigkeit, bis sich endlich um 10 Uhr Morgens der Sieg gänzlich für die Schwe-

den entschied. Schon den ersten Tag fochten die Russen im Nachtheil. Es ging ihnen wie den Persern bei Salamis. Die Ueberzahl ihrer Schiffe, welche Nassau fehlerhafterweise nach und nach sämmtlich in die Schlachtlinie hatte rücken lassen, hinderte sie, des engen Raumes wegen, am Manövriren, und der zum Sturm angewachsene Wind, mit welchem Nassau herangesegelt war, versagte allen Rückzug. Mehrere ihrer Schiffe gingen schon diesen Tag verloren, und viele scheiterten. Außerordentlich aber war der Verlust nach der Niederlage am andern Tage. Fast die ganze russische Flotte ward vernichtet. Die Schweden eroberten davon 55 Schiffe und 643 Geschütze rc. An Mannschaft verloren die Russen 5800 Todte, 2500 Verwundete und 6358 Gefangene, zusammen 14,658 Mann, welche den Kern der Landtruppen ausmachten. Seit der Schlacht bei Narva hatten die Russen keine entscheidendere Schlacht verloren, und es ist nicht möglich, aus einer verzweiflungsvollen Lage sich mit mehr Heldenmuth herauszureißen, als hier im Swenskesund Gustav III.

Auch brachte ihm dieser herrliche Sieg, da die Macht der großen russischen Flotte nicht gebrochen, und der Kampf allein auf die Dauer mit dem übermächtigen Rußland nicht mit Erfolg fortgesetzt werden konnte, wenigstens einen rühmlichen Frieden, dem bald darauf ein Schutz- und Trutzbündniß mit der eben erst als Todfeindin bekämpften Kaiserin Katharina folgte.

Aber die Verluste, welche die schwedische Flotte in diesem blutigen Kriege erlitten hatte, vermochte Gustav, wegen seines bald darauf erfolgten Todes, nicht wieder herzustellen. Dieses Geschäft fiel nun seinem Sohne Gustav Adolf anheim, dessen unglücklich mit Ruß-

land in den Jahren 1808 und 1809 geführter Krieg indeß dem Reiche neue Wunden schlug, und auch seine Seemacht noch mehr herunterbrachte. Seitdem ist es dem vorigen und jetzigen Könige vorbehalten geblieben, an ihrer Wiederherstellung zu arbeiten. Die Skärenflotte hat denn auch den unter Gustav III. gehabten Etat ziemlich wieder erreicht, allein die Flotte der größeren Schiffe, oder die sogenannte Kriegs- oder Orlogsflotte, ist bis jetzt noch nicht auf die frühere Anzahl von Schiffen gebracht worden. Nach einer neusten Nachricht soll dies auch nicht die Absicht seyn, indem man dagegen auf die Verstärkung der Skärenflotte bedacht ist.

Bestand der schwedischen Seemacht an Schiffen.

Die schwedische Seemacht besteht aus der großen Kriegs- oder Orlogsflotte und aus der Skärenflotte.

1. Die Orlogsflotte.

Sie enthält 12 Linienschiffe, 8 Fregatten und 10 geringere Fahrzeuge, zusammen 30 Segel, mit 1243 Kanonen, und ist zu Karlskrona stationirt.

Alle diese Schiffe zusammen kosten dem Staate 6,150,000 Thlr. Bko. oder 3,433,953 Thlr. preuß., so daß ihm also im Durchschnitt jedes Schiff auf 114,465 Thlr. preuß. zu stehen käme.

2. Die Skärenflotte.

Sie enthält 216 kleine Fahrzeuge, als: Schebecken, Kanonenschaluppen, Jöllen, ganze und halbe Galeeren, Kanonen- und Mörserbarkassen, Aviso- und Transportschiffe, zusammen mit 1436 Geschützen.

Die Skärenflotte ist in zwei Geschwader, das von Stockholm und Götaborg, abgetheilt, und in Stockholm, Götaborg und Karlskrona stationirt.

Die Kosten der Fahrzeuge von der Skärenflotte betragen zusammen 1,600,000 Thlr. Bko. oder 893,023 Thlr. preuß. Davon kommen auf ein Fahrzeug im Durchschnitt 4134 Thlr. preuß.

Bestand der Mannschaften auf der Flotte.

Die Seetruppen bestehen ihrer Ergänzung nach, wie die der Landmacht,

1) aus stehender oder geworbener,
2) aus eingetheilter Mannschaft, und
3) aus Konskribirten.

Ihrer Beschaffenheit nach unterscheiden sie sich in See-Artillerie und Seevolk (Sjöfolk) oder Bootsmänner, Matrosen. Zur Orlogsflotte gehören zwei See-Artillerie-Regimenter, und zur Skärenflotte für jedes ihrer Geschwader eins, also ebenfalls zwei See-Artillerie-Regimenter. Statt dieser vier Regimenter, welche nach der folgenden Uebersicht, 2260 Mann stark sind, soll jedoch, nach einer neusten Nachricht, ein neues Artillerie-Korps für beide Flotten organisirt werden, und aus 9 Kompagnien zu 72, und 1 Eliten-Kompagnie zu 46, also zusammen nur aus 872 Mann, nebst 35 Offizieren, 40 Unteroffizieren und 36 Spielleuten, bestehen. Die Bestätigung dieser Nachricht ist indeß noch abzuwarten.

Den Bestand der sämmtlichen Mannschaften auf den beiden Flotten weisen für jetzt die nachfolgenden, aus Hagelstam's Karte entnommenen Uebersichtstabellen speziell nach.

I. Uebersicht der Stärke der stehenden Seemannschaft (Wärfvade Sjö Staterne).

See=Offiziere.	Orlogsflotte.	Skärenflotte.	See=Unteroffiziere.	Orlogsflotte.	Skärenflotte.	Mannschaft der Orlogsflotte.	Kompagnien.	Mannschaften	Mannschaft der Skärenflotte.	Kompagnien.	Mannschaften
Admiral	1	—	Flaggen=Steuermänner	5	1	1stes See=Artillerie=Regt.	13	712	See=Art.=Regt. d. Stockholmer Geschwaders	9	516
Vize=Admiral	1	—	Flaggen=Konstabler	5	2	2tes See=Artillerie=Regt.	13	688	Schiffsjungen	—	30
Kontre=Admiral	3	—	Flaggen=Schiffer	5	2	Schiffsjungen	1	300	Stehende Handwerk. u. Werftsarbeiter	—	44
Obersten	4	2	Steuermänner	80	34	Kauffartheileute oder Matrosen	5	500	See=Art.=Regt. des Götaborger Geschwaders	6	344
Oberstlieutenants	23	5	Artillerie=Unteroffiziere	156	118	Stehende Handwerk. u. Werftsarbeiter	—	726	Schiffsjungen	—	30
Majors	10	6	Schiffer	100	67	Gewöhnliche Arbeiter	2	200	Stehende Handwerk. u. Werftsarbeiter	—	28
Kapitains	32	23									
Lieutenants	60	34									
Unterlieutenants	40	45									
Expektanten zum Gehalt	15	7									
Summe . . .	189	122	Summe . . .	351	224	Summe . . .	34	3126	Summe . . .	15	992

II. Die eingetheilten Seetruppen.

Sie bestehen sämmtlich aus Bootsmännern oder Matrosen, und sind auf mehrere Städte und auf die meisten Küstenbewohner, welche dafür von der Konskription befreit bleiben, nach Distrikten eingetheilt, welche Batmanshall genannt werden. Jedes dieser Distrikte muß die Matrosen stellen und besolden, und wenn sie zum Kriege oder zur Arbeit auf den Kronwerften befehligt werden, mit Kleidung versehen.

Man unterscheidet drei Arten von eingetheilten Bootsmännern, nämlich:

1) die gewöhnlichen Land-Bootsmänner, die von den Küstenbewohnern des platten Landes gestellt werden:
2) Die von den Städten in den Batmanshall gestellten Bootsmänner. Sie werden im Frieden als vacant geführt, und nur für den Fall des Krieges gestellt, mit Ausnahme der auf Stockholm fallenden Stadt-Bootsmänner, deren Anzahl 100 beträgt, und die wirklich gestellt werden.
3) Die extra eingetheilten Bootsmänner, die ebenfalls nur für den Fall des Krieges von den Batmanshall gestellt werden dürfen.

Es sind in allem 33 Batmanshall vorhanden, zu welchem jeden eine Kompagnie gehört, deren Stärke sehr ungleich ist, und sich zwischen 125 nnd 500 Mann hält. Die schwächern Kompagnien sind gewöhnlich diejenigen, auf deren Distrikte die vakanten Stadt- und die extra eingetheilten Bootsmänner fallen.

Die Gesammtstärke der von sämmtlichen Batmanshall zu stellenden Mannschaften beträgt:

1. Bei

	Kompagnien.	Gewöhnliche Bootsmänner.	Effektive Stadt-Bootsmänner.	Vakante Stadt-Bootsmänner.	Extra eingetheilt.
1. Bei der Orlogsflotte	26	4765	—	675	1367
2. " " Skärenflotte	7	929	100 von Stockholm	117	168
Summe	33	5694	100	792	1535

III. Die konskribirten Seetruppen, oder See-Bewärings-Mannschaft.

Ihre Anzahl beträgt 11,500 Mann, welche ebenfalls in fünf Klassen vertheilt sind, und nur für den Fall eines Krieges ausgehoben werden.

Rekapitulation

der Stärke aller Seetruppen.

Namen der Flotte.	Geworbene Truppen.				Eingetheilte Truppen incl. Vakanten u. extra Eingetheilte.		Summe der Köpfe excl. Offiziere.	Konskribirte.	Total-Summe excl. Offiziere.
	Kompagn.	Offiziere.	Unter-Offiziere.	Mannschaft.	Kompagnien.	Mannschaft.			
Orlogsflotte . . .	34	189	351	3126	26	6807	10284	11500	24314
Skärenflotte . .	15	122	224	992	7	1314	2530		
Summe . .	49	311	575	4118	33	8121	12814	11500	24314

Aus einer anderweitigen Angabe von Hägelstam erhellt, daß der größte Theil der Konskribirten im Kriege zur Skärenflotte genommen wird, indem die Kriegsstärke angegeben steht:

bei der Orlogsflotte zu 11293 Mann,
" " Skärenflotte " 11684 "

Summe . . 22977 Mann,

da die letztgenannte Flotte an geworbener und eingetheilter Mannschaft doch nur 2306 Mann enthält.

Außer den hier berechneten Seeleuten müssen die königlichen Flotten auch einige tausend vermiethete, wirkliche und gefahrne (gereiste) Matrosen von der Kauffarthei aufbringen können. Die Anzahl dieser Matrosen, welche in das Ausland segelnde Schiffe befahren haben, belief sich im Jahre 1820 auf 8 bis 9000 Mann.

Endlich ist auch ein Korps Lootsen vorhanden, welches in die drei Distrikte: Stockholm, Karlskrona und Götaborg, vertheilt ist, und aus

3 Distrikts-Chefs,
14 Lootsen-Offizieren,
68 Aldermännern,
269 Lootsenmeistern,
397 Strandlootsen, und
300 Lehrlingen

besteht.

Die im Kriege entstehenden Manquements an See-Subalternoffizieren und Unteroffizieren werden durch besonders dazu ausgewählte und angestellte Individuen aus den geschickten Kapitains und Steuermännern der Kauffarthei ersetzt.

Zur Ausbildung von See-Offizieren bestehen Navigations-Schulen in Stockholm und Karlskrona.

Im vorigen Jahre ist auch der alte, in der Zeit zwischen Karl XII. und Gustav III. statt gefundene Gebrauch wieder erneuert worden, zur Unterstützung junger, durch Einsichten ausgezeichneter See-Offiziere, die bei fremden Nationen ihre Fähigkeiten erweitern, und sich Erfahrungen sammeln wollen, einen stehenden Geldfond zu stiften. Dieser Fond ist zu 60,000 Thlr. Bko. bestimmt, wovon jährliche Stipendien von 50 bis 100 Spez. Thlrn. vertheilt werden. Eben so sind für die Unteroffiziere jährlich 1000 Thlr. Bko., zu einzelnen Stipendien von 15 Spez. Thlr., ausgesetzt.

Die Marine steht, in Hinsicht der Verwaltung, unter dem Marine-Kollegium in Stockholm. Zweige desselben sind die Direktion über die Admiralitäts-Kriegskasse, das Flotten-Konstruktionsamt, und das Seemessungs- und Lootsenamt.

Die Bekleidung der See-Artillerie besteht in blauen Röcken, mit dergleichen Kragen und Aufschlägen, weißen Schulterklappen mit Frangen, langen blauen Beinkleidern, und weißem Lederzeug. Die Kopfbedeckung ist ein Czako, mit messingenem Schilde, halb blau und halb gelber Kokarde, und schwarzem Kinnriemen. Bewaffnet ist die See-Artillerie mit Gewehr und Säbel.

Die Bootsmänner tragen blaue Jacken, rothe Halstücher, weiße Pantalons, Schuhe und runde Hüte.

III.

Ueber die Verhältnisse der griechischen Freistaaten zu Philipp und Alexander von Macedonien.

(Schluß.)

Der große Sieg zu Lande änderte auch die ungünstige Lage der Macedonier zur See. Alexander war in den Besitz großer Schätze gekommen; er schickte an Antipater so viel Geld er irgend brauchte, bald nachher auch 100 phönizische und kyprische Schiffe. Die Perser wurden von den Inseln des ägäischen Meeres vertrieben, und im Winter 332 führte der Befehlshaber der macedonischen Flotte, Hegelochus, zu Alexander nach Aegypten die von den Persern eingesetzten, nunmehr gefangenen Tyrannen, Aristonicus und Chrysolaus von Methymna, Diogenes von Mitylene, nebst den Häuptern der aristokratischen Partei auf Chios. Alexander überwies die Tyrannen zur beliebigen Bestrafung ihren frei gewordenen Gemeinden; die Chioten schickte er in Haft auf die Insel Elephantine, von wo aus sie nur zu den Aethiopen entfliehen konnten.

Im Sommer des Jahres 332 wurden die isthmischen Spiele in Korinth gefeiert. Die peloponnesischen Bundesgenossen dekretirten eine Gesandtschaft von funf-

zehn Abgeordneten, um Alexander zu dem erfochtenen Siege Glück zu wünschen, und ihm zum Dank für seine Bemühungen um die Freiheit Griechenlands einen goldnen Kranz zu überreichen; — die Athenienser blieben nicht zurück. Sie schickten das Staatsbotenschiff, die Paralos, dessen Matrosen gut besoldete athenische Bürger waren, welche sich selbst für Abgeordnete halten durften, mit zwei Gesandten, Diophantus und Achilleus, ab, um ebenfalls ihre Glückwünsche darzubringen, zugleich aber auch um die Freilassung derjenigen Athenienser zu bitten, welche im persischen Heere am Granicus gefangen worden waren. Im Frühjahr 331 kam die Gesandtschaft zu Alexander nach Tyrus, und erhielt leicht das Gewünschte *).

Nur Sparta handelte anders. Nicht genug, daß es keinen Theil an der allgemeinen Schmeichelei nahm; der König Agis segelte aus, verschaffte sich von dem persischen Befehlshaber 30 Talente Subsidien, miethete 8000 zerstreute griechische Söldner, und begab sich nach Creta, wo die persische und macedonische Faktion mit einander kämpften. Deshalb schickte Alexander von Aegypten aus seine Flotte dahin ab; Agis konnte sich gegen diese nicht halten, und kehrte nach Hause zurück; aber nur um bald nachher in Griechenland selbst aufzutreten.

Denn als Alexander am 1. Oktober **) 331 bei Arbela gesiegt hatte, und zur Verfolgung seiner Vor-

*) Arrian 3, 6.

**) Man sehe über dieses zuverlässige Datum Idelers vortreffliches Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Thl. I. S. 347.

theile über Babylon, Susa und Persepolis hinaus in unbekannte Länder gerückt war, erkannten die freien griechischen Staaten, daß nunmehr die letzte Zeit gekommen sey, wo man, da doch Darius noch lebte, mit einiger Hoffnung gegen die macedonische Uebermacht auftreten könnte. Es ärgerte die Städte (sagt Dinarchus gegen Demosthenes), daß überall die macedonische Parthei, wegen der Menge erkaufter Verräther, das Uebergewicht hätte. (Denn von Erkaufen wird sogleich gesprochen, wenn auch nur das natürliche Widerspiel der Ansichten die Staatsmänner entzweit haben mochte.) Zersprengte Söldner trieben sich in Menge umher, und zufällig war damals ein Aufstand der Völker in Thrazien, angeregt von Alexanders Präfekten Memnon, entstanden. Antipater war aus Macedonien dahin marschirt. Diesen Zeitpunkt benutzte Agis, König von Sparta, und erklärte mit voller Zustimmung seiner Bürger den Krieg.

„Dies ist der dritte Zeitpunkt," sagt Aeschines gegen Ktesiphon, „wo Demosthenes verabsäumte, was er immer gerühmt hatte, für die Macht und den Ruhm Athens thätig zu seyn. Alles dies übergehend," sagt er §. 165., „will ich von der jetzigen Lage der Dinge sprechen. Die Lacedämonier und ihre Söldner hatten ein glückliches Treffen geliefert, und das Korps des Korragos aufgerieben. Die Eleer hatten sich mit ihnen vereinigt, und alle Achäer, außer den Pellenäern, ferner ganz Arkadien, außer Megalopolis. Diese Stadt wurde belagert, und ihr Fall war Tag für Tag zu erwarten, Alexander war, so zu sagen, außerhalb der bewohnten Welt, und Antipater brauchte viel Zeit, ein Heer zusammenzubringen; was

der Erfolg seyn würde, war sehr zweifelhaft. Zeige uns, Demosthenes," fährt er fort, „was du bei diesen Umständen thatest, was du sprachest; ich will dir den Rednerstuhl auf so lange abtreten."

Athen, zum Beitritt aufgefordert, ruhte, gewiß nicht aus Neigung für Alexander, obgleich aller Grund dazu vorhanden war, sondern einerseits wegen des Einflusses der macedonischen Parthei, anderseits aus Mißtrauen gegen Sparta's hochfahrende Hegemonie. Es fehlt uns an Nachrichten über diese Zeit, aber es ist unwahrscheinlich, daß Demosthenes so sehr seine Stellung und seinen Beruf sollte vergessen haben, daß er hier nicht die Eintracht der Griechen hervorzurufen sich bemüht haben sollte.

Antipater legte den Krieg in Thrazien *) so gut er konnte bei; da er Geld die Menge hatte, so wurde es ihm nicht schwer, ein überlegenes Heer auf die Beine zu bringen; auch fehlte es ihm nicht an Beistand der verbündeten Städte, obgleich die Mehrzahl abgefallen war. Das lacedämonische Heer war etwa 20,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter stark. Bei Megalopolis fiel die entscheidende Schlacht vor, in welchem, nach dem tapfersten Widerstande, die Lacedämonier und ihre Bundesgenossen zum Weichen gebracht wurden. Agis selbst wurde schwer verwundet fortgetragen. Da er verfolgt wurde, befahl er den Soldaten, ihr eignes Leben zum Nutzen des Vaterlandes zu sparen, und ihn seiner Ehre zu überlassen. Darauf focht er, auf die Kniee sich nie-

---

*) Memnon erscheint bei Curtius (IX, 3.) als Führer einer großen Menge Ergänzungstruppen. Er scheint nicht böswillig den Aufstand in Thrazien bewirkt zu haben.

verlassend, so lange, bis er durchbohrt umsank. Mit ihm waren 5000 seines Heeres gefallen, von den Macedoniern nach Diodor 3500, nach Curtius nicht mehr als 1000, aber alle seyen verwundet ins Lager zurückgekehrt.

Sparta und die Bundesgenossen baten um Frieden. Antipater wagte es nicht, seines Herren Eifersucht fürchtend, aus eigner Machtvollkommenheit die Bedingungen desselben zu bestimmen. (Denn wenn auch Alexander bei der Nachricht von Antipaters Siege ruhmredig den Krieg im Peloponnes einen Mausekrieg nannte, so ist doch seine Empfindlichkeit offenbar, und schwerlich erschien den Griechen die Schlacht bei Arbela ein größeres Werk, als die bei Megalopolis.) Eine Versammlung der macedonischen Bundesgenossen trat in Korinth zusammen. Die Megalopolitaner hatten durch die Belagerung ihrer Stadt beträchtlichen Schaden gelitten: dafür mußten die Achäer und Eleer ihnen Ersatz mit 120 Talenten geben. Die Arkader, insbesondere die Tegeaten, erlangten Verzeihung, lieferten aber die Urheber des Abfalls aus *). Die Lacedämonier hatten die härteste Strafe verdient, aber aus Achtung gegen den Staat, vielleicht auch aus geheimer Neigung, überließ das Konzilium der Gesandten die Bestimmung derselben ganz der Gnade Alexanders. Funfzig der Vornehmsten wurden als Geißeln dem Antipater übergeben, und als Abgeordnete ihrer Stadt nach Asien zu Alexander geschickt.

*) Nach Curtius Buch 6, Kap. 1 zu Ende, aber in den bisherigen Ausgaben ist der Text an dieser Stelle durchaus fehlerhaft.

Aeschines nimmt in der Rede gegen Ktesiphon die Maske eines frommen Mannes an, und leitet alles Unheil Griechenlands aus der Vernachläßigung der Beeinträchtigung des delphischen Tempelgebietes durch die amphissensischen Lokrer von Seiten der Hauptstaaten Griechenlands, Athen, Sparta und Theben, ab, um dadurch natürlicher Weise die Schuld des Demosthenes zu vergrößern, der die Athenienser abgehalten, mit an dem Beschluß der Amphiktyonen gegen die Lokrer Theil zu nehmen *). „Die armen unglücklichen Lacedämonier, sagt er §. 133., welche an diesen Sünden nur im Anfang bei der Besetzung des Heiligthums durch die Phocenser Theil nahmen, sie, die einst die Leiter Griechenlands zu seyn den Ruhm hatten, sollen jetzt als Geißeln, und um ein Schauspiel ihres Unglücks abzugeben, zu Alexander nach Asien hinaufgeschickt werden, sollen selbst und ihr Vaterland leiden, was jenem gefällt, und ihr Urtheil empfangen von der Gnade des beleidigten Siegers."

Dies giebt zugleich eine genaue Zeitbestimmung für den berühmten Prozeß, der, wegen ziemlich kleinlicher Ursachen unternommen (ob Demosthenes eines Kranzes würdig wäre, den ihm Ktesiphon dekretirt hatte), ein Kampf um den Ruhm und die Staatsansichten bei-

---

*) Aristoteles, in der Rhetorik, bemerkt, mit Bezug auf diese Streitfragen, sehr richtig, daß es ein Kunstgriff der Redner sey, das, was nach diesem geschah, darzustellen als durch dieses geschehen. So schob die Schuld der ganzen Reihe von Unglücksfällen Aeschines auf den Demosthenes, dieser auf den Aeschines, Dinarchus wieder auf den Demosthenes. Vergl. Dionys. epist. ad Ammaeum pag. 745. Reisk.

der Redner war. Er wurde unter dem Archonten Aristophon, im Jahre 330 Mitte Sommers, zu Anfang des Olympiaden-Jahres 112, 3. entschieden. Agis und Darius starben um dieselbe Zeit; Agis im Juni 330, aber noch war die Kunde von seinem Ende nicht nach Griechenland gekommen; Darius im Monat Boedromion, welcher die letzte Hälfte des Juli und die erste des August begreift.

Demosthenes, oder sein Klient Ktesiphon, gewann den Prozeß, und es ist kein Zweifel, daß ihm zu seinem Siege die Gemüthsstimmung der Athenienser viel geholfen hat. Sie waren von Alexander geehrt, aber schmerzlich ertrugen sie die nunmehr unbestrittene Macht der Macedonier. Aeschines hütet sich wohl, dieser das Wort zu reden, er beklagt Theben und Sparta. Aber mochte er so viel betheuern als er wollte. Demosthenes hatte gelitten durch die Macedonier, sein Haß gegen diese neuen Herren war durch Thaten an den Tag gelegt; Aeschines rühmte sich der Gastfreundschaft Philipps und Alexanders, und konnte seine Gesinnungen nicht ganz verbergen. Er erhielt nicht den fünften Theil der Stimmen, und verfiel in die gesetzliche Buße von 1000 Drachmen (250 Thlr.). Diese wollte er nicht zahlen, und verließ sein Vaterland, oder er konnte den Hohn seiner Gegner nicht ertragen, und wollte nicht länger unter ihnen leben.

Darius Tod machte die Hoffnungen der Griechen auf persische Hülfe zu Schanden. Zu lange hatte der Koloß der persischen Macht neben Griechenland bestanden, als daß so bald die Ueberzeugung von dem Fall desselben durchdringen konnte. Die griechischen Söldner waren dem Darius bis aufs Aeußerste treu geblieben.

In Hyrkanien am kaspischen Meere, ohne Herren, abgeschnitten von jeder Hoffnung, ließen sie sich von den treuen Dienern des letzten Königs ebenfalls zur Ergebung bringen. 1500 Mann waren es, welche Alexander ohne Weiteres unter seine Söldner als Ergänzung untersteckte, bei ihnen 90 Gesandte griechischer Staaten. Curtius (6, 5.) nennt spartanische und sinopensische. Noch hatte Alexander keine Nachricht von den Begebenheiten im Peloponnes; er ließ die übrigen Gesandten frei, und gab die Lacedämonier in Haft. Ein Athenienser, Demokrates, nahm sich selbst vorher das Leben.

Antipaters und der Königin Olympia Gewalt in Griechenland war gesichert. Nach Sparta's Demüthigung war Athen es allein, welches noch seine alte Würde mißvergnügt behauptete. Ein anderes Volk, vorher von Griechenland getrennt und halb barbarisch, erhob sich unvermerkt zu einer ansehnlichen Macht, und begann mißtranisch seine Freiheit zu hüten und sogar an Hegemonie zu denken: die Aetolier. Doch blieb alles im alten Gleise, so lange Alexander außerhalb der Grenzen der bekannten Welt sich aufhielt. Unerwartet gelangte er auf einem neuen und gefährlichen Wege aus Indien wieder in Persien an, im Frühjahr 325. Er fand die vorderen Provinzen verwirrt, die Unterthanen klagten ihre Statthalter an, welche sich nicht mehr als Diener des Königs betragen hatten. Viele Veränderungen in der Besetzung der hohen Aemter wurden gemacht, auch eine neue Einrichtung des Heeres begonnen. Bis dahin hatte Alexander nur Macedonier und Griechen zu ordentlichen Soldaten gehabt. Weil er aber Asien nicht für Macedonien benutzen, sondern selbst die alte Dynastie fortsetzen wollte (eine neue und viel Wider-

spruch erfahrende Idee!), so ließ er in Persien, der ehemals herrschenden Provinz, die zum Kriege taugliche Jugend ausheben, und macedonisch bewaffnen und üben. Er wollte lieber Eingeborne als fremde Söldner haben, und befahl allen Satrapen, ihre ohne Zweifel auch aus eigner Machtvollkommenheit gedungenen Söldner zu entlassen.

Das strenge Gericht, welches Alexander ausübte, erschreckte den Harpalus, Aufseher über den königlichen Schatz in Babylon *), der, als Alexander weit entfernt war, üppig zu leben **) angefangen, und die

---

*) In Babylon heißt es bei Diodor 17, 108. Aber bei Arrian findet man ihn als Aufseher der nach Ecbatana aus Persis zusammengebrachten Schätze. Kleitarchos muß, nach Athenäus Zeugniß, ausführlicher von ihm gesprochen haben, aber bei Curtius ist eine Lücke. Freinsheim, in der Ergänzung derselben, nimmt an, daß er dem verstorbenen Mazäus als Satrap von Babylon gefolgt sey. Aber davon finde ich keinen Beweis, und Curtius nennt als Mazäus Nachfolger einen Andern. Soviel ist indeß gewiß, daß er in Babylon lebte und seine Gewalt sich bis ans Meer (Tarsus in Cilicien) erstreckte, wahrscheinlich als Einnehmer der Gefälle mehrerer Provinzen.

**) Seine beiden Buhlerinnen, Pythonike und Glykera, die er sich aus Athen hatte kommen lassen, lebten als Königinnen, zum Aergerniß Vieler (Theopompus). Als Pythonike gestorben war, errichtete er ihr zwei Monumente für 200 Talente, eins in Babylon, das andere in Athen an dem heiligen Wege nach Eleusis, so prächtig und groß, daß der Beschauer geneigt war, wie der Philosoph Dikäarchos schrieb, es für ein öffentliches Andenken der Verdienste eines Perikles zu halten. Ausführlicher handelt Athen. XIII. p. 594. von beiden Frauenzimmern; vergl. Pausanias und Plutarch Phocion 22.

ihm anvertrauten Schätze angegriffen hatte. Todesstrafe fürchtend, entwendete er noch 5000 Talente, sammelte 6000 Söldner, und schiffte nach Griechenland. Als sich keine Parthei zu ihm schlug, ließ er seine Söldner am Vorgebirge Tänarum in Lakonien, nahm einen Theil seines Geldes (er selbst gab 750 Talente an), und kam, um Schutz flehend, Ausgangs des Jahres 325 nach Athen. Philokles war Strategos in der Hafenstadt Munychia, und hatte zuerst versprochen, den Harpalus nicht hinein schiffen zu lassen. Aber er ließ ihn durch. Sogleich entstand in Athen ein Drängen um den Harpalus, der schon früherhin dem Volke viele Aufmerksamkeiten bewiesen hatte; sein Geld zog die gierigen Blicke verkäuflicher Redner an sich. Hyperides allein soll unbestechlich geblieben seyn, d. h. ohne Zweifel von der demokratischen Parthei, denn Phocion ließ den Harpalus grob an, als er ihm (was unglaublich scheint) 700 Talente anbot. Aber sein Schwiegersohn, Charikles, widerstand der Lockung nicht. Auch Demades nahm Geld, weil er immer mehr brauchte, als er besaß. Demosthenes hatte sich gegen Harpalus geäußert, und warnte das Volk, sich nicht durch unüberlegtes Mitleid einen Krieg zuzuziehen. Doch auch er ließ sich, nach der Erzählung bei Plutarch, verführen. Er bewunderte einen kunstreich gearbeiteten goldenen Pokal, welchen Harpalus auspackte, und fragte: wie viel wiegt er wohl? oder griechisch, wie viel zieht er? Er zieht dir 20 Talente! antwortete Harpalus, und schickte ihm beim Einbruch der Nacht den Becher mit 20 Talenten in Gold ins Haus. Da erschien Demosthenes am folgenden Tage in der Volksversammlung, in welcher er gegen Harpalus Aufnahme hatte reden wol-

len, mit vielen wollenen Binden um den Hals, und deutete mit leiser Stimme an, daß heftiges Halsweh ihn zu reden verhindere.

Demosthenes schwieg also, aber das war dem Harpalus nicht genug. Er beklagte sich bitter, daß ihn die Redner, welche er so theuer erkauft, im Stiche ließen. Aber offen für ihn zu reden war nicht möglich, denn Antipater hatte schon um die Auslieferung des Flüchtlings und seiner Schätze, welche dem König gehörten, geschrieben. Auf Demosthenes eignen Antrag wurden die Schätze einstweilen in der Burg niedergelegt, bis ein Abgeordneter von Alexander selbst käme. Harpalus wurde ins Gefängniß geführt. Allein Phocion, erklärter Feind des Harpalus, bemühte sich, die Sorge für Athens Wohl mit der Sicherheit des Harpalus zu vereinigen. So sagte wenigstens dieser selbst, nach Plutarch. Doch, wer es auch gewesen seyn mag, man gab dem Harpalus Mittel, aus dem Gefängniß zu entfliehen. Er ging zu seinen Truppen nach Tänarum, segelte mit ihnen nach Creta, wurde aber dort von einem seiner Begleiter, Thimbro, ermordet. Dieser schiffte mit den übrigen Schätzen und den Truppen, gerufen von einigen Verbannten, nach Kyrene in Afrika, und führte dort Krieg.

Nach Harpalus Entfernung erhob sich zu Athen ein fürchterliches Toben aller, welche nichts bekommen hatten, gegen die Redner, die in dem Verdacht standen, sich bereichert zu haben. Geschenke zu nehmen, war schlechthin verboten, und zehnfache Geldbuße dafür festgesetzt. Demosthenes, vorzüglich gedrängt, dekretirte, daß dem Areopagus, der ehrenwerthesten und strengsten Behörde, die vorläufige Untersuchung übertragen werden

sollte. Nach sechs Monaten, nach den olympischen Spielen, also Mitte Sommers 324, machte der Areopag die Anzeige, er habe gefunden, daß im Ganzen 64 Talente als Geschenke von Harpalus ausgegeben seyen, davon habe Demosthenes und Demades jeder 20 Talente in Golde *) (nämlich 6000 Stateren, jeder zu 2 Drachmen Goldgewicht oder 20 Silberdrachmen, also etwas mehr als ein Dukaten), Kephisophon 15 empfangen, Darauf wurde Demosthenes von Stratokles, einem frechen Redner, und einem andern, für welchen Dinarchus die Anklagerede schrieb, vor einem Gericht von 1500 Beisitzern angeklagt, und zu einer Buße von 50 Talenten verurtheilt. Diese Summe ist nicht die gesetzmäßige zehnfache Buße, aber es ist zweifelhaft, ob nicht auch willkührliche Schätzung statt fand.

Dinarchus Rede gegen Demosthenes ist vorhanden, sie bezieht sich auf die vorher gehaltene des Stratokles, und ist, da eine Beweisführung nach der Anzeige des Areopagus nicht mehr nöthig war, nur voll von heftigen unbestimmten Schmähungen gegen Demosthenes, und sucht die Gründe zu entkräften, welche Demosthenes gegen die Autorität, die dem Areopagus in dieser Sache beizulegen war, vorbringen zu wollen schien. Sie ist aber die Hauptquelle, woraus unsere Nachrichten über diese harpalischen Prozesse herzunehmen sind. Aber auch Hyperides, lange vorher Demosthenes heimlicher Feind und Verfertiger von An-

*) So, scheint es, muß man in dieser Sache den Genitivus χρυσίου fassen, nicht 20 Goldtalente, welches eine enorme und sonst nicht zu rechtfertigende Summe wäre, wenn auch die Angaben der Bestechungsgelder abweichend sind.

Anklagereden für andere gegen ihn, klagte seinen alten Partheigenossen an *), und versöhnte sich zu spät mit ihm, als beide auf der Flucht vor Antipaters Trabanten waren.

Von Kephisophons und Demades Verurtheilung wissen wir nichts; aber Demades hatte so viele Bußen zu bezahlen, daß er am Ende aller Rechte eines freien Bürgers beraubt war. Noch sind Anklagereden von Dinarchus, für andere geschrieben, (denn er selbst soll nur eine einzige Rede gehalten haben), gegen Aristogeiton und den oben genannten Philokles vorhanden, größtentheils nur wilde Aufhetzungen enthaltend. Aristogeiton wurde losgesprochen, Philokles verurtheilt, wozu? können wir nicht sagen. Demosthenes wollte seine gewaltige Buße nicht bezahlen, und verließ das Vaterland. An der Küste von Argolis, in Aegina und Trözen, sich aufhaltend, und seine Verbannung schmerzlich ertragend, harrte er auf eine Veränderung der Dinge, die ihm allerdings nah erscheinen mußte. Ueber seine Schuld oder Nichtschuld waren schon im Alterthume die Ansichten verschieden. Die öffentliche Meinung scheint gegen ihn gewesen zu seyn. Bei Athenäus (Buch 8, p. 342.) sind Verse des Komikers Timokles aufbewahrt:

A. Funfzig Talente hat gekriegt Demosthenes.
B. Der Glückliche, wenn keinem er was zu geben braucht.
A. Und Moirokles bekam 'ne große Menge Geld.
B. Der Geber ist ein Thor, wer's nahm beglückt.

*) Pseudo-Plutarch im Leben der zehn Redner.

A. Auch Demon und Kallisthenes, die kriegten was.
B. Sind arme Schlucker, denen man's verzeihen kann.
A. Auch Hyperides *), der gewaltge Redner, hats.
B. So werden reich die Fisch- und Austernhändler.

Indessen kann man auf dergleichen unbestrafte und ungerügte Spötteleien keinen Werth legen, auch auf die wilden Anklagereden nicht. Dagegen bezeugt Pausanias in den Corinth. 1, 33., wie es scheint aus authentischen Quellen, Demosthenes Unschuld. Der macedonische Schiffshauptmann Philoxenus (derselbe, welcher in Athen die Auslieferung des Harpalus forderte) habe in Rhodus den Kassirer des Harpalus gefangen bekommen, und dessen Zeugniß über diejenigen, welche sich hätten bestechen lassen, vernommen. Durch dasselbe sey Demosthenes von aller Schuld frei geblieben, und Philoxenus habe die Aussage des Dieners nach Athen gemeldet, er, der sowohl von Staats wegen, als aus Privatrücksichten dem Demosthenes abgeneigt gewesen.

Aber soll man die Untersuchung des Areopagus, welche als Faktum gegen Demosthenes zeugt, dieser Meldung nachsetzen; und auch den Umstand nicht berücksichtigen, daß bei Demosthenes Zurückberufung das Urtheil nicht aufgehoben, sondern nur dem Verurtheilten die Mittel zur Buße aus der Staatskasse angewiesen wurden?

Demosthenes mochte gern, um seine 50 Talente

---

*) Ὑπερείδης wird der Name des Redners geschrieben und Ὑπερίδης, so wie die Todes-Insel des Demosthenes Καλαυρεία und Καλαυρία. Also wohl immer ι lang.

zu behalten, auf eine Zeitlang ins Exil gehen, da der Krieg vorauszusehen war. Nämlich Alexander, erbittert über die Aufnahme des Harpalus, befahl sogleich, Schiffe in den Häfen des mittelländischen Meeres zu rüsten; nachher, als er die Nachgiebigkeit Athens vernommen, stellte er zwar diese Rüstungen gegen die griechischen Staaten ein, indem er andere Pläne, Arabien zu unterwerfen, verfolgte. Aber um seine Autorität in Griechenland fester zu begründen, entschloß er sich, alle Verwiesene, und zwar hauptsächlich die, welche aus Anhänglichkeit an seine Sache verwiesen waren, zurückzuführen. Er schickte den Nikanor aus Stagira nach Olympia im Sommer desselben Jahres 324, noch vor Demosthenes Verurtheilung, der selber von Athen als Haupt der heiligen Gesellschaft (ἀρχιθέωρος bei Dinarchus §. 82.) dahin abgegangen war, mit folgendem lakonischen Schreiben, welches öffentlich vorgelesen wurde. (Bei Diodorus.)

„Der König Alexander an die Verwiesenen griechischer Städte. An Eurer Verweisung bin ich nicht Schuld, Eure Rückkehr aber, mit Ausnahme der Mörder und Tempelräuber, in Eure Städte will ich bewirken. Ich habe dem Antipater darüber geschrieben, daß er diejenigen Staaten, welche es nicht gutwillig thun, Euch wieder aufzunehmen zwinge."

20,000 Verwiesene waren in Olympia anwesend, und rissen durch ihren Jubel die ganze versammelte Menge zum lauten Preis des Königs fort.

Aber die Aetoler und Athenienser empfanden die Beschränkung ihrer Selbstständigkeit übel. Die ersten hatten die Gemeinde Oeniadä ihres Gebietes beraubt

18*

und vertrieben; der König drohte sie dafür zu bestrafen. Die Athenienser fürchteten, daß die vor beinah 30 Jahren vertriebenen Samier, deren Land an athenische Bürger verloost worden war, zurückgeführt werden möchten: alle Staaten sahen die Aufhebung richterlicher Entscheidungen und die Verwirrung des Eigenthums als eine Anarchie an. Indessen sagt Curtius (X, 2.), daß alle, außer Athen, gehorchten, scheint aber dabei Aetolien zu vergessen.

Athen aber dachte auf Krieg, und wenn Geld vorhanden war (noch immer wurde der Nachlaß des Harpalus auf der Burg verwahrt), so fanden sich Soldaten in Menge. Denn Nahrungslosigkeit trieb die abgedankten Söldner aus Asien nach dem freien Griechenland zusammen, und 8000 Mann hatten sich von neuem am Vorgebirge Tänarum gesammelt. Leosthenes, athenisischer Feldherr, erhielt vom Senate den Auftrag, jene 8000 Mann zu miethen, ohne daß jedoch ein förmliches Volksdekret gemacht wurde. Da starb Alexander im Frühjahr 323, und sogleich wandte sich das Volk offen und eifrig zu Kriegesgedanken, begierig die lange erzwungene Ruhe zu enden. Hyperides dekretirte Ehrengeschenke dem Jollus, Alexanders Mundschenken, den ein falsches Gericht den Vergifter Alexanders nannte. Herrschen will jeder griechische Staat, sobald er sich zu fühlen anfängt; ruhige Friedensjahre, wo Landbau, Künste und Wissenschaften gedeihen sollen, sind dem griechischen Freiheitssinne nicht angemessen; und unter den gewaltigsten Bewegungen der Staaten blüheten die Studien, die damals freilich mehr Geist als Mühseligkeit forderten, am meisten.

Leosthenes erhielt Befehl, offen zu handeln, Waffen und Geld werden ihm geschickt. Er segelt nach Aetolien; 7000 Mann Aetolier vereinigen sich mit ihm. Die Dorer, Lokrer und Phoceenser erheben sich; die Thessaler ergreifen begierig Parthei gegen Antipater, und lassen eine vortreffliche Reiterei zum Leosthenes stoßen *). Athen erläßt Dekrete, daß derjenige Staat, der einst Griechenland durch die glorreichen Siege bei Marathon und Salamis vom Joche der Perser befreit habe, sich auch jetzt zum Kampfe für Griechenlands Freiheit gegen die macedonischen Barbaren wappne. Athenische Gesandte durchziehen den Peloponnes, der verbannte Demosthenes schließt sich ihnen an, und bringt durch seine Beredsamkeit Argos, Sicyon, Elis und Messene, und besonders das Küstenland von Epidaurus und Trözen, wo er selbst gelebt hatte, zum Bunde. Zum Dank dafür wird er auf den Antrag seines Verwandten Damon zurückgerufen, und da die ihm auferlegte Buße von 50 Talenten nach den Gesetzen nicht erlassen werden durfte, so wird ihm die Besorgung des Opferfestes des Zeus Soter im Piräeus für 50 Talente zugeschlagen, worauf er vielleicht nicht ein halbes zu verwenden hatte. Die Böoter allein hatten sich dem Durchzuge mit den Waffen widersetzt, auch nur weil sie The-

*) Die gesammte Bundesgenossenschaft des lamischen Krieges (bellum lamiacum), der vom Spätsommer 323 bis eben dahin des Jahres 324 (durch das Olympiadenjahr 114, 2.) dauerte, giebt Pausanias 1, 25. an. Wir eilen zu Ende, indem unsere Aufgabe mit Alexanders Tode geschlossen seyn sollte.

bens Wiederherstellung fürchteten. Leosthenes rückt aus Phocis gegen sie, und schlägt sie.

Aber diese Freude war kurz. Durch die Fahrlässigkeit in Führung des Krieges nach Leosthenes Tode, indem viele Bundesgenossen nach den ersten glücklichen Erfolgen nach Hause gezogen waren, wurden die Verbündeten bei Cranon in Thessalien im August des folgenden Jahres 322 aufs Haupt geschlagen. Doch war die Schlacht nicht so entschieden verloren *), aber da Antipater klüglich unterhandelte und nachsichtig verzieh, eilten die Städte eine vor der andern, Separatfrieden abzuschließen. Athen wurde allein gelassen. Antipater nahm sein Hauptquartier auf der Kadmea **), und drohte in Attika einzurücken. Da drängte sich alles um Phocion und Demades. Dieser ließ sich lange bitten, ehe er die Rednerbühne betrat. Man mußte ihn erst wieder ehrlich machen, da er in sieben Klagen verurtheilt war. Dann brachte er ein Psephisma vor, daß Gesandte an den Antipater wegen des Friedens abgehen sollten. Er selbst und Phocion waren unter diesen. Die Bedingungen waren für jeden, der die alte Freiheit liebte, hart, aber wie es scheint, dem Phocion genehm. Die Demokratie wurde aufgelöst, und nur den wohlhabenderen Bürgern Theil an der Leitung des Staates gegeben ***), Samos den alten Bewoh-

*) Plutarch Phocion 26.

**) Plutarch im Phocion.

***) Die dadurch ihrer Rechte beraubten Gemeinen wanderten aus in die Ländereien, welche ihnen Antipater gefällig in Thracien anbot. Als durch Polysperchon die

nern wieder eingeräumt, Demosthenes mit andern Freunden der Unabhängigkeit, Hyperides, Aristonicus, Himeräus, zum Tode verurtheilt, endlich, das Uebelste, eine macedonische Besatzung in die Hafenstadt Munychia gelegt.

Im Monat Oktober starb Demosthenes im Tempel des Neptun auf der kleinen Insel Kalauria bei Trözen, wo er vergeblich ein Asyl gesucht hatte, indem er sich durch schnell wirkendes Gift seinen Verfolgern entzog.

Demokratie wiederhergestellt wurde, und Phocion hingerichtet war, zogen sie wieder heim. Solche Wanderungen sind häufig in der griechischen Geschichte, unerhört für uns. Aber was soll man erst von den Messeniern sagen, die, Jahrhunderte lang verbannt, ihre Abstammung nicht vergaßen, und auf den ersten Ruf in das alte Vaterland zurückkehrten?

IV.

Der polnisch-russische Krieg in den Jahren 1632 bis 1634, oder Feldzug König Wladislaws IV. gegen die Russen.

(Mit einem Plane.)

(Eingesendet.)

Vorwort.

Nachdem wir unsern geehrten Lesern im 3ten Heft dieser Zeitschrift für 1825 die Belagerung und Einnahme von Smolensk durch den König Siegmund von Polen, im Jahre 1611, mitgetheilt haben, schien es uns angemessen, dieser Relation die Darstellung des Feldzugs folgen zu lassen, welchen Wladislaw, als Siegmunds Nachfolger, einige und 20 Jahre später zum Entsatz des von den Russen belagerten Smolensk unternahm. Sowohl die Dauer dieser Belagerung, als die zahlreichen Treffen und Gefechte zwischen dem Entsatzheer und den Belagerern, ferner die Eigenthümlichkeit des Verfahrens beider Theile, der Umstand, daß die Russen sich zuletzt selbst in Belagerte verwandelt sahen, und endlich die für sie so nachtheilige Katastrophe, durch welche der Feldzug entschieden ward, alles dies ist geeignet, einen hohen Grad von Interesse für denselben zu erwecken.

Die Darstellung selbst ist eine auszugsweise Uebersetzung aus der Historya Polski pod Wladislawem, und beschränkt sich lediglich auf eine treu wiedergegebene Erzählung der Thatsachen, ohne weiteres Raisonnement. Sie enthält zugleich eine Menge den damaligen Charakter der Kriegführung und den Zustand des Kriegswesens betreffender Details.

Aus dem beigefügten Plan ist endlich ersichtlich, daß die Polen während des Besitzes von Smolensk dessen Befestigung bis zum Jahr 1632, namentlich durch die Zitadelle und das Anlehnungswerk M, vermehrt hatten, also an den von ihnen 1611 zum Angriff erwählten Fronten.

D. R.

Der Tod Siegmunds III. von Polen, am 30. April 1632, ward das Signal zu einem neuen Kriege zwischen Polen und Rußland. Michael Fedorowitsch *), aus der Familie Romanov, Sohn Philarets, des Patriarchen von Rußland, beherrschte dieses Land unter dem Namen des großen Knesen. Das glückliche Schwert und die ritterlichen Thaten Wladislaw's fürchtend, dessen Wahl zum König von Polen gewiß schien, und welcher den Titel eines Großfürsten von Rußland führte, mithin ein scheinbares Recht auf den russischen Zepter hatte, beschloß er, die günstige Zeit des Interregnums zu benutzen, und das zum Widerstand

*) Michael Fedorowitsch war es, welcher die Strelitzen errichtete, die sich, in Betracht ihrer Organisation, ihrer Vorrechte und ihrer politischen Bedeutsamkeit, am besten mit dem Janitscharen-Korps der Türken vergleichen lassen.

nicht vorbereitete Polen noch vor der Wahl des neuen Königs mit Krieg zu überziehen. Unter dem Vorwande, daß mit dem Tode Siegmunds der vor 14 Jahren geschlossene Friede geendet sey, befahl der Knese seinen Feldherren Suhina und Prozorawski, mit den unter ihnen stehenden Heeren die Grenzen Polens zu überschreiten.

Die Stärke dieser Heere betrug gegen 100,000 M., worunter 70,000 Russen; der Rest bestand aus Soldaten verschiedener Nationen. Bei diesen Truppen befand sich noch ein ansehnlicher Train schwerer Artillerie, welcher von geschickten und kriegserfahrenen Offizieren des Auslandes geführt ward. Die entblößten, fast von Niemand vertheidigten Grenzen Polens machten es dem Suhina leicht, in Litthauen festen Fuß zu fassen, die Woiwodschaften zu zerstören, und die Schlösser und kleinen Städte einzunehmen. Nur das befestigte Smolensk leistete in dieser Gegend entschlossenen Widerstand, und bewog den Suhina, es einzuschließen und vom 14. Okt. 1632 an eine regelmäßige Belagerung nach dem Style jener Zeit dagegen zu führen.

Sogleich nach beendigten Krönungsfeierlichkeiten zog der König mit den aufs schleunigste zusammengerafften Truppen über Krasnoi zur Hülfe von Smolensk herbei; ungehindert vom zahlreichen Feinde, welcher sich begnügte, sich rund um diese Stadt zu verschanzen. Im August 1633 traf das polnische Heer in der Stärke von 20,000 Mann zwei Meilen von der Festung ein, und bezog ein Lager (E) auf dem linken Ufer des Dniepers. Hier stießen noch 15,000 Kosacken, außer andern nach und nach eintreffenden Verstärkungen, zum Könige.

Mit dem Scharfblick des Feldherrn übersah derselbe

die nahen Ufer des Flusses, die Läger, die Verschanzungen und die Stellungen des Feindes, welche sämmtlich auf dem Plane mit A′ und A″, a, B, b, C, c, d und p bezeichnet sind. Das in zwei Hauptkorps getheilte Heer erhielt den Befehl, sich bereit zu halten, in den nachfolgenden Tagen näher gegen Smolensk zu rücken. Das erste Korps, bei dem der König sich selbst befand, ward der Anführung des Woiwoden Wilenski und des Hettmanns von Litthauen Radziwill, das andere dem Feldhettmann der Krone, Kazanowski, untergeben, und diesem der Woiwode von Smolensk, Namens Gosiewski, zugetheilt.

Das feste Smolensk, am linken Ufer des Dniepers, war in den früheren Kriegen aus einer Hand in die andere gegangen, bis es von Siegmund III. wieder genommen wurde. Jetzt war es, wie schon erwähnt, seit dem 14. Oktbr. des vergangenen Jahres von dem russischen Heere eingeschlossen; die feindlichen Verschanzungen aa waren bis an die Stadtmauer vorgeschoben, und die Besatzung hatte sich bereits, mit Einschluß der vertheidigungsfähigen Einwohner, bis auf 2400 Mann vermindert. Bei den öftern Stürmen des Feindes und dem Mangel an Munition und Lebensmitteln, war die Stadt nahe daran, der Uebermacht zu unterliegen. Schwerlich hätte sie sich auch bis zur Ankunft des königlichen Heeres gehalten, wenn nicht die Geistesgegenwart Sokolnicki's und das männliche Betragen seines Unterbefehlshabers Woicwodzki den Feind in vielen Ausfällen gedemüthigt hätten. Diese bloß der Feldschlachten gewohnten Anführer hatten sich wider Erwarten mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit gegen die holländischen Geschütze und die Minen des Feindes vertheidigt. Sie

waren gegen denselben nur durch eine mit Thürmen versehene Mauer *) von 48 Fuß Höhe und 18 Fuß untere Dicke gedeckt, und hatten bereits hinter die gelegte Sturmlücke ein neues Werk aufführen müssen.

Fast schien es unmöglich, sich von der Lage der Besatzung in Kenntniß zu setzen, indem alle Zugänge nach Smolensk durch feindliche Posten, so wie durch die Zirkumvallationen und Schanzen (b, b, b) eng bewahrt waren. Annähernde Wäldchen und Fußsteige wurden von der dort zahlreich umherschwärmenden russischen Kavallerie bewacht. Dennoch hinterging Wladislaw die Wachsamkeit und die Sicherheitsmaßregeln des Feindes auf eine ganz besondere Weise. Seine Hoffnung auf einige der Stadt näher liegende Gebüsche **) setzend, fand sich nämlich ein des Landes kundiger Soldat, welcher in ein grünes Gewand gehüllt und dergestalt mit grünen beblätterten Zweigen beputzt wurde, daß er die menschliche Gestalt verlor, und völlig wie ein Busch aussah. Durch die Hoffnung einer großen Belohnung gewonnen, begab sich nun dieser grüne Bote, mit Briefen an den Kommandanten versehen, des Nachts auf ihm bekannten Fuß-

---

*) Eine vollständige Beschreibung dieser Befestigung findet man in den Beilagen der in Berlin erschienenen Uebersetzung von Napoleon's Feldzug in Rußland.

**) Obgleich die Umgegend in jener Zeit ohne Zweifel viel verwachsener war, als es die neueren Pläne andeuten, so wagt es der Bearbeiter dieses Aufsatzes dennoch nicht, sich eine Willkührlichkeit bei dem Kopiren eines Planes zu erlauben, welcher sich wahrscheinlich aus jener Epoche erhalten hat, auf dem aber die Bezeichnung der Gehölze vergessen ist; nur die Gestaltung des Terrains hat er in einer neuern Zeichnungsmanier auszudrücken gesucht.

steigen nach Smolensk. Wo er vorüberreitende oder nicht weit entfernte Russen gewahrte, blieb er stehen, und erst, wenn sich die um ihn herumschwärmenden Feinde entfernt hatten, trat er seinen Weg von neuem an. So gelangte er glücklich in die Stadt, und wurde in der Folge noch mehreremale zu dieser Sendung gebraucht. Wladislaw konnte nun, von dem mißlichen Zustande der Festung unterrichtet, der Besatzung die Instruktionen übersenden, welche zu der Mitwirkung bei einem Angriffe nöthig waren.

In einem gehaltenen Kriegsrathe stimmten die Hettmanns Radziwill und Kazanowski mit dem Könige überein, daß man den Dnieper unvermuthet passiren, und die Stellung C kräftig angreifen müsse, die der Feind unter dem General Mattisson auf dem Berge Pokrawa eingenommen, und durch zwei Schanzen (c und d) verstärkt hatte, welche durch einen mit spanischen Reitern besetzten Graben verbunden waren. Ferner wurden zwei gleichzeitige falsche Angriffe disponirt, der eine unter Rosenow, Obersten der vereinten Infanterie, gegen die linke Flanke des unter Suhina stehenden Hauptlagers A′ A″; der andere, unter Kazanowski und Gosiewski, gegen die unter Prozorawski's Befehlen stehenden Verschanzungen B.

In der Nacht zum 7. August ließ der König dicht vor seinem Lager zwei Brücken über den Dnieper schlagen, und späterhin durch zurückgelassene Soldaten sogleich einen Brückenkopf bauen. Der Uebergang über den Fluß wurde noch vor Tagesanbruch glücklich und unbemerkt bewerkstelligt, und Mattisson bereits um 3 Uhr angegriffen. Der Angriff geschah hauptsächlich gegen die Schanze c mit der Avantgarde F″, während das Korps F′

waren gegen denselben nur durch eine mit Thürmen versehene Mauer *) von 48 Fuß Höhe und 18 Fuß untere Dicke gedeckt, und hatten bereits hinter die gelegte Sturmlücke ein neues Werk aufführen müssen.

Fast schien es unmöglich, sich von der Lage der Besatzung in Kenntniß zu setzen, indem alle Zugänge nach Smolensk durch feindliche Posten, so wie durch die Zirkumvallationen und Schanzen (b, b, b) eng bewahrt waren. Annähernde Wäldchen und Fußsteige wurden von der dort zahlreich umherschwärmenden russischen Kavallerie bewacht. Dennoch hinterging Wladislaw die Wachsamkeit und die Sicherheitsmaßregeln des Feindes auf eine ganz besondere Weise. Seine Hoffnung auf einige der Stadt näher liegende Gebüsche **) setzend, fand sich nämlich ein des Landes kundiger Soldat, welcher in ein grünes Gewand gehüllt und dergestalt mit grünen beblätterten Zweigen beputzt wurde, daß er die menschliche Gestalt verlor, und völlig wie ein Busch aussah. Durch die Hoffnung einer großen Belohnung gewonnen, begab sich nun dieser grüne Bote, mit Briefen an den Kommandanten versehen, des Nachts auf ihm bekannten Fuß-

*) Eine vollständige Beschreibung dieser Befestigung findet man in den Beilagen der in Berlin erschienenen Uebersetzung von Napoleon's Feldzug in Rußland.

**) Obgleich die Umgegend in jener Zeit ohne Zweifel viel verwachsener war, als es die neueren Pläne andeuten, so wagt es der Bearbeiter dieses Aufsatzes dennoch nicht, sich eine Willkührlichkeit bei dem Kopiren eines Planes zu erlauben, welcher sich wahrscheinlich aus jener Epoche erhalten hat, auf dem aber die Bezeichnung der Gehölze vergessen ist; nur die Gestaltung des Terrains hat er in einer neuern Zeichnungsmanier auszudrücken gesucht.

steigen nach Smolensk. Wo er vorüberreitende oder nicht weit entfernte Russen gewahrte, blieb er stehen, und erst, wenn sich die um ihn herumschwärmenden Feinde entfernt hatten, trat er seinen Weg von neuem an. So gelangte er glücklich in die Stadt, und wurde in der Folge noch mehreremale zu dieser Sendung gebraucht. Wladislaw konnte nun, von dem mißlichen Zustande der Festung unterrichtet, der Besatzung die Instruktionen übersenden, welche zu der Mitwirkung bei einem Angriffe nöthig waren.

In einem gehaltenen Kriegsrathe stimmten die Hettmanns Radziwill und Kazanowski mit dem Könige überein, daß man den Dnieper unvermuthet passiren, und die Stellung C kräftig angreifen müsse, die der Feind unter dem General Mattisson auf dem Berge Pokrawa eingenommen, und durch zwei Schanzen (c und d) verstärkt hatte, welche durch einen mit spanischen Reitern besetzten Graben verbunden waren. Ferner wurden zwei gleichzeitige falsche Angriffe disponirt, der eine unter Rosenow, Obersten der vereinten Infanterie, gegen die linke Flanke des unter Suhina stehenden Hauptlagers A′ A″; der andere, unter Kazanowski und Gosiewski, gegen die unter Prozorawski's Befehlen stehenden Verschanzungen B.

In der Nacht zum 7. August ließ der König dicht vor seinem Lager zwei Brücken über den Dnieper schlagen, und späterhin durch zurückgelassene Soldaten sogleich einen Brückenkopf bauen. Der Uebergang über den Fluß wurde noch vor Tagesanbruch glücklich und unbemerkt bewerkstelligt, und Mattisson bereits um 3 Uhr angegriffen. Der Angriff geschah hauptsächlich gegen die Schanze c mit der Avantgarde F″, während das Korps F′

sich bemühte, den Feind von der Brücke abzudrängen, und sich mit einem Ausfall in Verbindung zu setzen, zu welchem der Kommandant, mittelst des grünen Botens, zur Unterstützung des Angriffs aufgefordert worden war. Wirklich drang auch die Besatzung, unter der Anführung des tapfern Woiewodzki, über die Brücke in der Richtung von fff vor, nahm im Anlaufe die Schanzen e,e,e, obwohl mit einem Verluste von 300 Mann, und eroberte zwei Geschütze. Unter Begünstigung dieses Angriffs hatten dagegen Wladislaws Truppen den Weg gg gewonnen. Mattisson, von zwei Seiten gedrängt, focht mit Einsicht, und machte jeden Fuß breit Terrain streitig. Der König sah sich genöthigt, das Gefecht bis zum Ende des Tages zu unterhalten, theils um den Feind so weit von der Brücke abzudrücken, daß er die Kommunikation mit der Festung nicht wieder unterbrechen könnte, theils um einen Konvoy von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln in die Stadt zu werfen. Letzteres glückte auch vollkommen, indem dieser Konvoy, von dem Obersten Heinrich von Dänhoff geführt, und von einem Pulk der Infanterie des Prinzen Kasimir gedeckt, den eroberten Schanzen eee vorbei, und unweit des Dniepers den dort einfallenden Bach passirend, ungehindert über die Brücke in die Stadt gelangte. Der Oberst v. Dänhoff, welcher dem Könige die Nachricht von dem gelungenen Unternehmen überbringen wollte, wurde jedoch von einer Musketenkugel tödtlich verwundet, und endigte in einigen Tagen sein ritterliches Leben, zum großen Schmerze des Königs und des ganzen Heeres.

Nach der Beschaffenheit des Gefechts hatte die Reiterei der Polen wenig, destomehr aber ihre Infanterie

gelitten. Der König wagte es daher nicht, die etwanige Vereinigung der feindlichen Streitkräfte abzuwarten; zufrieden, die Festung vorläufig mit den nöthigsten Bedürfnissen und mit hinreichender Besatzung versehen zu wissen, zog er sich mit einbrechender Nacht nach seinem ersten Lager (E) zurück, ohne seinen andern Zweck, Abdrückung des Feindes von der Brücke, erreicht zu haben. Eine Arriergarde blieb in F‴ am rechten Ufer des Dniepers stehen.

Auf dem linken Ufer des Flusses hatte das Gefecht ebenfalls zur festgesetzten Stunde begonnen. Oberst Rosenow, welcher den Feldherrn Suhina in seinem Lager hinreichend zu beschäftigen wußte, erlitt eben keinen sonderlich starken Verlust dabei; der Feldhettmann Kazanowski verlor dagegen viele Menschen durch die unbeugsame Hartnäckigkeit, mit welcher er die zum Lager des Prosorawski gehörigen Schanzen bestürmte. Zuletzt fiel er in einen Hinterhalt, der ihm 300 Reiter und den Tod mehrerer Führer kostete.

Der König beschloß nun einen zweiten Angriff auf die Verschanzungen des Berges Pokrawa. Suhina sollte während desselben von Kazanowski, und Prosorawski vom Feldhettmann Radziwill auf beiden Seiten des Dniepers beschäftigt werden. Diese beiden Abtheilungen befanden sich zwar bald den feindlichen Verschanzungen gegenüber; Kazanowski brauchte indeß mehrere Wochen, in denen er Schritt vor Schritt kämpfen mußte, bis er in die Stellung M′, M″ eintraf, woselbst sogleich die dort bezeichneten Verschanzungen aufgeworfen wurden, durch welche die Verbindung zwischen den beiden Hauptlägern der Russen fast gänzlich unterbrochen ward.

Den 21. August fiel der Großhettmann Radziwill mit den Kosacken auf ein starkes feindliches Korps, das bei h, sowohl zur Vertheidigung der dortigen Brükkenschanze bei Prosorawski's Lager, als auch behufs einer Diversion im Rücken des Königs, im Fall einer dazu günstigen Gelegenheit, aufgestellt war. Von Infanterie unterstützt, zwangen die Kosacken endlich den Feind zur Räumung der Brückenschanze, wonach auch beide Brücken in die Hände der Polen fielen.

Der König hatte bis dahin, für seine rechte Flanke besorgt, gestrebt, die Russen in ihre Verschanzungen zurückzuwerfen, und die Angriffswerke o, o anlegen zu lassen. Sobald er aber die glücklichen Fortschritte Radziwills erfuhr, schickte er sich an, die Verschanzungen des Berges Pokrawa einzunehmen. Da indeß die Polen versäumt hatten, sich am 7. August bei e und g einzunisten, so hatte Suhina seine Verbindung mit der Stadt wiederhergestellt, und eine Verstärkung über den Dnieper geschickt. Der König mußte ihr daher den Obersten Buttler mit einer Abtheilung zur Sicherung seiner linken Flanke entgegen senden. Hierauf unternahm er den Sturm auf die russischen Verschanzungen, der indeß, obwohl mehrmals mit verstärkten Kräften erneuert, stets abgeschlagen wurde. Allein Mattisson, von aller Hülfe abgeschnitten, an diesem Tage sehr zusammengedrängt, und noch ferner durch die Uebermacht der königlichen Truppen bedroht, verließ diesen starken Posten in der folgenden Nacht von selbst, zog sich über k, den Dnieper passirend, nach D ab, uud ließ drei Kanonen und viele Haufen zusammengestellter Gewehre zurück. Der König ließ nun die Verschanzungen des Berges Pokrawa sogleich durch den Obersten Buttler be-

besetzen, und die Verbindung mit Smolensk, mittelst des Brückenkopfs, war nun bewerkstelligt. Denselben Tag wurde auch das polnische Hauptlager bis an den Fuß des Pokrawa vorgeschoben, und durch 1000 Mann frischer Truppen unter dem Podkomorzy *) von Litthauen, Fürsten Johann Radziwill, verstärkt. Auch das Anlehnungswerk M, oberhalb Smolensk, wurde wieder besetzt.

Den 25. August begab sich der König nach der Festung, um die Vertheidigungsanstalten der Zitadelle, so wie der Stadtmauern und Wälle zu betrachten. Hier rieth ihm der Großhettmann von Litthauen, zu einem Generalsturm gegen die Belagerungsarbeiten a a, und die Verschanzungslinien b b, da besonders Kasanowski von M′ aus thätig mitwirken könne, die Stadt aber den Rücken decke, und einen etwa nöthigen Rückzug sichere; allein der Widerspruch der anderen Befehlshaber machte den König unschlüssig, und gab dem Feinde Zeit, die schwachen Posten zu verstärken, und die Zahl der Geschütze den Brücken gegenüber zu vermehren, was den Polen späterhin vielen Schaden verursachte. Der König bemerkte die Nachtheile seines Zögerns, und beschloß nun ungesäumt den vorbemerkten Angriff.

Detaschements auf dem Pokrawa und in der Brückenschanze h zurücklassend, rückte Wladislaw mit dem Heer durch die Stadt in zwei Kolonnen gegen den Feind vor. Die Kolonne links wurde vom Woiwoden Goziewski, die Kolonne rechts vom Feldhettmann Kazanowski geführt. Alexander Piaseczinski, Kaste-

*) Wörtlich: Unterkämmerer, eine Staatswürde wie die Truchsesse, Mundschenken, Kämmerer ꝛc. der deutschen Kaiser.

lan von Kamieniec, war bestimmt, den Feind im Rük- ken anzugreifen.

Alle Nachrichten aus jener Zeit über diesen Krieg lassen ein Dunkel über den Gang dieses Angriffs; nur darin stimmen sie überein, daß sich daraus mehrere Tage hindurch die heftigsten und blutigsten Kämpfe dieses Krie- ges entspannen. Sie erwähnen ferner, daß beide Theile dabei einen nicht gewöhnlichen Muth zu erkennen gaben. Der König brachte etliche Nächte im Wagen bei seinem unter freiem Himmel liegenden Heere zu; seine Stand- haftigkeit und stete Gegenwart, so wie die Anführung und Ausdauer der Feldherren und Unterbefehlshaber, flöß- ten den Polen Beharrlichkeit und Muth ein. — Da- gegen hatten die russischen Feldherren Suhina und Prozorawski, außer den Unterbefehlshabern Bialo- selski Lepunow, Suhotin und Izmailow, die ausländischen Generale Alexander Leslei, Tobias Mattisson, Szarlei, Karl Hubert Damm, Kitt und Sanderson, mit einer nicht unbedeutenden Anzahl fremder Soldaten, unter ihren Befehlen, die in allen Theilen der ausübenden Kriegskunst wohl erfahren wa- ren. Außerdem standen ihre Truppen in starken, wohl barrikadirten Schanzen, welches die angeborne Aus- dauer der russischen Soldaten zur Vertheidigung er- höhte; und diese Gefechte desto hartnäckiger machte.

Während noch die Heeresabtheilungen der Polen be- schäftigt waren, den Feind in seine Verschanzungen zu- rückzudrängen, sich zwischen dieselben einzuschieben, und in der Gegend von M' festen Fuß zu fassen, wurde durch den Heldenmuth des Großhettmanns Radziwill wie- der eine andere Schanze (p) am Dnieper, zur Stel- lung von Prozorawsky gehörig, erobert. Dieser

Vortheil ermunterte zu ferneren Versuchen auf diese Stellung, sowohl durch die Litthauer, und durch die Preußen unter dem Obersten Weiher, der hierbei tödtlich verwundet ward, als auch durch 5000 zaporozkische Kosacken; Kazanowski und Firley mußten gleichzeitig gegen die andern Punkte des Lagers agiren. Radziwills vielfach erneuerte und mit der größten Hartnäckigkeit fortgesetzte Angriffe wurden zwar sämmtlich abgeschlagen. Dennoch sah sich Prozorawski in derselben mißlichen Lage, wie früher Mattisson. Er hatte viel Menschen verloren, und wurde die Vorbereitungen eines neuen, von der Zitadelle ausgehenden Angriffs (q) gewahr. Endlich mußte er eine gänzliche Einschließung befürchten, welche ihm die Vereinigung mit Suhina unmöglich gemacht hätte, Diese Betrachtung veranlaßte ihn, die regnigte und finstere Nacht zum 30. August zur Räumung seiner Stellung zu benutzen. Die gerade Straße war bereits von den polnischen Truppen durchschnitten, es gelang ihm aber, die Stadt fast unbemerkt zu umgehen, sich durch die Angriffswerke a a a zu ziehen, und sich glücklich mit den Truppen unter Suhina zu vereinigen.

Den 4. Septbr. zogen sich auch die Anführer des ausländischen Heeres, Leslei, Szarlei und Kitt, aus den zunächst den Mauern von Smolensk gelegenen Blockhäusern und Verschanzungen zurück, welche so hoch und stark, und nach allen Regeln der damaligen Kriegskunst erbaut waren, daß der König sich mit seinen Feldherren bei deren Besichtigung über das so baldige Verlassen derselben nicht genug verwundern konnte. Die vom Feinde zurückgelassenen Geschütze und Lebensmittel wurden nach Smolensk geschafft.

Größer noch würde die Freude Wladislaws über die hinter einander folgenden glücklichen Ereignisse gewesen seyn, wenn er nicht während der letzten Kämpfe den Verlust einer seiner tapfersten Ritter hätte erleiden müssen. Tödtlich in Schulter und Hals verwundet, fiel Jakob Woicwodzi bei einem verwegenen Hinausgehen aus seinen Befestigungen; auf Befehl des Königs wurde er am 10. Septbr. mit der größten Feierlichkeit beerdigt.

Smolensk war nun frei, und das Belagerungsheer selbst, durch die Unthätigkeit seines Feldherrn Suhina, in den Zustand der Vertheidigung versetzt. Dieser hatte jetzt sein ganzes Kriegsvolk in ein Lager vereinigt, und ließ die Anhöhe r, welche von D aus nach Smolensk zu gelegen ist, und die Jungfrau heißt, vorläufig verschanzen, weil er einsah, daß er durch die Wiederbesetzung des Werkes M, Seitens der Polen, bald zu einer Frontveränderung in der Richtung von A′ r gezwungen werden würde. Von dem Könige immer stärker gedrängt, trat er endlich in der ersten Hälfte des Oktobers, unter Zurücklassung des schwersten Geschützes und einer großen Menge anderer Militairgeräthe, seinen Rückzug von A′ A″ an, und bezog das ziemlich eine Meile von der Festung entfernte Lager D, welches er sich früher zur Niederlage verschiedener Zufuhren ausersehen und eingerichtet hatte. Der vorgeschobene Posten r wurde von den Russen sehr stark besetzt gehalten.

Der König von Polen ließ seinerseits den Woiwoden Gosiewski zur Vertheidigung von Smolensk zurück, und folgte dem Feinde mit dem Heere auf dem Fuße nach. Er entsandte den Kastellan Piaseczinski nach Drogobush, wo sich sämmtliche Magazine des Fein-

des befanden. Diesem gelang es, sich dem Orte ungehindert zu nähern, die Burg einzunehmen, und diese sammt der Stadt zu verbrennen. Nach Angabe polnischer Schriftsteller geschah letzteres nur, um die Raubgier seiner Soldaten zu hemmen, und die Ordnung unter ihnen wieder herzustellen.

Der Großhettmann von Litthauen, welcher sich wieder auf das rechte Ufer begeben hatte, führte inzwischen sein Korps über die Stabna und Kolodnia, wo es sich in G verschanzte. Zugleich hatte er die Nachlässigkeit des Feindes zu benutzen gesucht, indem er den Bogdanow-Berg (J) stark besetzte, und das Kommando auf demselben dem Woiwoden Abramowitz übergab. Der Feind mochte seinen Fehler bald bemerken, er wurde ihm aber besonders fühlbar, als sich die Polen schon den 18. Oktbr. auf dem Lerchenberge (K) festsetzten, von wo aus sie mit ihren Geschützen das russische Lager völlig bestrichen. Dies nöthigte den Suhina zu dem Versuche, sich wieder in den Besitz dieser Höhen zu setzen. Er entwickelte daher am 19ten eine beträchtliche Macht, um die Polen zu verdrängen. Diese vertheidigten aber beide Berge mit gutem Erfolge, wozu besonders die deutsche Infanterie viel beitrug, welche in der Flanke der Anrückenden etwas verdeckt aufgestellt war; zur rechten Zeit wurde sie von den Buttlerschen Fahnen unterstützt, wodurch es endlich gelang, die Russen mit Verlust von 2000 Todten und Verwundeten völlig zurückzuwerfen.

Gleich anfangs bei Besetzung der beiden Berge J und K hatte man sich mit dem Aufwerfen mehrerer Schanzen beschäftigt, die aber, des felsigen Bodens wegen, erst in 14 Tagen zu Stande kamen. Der Rest des Oktobers, so wie der nachfolgende Monat, verflos-

sen mit dem Bau der Verschanzungen, mit einigen Scharmützeln, dem Begraben der Todten und dem Auswechseln der Gefangenen. Im russischen Lager veranlaßten die verschiedenen Ansichten und Gesinnungen, so wie der bisherige Verlust, viele Streitigkeiten, welche so weit gingen, daß Leslei eines Tages den Sanderson im Beiseyn des Suhina mit einem Pistol niederschoß!!

Wladislaw wünschte den sich immer mehr verschanzenden Feind zu einer Hauptschlacht zu bewegen; für den Gegenfall beschloß er, das russische Lager völlig einzuschließen, welches auch durch die vier stark befestigten Stellungen G unter Radziwill, J und K unter Abramowitz, L unter Danielowitz, und H unter Arciszewski, geschah. Danielowitz besetzte zugleich die vom Feinde verlassene Schanze A'. Ein Verhau verband die einzelnen Schanzen seiner und der Stellung des Abramowitz.

Suhina hingegen, welcher, außer den donischen Kosacken, noch 40,000 Mann Russen und 6000 besoldete Deutsche, unter Leslei, befehligte, unterließ es aus nicht ganz verwerflichen Gründen, sich nach Rußland zurückzuziehen. Durch die nicht zu schlechte Lage seines Lagers gesichert, glaubte er späterhin glücklichere Gefechte zu liefern, oder aber die Polen durch kleine Scharmützel zu schwächen; wie es ihm denn auch einmal gelang, einige polnische Schwadronen aufzureiben. Auch vermuthete er, daß die Polen bei der angestrengten Lagerarbeit ermüden, und sowohl durch die Strenge des bereits eingetretenen Winters, als durch die schwer herbeizuschaffenden Lebensmittel und Fourage, genöthigt werden würden, die Winterquartiere zu beziehen. Dann wollte Suhina die aus Rußland erwarteten Truppen, welche be-

reits auf dem Wege waren, an sich ziehen, wieder zur Offensive übergehen, und mit desto größerem Eifer die Belagerung von Smolensk erneuern. Endlich hatte er es nicht für möglich gehalten, daß seiner Armee von einem fast nur halb so großen Heere die Zufuhr auf dem Dnieper abgeschnitten werden könnte; und noch weniger vermuthete er, daß die Polen zur Zeit der größten Fröste dieses Landes fünf Monate hindurch sein Lager täglich beurunhigen und anfallen, die Zufuhr, besonders des Brennholzes, verhindern und zuletzt gänzlich hemmen würden.

Die Polen hatten im Anfange einen solchen Ueberfluß an Lebensmitteln, daß sie auf eine sehr lange Zeit ausgereicht hätten; allein die ungestümen Horden der Dienstleute des Königs und der Offiziere verdarben weit mehr, als verzehrt wurde, so daß ein wirklicher Mangel eintrat, wodurch eine Menge Reiterei eingehen mußte, und viele Soldaten erkrankten. Trotz dieses Mangels fuhren jedoch die Truppen fort, dem Feinde mehr durch Tapferkeit als durch ihre Anzahl Schaden zuzufügen, und obgleich in den Treffen und Scharmützeln, welche zwischen den gegenseitigen Lägern geliefert wurden, mit abwechselndem Glücke gefochten ward, so war doch der Verlust der Russen stets bedeutender, als der der Polen. Die Zufuhr des Holzes wurde den Russen besonders durch Danielowicz, Sohn des Woiwoden von Reussen, einem Jüngling von ungemeiner Tapferkeit, verwehrt; sie verloren durch denselben zu verschiedenen Malen mehr denn 6000 Mann, welche theils gefangen wurden, theils durch das Schwert fielen.

Das russische Lager wurde unterdessen immer mehr und mehr von den polnischen Schanzen und Palan-

ken *) eingeengt, und die Kanonenkugeln flogen bis zum Zelte des Suhina, so daß der Feind nicht nur von dem Hunger und der Kälte, sondern auch von der steten Unsicherheit geplagt wurde.

Der König von Polen bewohnte ein kleines hölzernes Häuschen, und viele seiner Offiziere lagen in Hütten der nächsten Dörfer; der größte Theil von ihnen war jedoch mit den Soldaten unter freiem Himmel, der Heftigkeit des Frostes ausgesetzt. Der König erfüllte fast alle Obliegenheiten des Offiziers und des Soldaten; oft beritt er des Nachts im größten Sturm und Frost die Feldwachen und Vorposten, welche der Feind mehreremale vergebens mit seiner auserlesenen deutschen Infanterie aufzuheben versuchte.

Die Unermüdlichkeit, mit der sich Wladislaw allen Beschwerden aussetzte, fing jetzt an ihm ganz besondere Vortheile zu gewähren; sein Ruhm hatte sich sehr schnell verbreitet, und unter den von allen Seiten herzuströmenden Glückwünschen zu seiner Thronbesteigung und zu seinen Siegen, fügte der Tartarchan das Anerbieten von 100,000 Mann Hülfstruppen bei. Die Gesandtschaft desselben wurde freudig angenommen und mit Kanonenschüssen begrüßt, was im russischen Lager große Verwunderung verursachte, und zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gab. Erst nach mehreren Tagen, nämlich am 10. Dezbr., entließ der König die Gesandten wieder. Auch wurden ihm die Beschwerlichkeiten durch die Nachrichten versüßt, welche Koniecpolski, Großhettmann von Polen, und der Fürst Jeremias Wisniowiecki von den glücklichen Erfolgen der polnischen

*) Siehe Hoyers Wörterbuch der Kriegsbaukunst.

Waffen gegen die Türken, und deren Neigung zum Frieden, durch den Hauptmann Wreszcy eingesendet hatten.

Im Lager des Königs wurde Anfangs Dezember in einem Kriegsrathe beschlossen, daß der Großhettmann Radziwill bei dem Könige zurückbleiben, Martin Kazanowski und der Woiwode Goziewski aber mit 6000 Mann Infanterie und Reiterei, so wie mit 10,000 zaporosker Kosacken tiefer in Rußland eindringen sollten, um sowohl die Furcht vor dem polnischen Namen durch das weite Land bis nach Moskau zu verbreiten, als auch die zu Hülfe anrückenden Truppen zu vertreiben, welche, nach Aussage der Gefangenen, dem Suhina zugehen sollten.

Der polnische Soldat hatte sich in dem fruchtbaren Lande bald gestärkt. Nach der damaligen Kriegesweise wurde alles mit Feuer und Schwert vernichtet, die russischen Dörfer wurden abgebrannt, und durch die Kosacken die Zerstörung bis unter die Mauern der feindlichen Hauptstadt verbreitet. Die Feldhettmanns Kazanowski und Stephan Czarniecki zerstreuten die sich bei Maystruk sammelnden Truppen, welche zum Entsatze des Suhina bestimmt waren.

Die gegenseitig verschanzten Hauptheere neckten sich unterdessen den Winter hindurch mit häufigen Ausfällen. Ein Versuch des Großhettmanns Radziwill, am 31. Dez., die Russen auf der Seite des Lagers von Danielowitz (A′ u. L) in einen Hinterhalt zu locken, gelang zwar nur halb, kostete jedoch den Russen viel Menschen. Auch die Polen hatten viele Verwundete, worunter die Führer Kaminiec und Danielowitz.

Der ganze Januar 1634 verfloß unter Scharmü-

zeln, welche sich wegen des zugefrornen Dniepers vervielfachten, und in denen beide Theile außerordentlich viel Tapferkeit und Unternehmungsgeist im kleinen Kriege entwickelten. Während dieser Zeit befahl der König, sechs der schwersten Geschütze aus Smolensk auf den Lerchenberg (K) zu bringen, welche, nach Aussage der Ueberläufer, dem Feinde vielen Schaden verursachten.

Im russischen Lager nahmen unterdeß Mangel und Krankheiten immer mehr überhand. Die Soldaten wohnten in Erdhöhlen oder Schneehütten; täglich wurden eine Menge von Todten begraben, und die russischen Ueberläufer fingen an, sich in großen Haufen im polnischen Lager einzufinden. Aber auch die Polen litten durch die Kälte bedeutend; aus dem Regimente des Maltheſers Siegismund Radziwill starben in einer Nacht 24 Mann, in den andern Truppenabtheilungen herrschte ein ähnliches Verhältniß. —

Als der König von den Gefangenen und Ueberläufern die Noth der Russen vernahm, ließ er dem Suhina Anträge zur Uebergabe machen, und schickte auch den 4. Januar einen Gesandten nach Moskau an den Czaar, um demselben den unnützen Widerstand seines umzingelten Heeres vorzustellen, und ihn zum Frieden zu bewegen; eigentlich geschah diese Sendung aber nur, um die ferneren Zurüstungen und Gesinnungen der Russen auszukundschaften.

In den ersten zwei Wochen erfolgte aus dem Lager des Suhina keine Antwort, weil derselbe noch immer das bei Maystruk geschlagene Korps erwartete; da er aber erfuhr, daß es schon zerstreut sey, und alle Zugänge zu seinem Lager verschlossen wären, und er sich überzeugte, daß trotz der Strenge des Winters die Angriffsarbeiten

der Polen seine Stellung schon so einengten, daß fast Niemand mehr aus dem Lager konnte; da ihm ferner die Lebensmittel fehlten, und er das Murren der deutschen Truppen bemerkte, welche sich bei dem Mangel an Feuer und Obdach in täglicher Blutarbeit befanden, und bereits durch diesen ihnen ungewohnten Feldzug bis zur Hälfte ausgestorben waren: so fing er an einzusehen, daß er sich endlich auf irgend eine Weise entscheidend benehmen müsse. Nachdem sich zuletzt seine ganze Macht bis auf 20,000 Mann verringert hatte, leitete er, bei Gelegenheit des Auswechselns einiger Gefangenen, Unterhandlungen ein. Gleich Anfangs zeigte es sich, ihm liege am meisten an einem freien Abzug. Er erhielt zur Antwort, daß der König dazu nicht abgeneigt wäre, wenn er sich auf die Gnade desselben ergeben, und die beigelegten Bedingungen annehmen wolle. Suhina ging endlich öffentliche Verhandlungen ein, und trug am 29. Januar auf einen Waffenstillstand an, der ihm auch bewilligt ward.

Man bemerkte aber bald, daß der Feind, unter dem Vorwande des Unterhandelns, seiner Noth abzuhelfen suchte, und die angefangenen Unterhandlungen nur anscheinend in die Länge zog, um günstigere Bedingungen zu erhalten. Die von Wladislaw vorgeschriebenen erschienen den fremden Generalen so schimpflich, daß sie den Vergleich verwarfen. Da ferner der Feind durch einen Ueberläufer der Abtheilung von Wulffen die schwächste Stelle der polnischen Umschanzungen in Erfahrung gebracht hatte, so machte er den 21. Februar den Versuch, sich durchzuschlagen. Allein die Polen waren so auf ihrer Hut, daß die Russen von ihrem Unternehmen abstehen mußten. Aufgebracht über diese List, weigerte

sich der König, von den Bedingungen ferner etwas abzulassen.

Zuletzt traten wiederum von beiden Seiten Kommissarien in dem Zelte des Maltheserritters Fürsten Siegmund Radziwill beim Lerchenberge zusammen, wo auch der König, mit dem Fürsten Christoph Radziwill hinter einem Vorhange stehend, die Verhandlungen mit anhörte. Nach vielen Debatten kam die Kapitulation auf folgende Bedingungen zu Stande.

1) Das russische Heer darf nach Verlassung des Lagers vier Monate hindurch nicht gegen den König und die gemeinschaftliche Sache Polens dienen.

2) Das ganze Lager wird mit allen Geschützen und Militair-Effekten dem Könige übergeben. Davon sind 12 Feldgeschütze ausgenommen, welche der König dem Suhina mitzunehmen erlaubt.

3) Alle Ueberläufer und Spione, ferner alle Unterthanen des Königs, wenn sie auch im Dienste Rußlands wären, müssen ausgeliefert werden; so wie diejenigen, sie mögen Ausländer oder geborne Russen seyn, welche in den königlichen Dienst treten, oder vom russischen Dienste befreit seyn wollen.

4) Das russische Heer rückt den 1. März mit aufgewickelten Fahnen und ausgelöschter Lunte, ohne Schall der Trompeten und Trommeln, auf die vom Könige zu bezeichnende Stelle. Die Fahnen werden nach dreimaliger Senkung niedergestreckt, und bleiben so lange liegen, bis der Hettmann von Litthauen ein Zeichen zum Abmarsch giebt. — Der Oberbefehlshaber selbst, Michael Borisowitz Suhina, mit allen seinen Stabsoffizieren, ohne Unterschied der Nation, steigen von den Pferden,

und fallen vor dem Könige auf die Kniee; sie stehen nicht eher wieder auf, als bis der Hettmann Fürst Radziwill ihnen befiehlt, die Pferde zu besteigen und ihren weiteren Weg einzuschlagen. Im Fall eines Zusammentreffens darf den Unterthanen des Königs auch nicht das geringste Leid zugefügt werden. Uebrigens bleibt es den Russen erlaubt, sich für baares Geld Lebensmittel kaufen zu dürfen.

5) Die Geschütze, das Pulver und der ganze Kriegsvorrath werden durch königliche Kommissarien aufgenommen, und ohne das Geringste zu verheimlichen oder zu verderben, an dieselben überliefert.

6) Die Schanzen, spanischen Reiter rc. werden, ohne etwas zu verderben, übergeben.

Diese und noch einige geringere Bedingungen, wurden durch den Podkomorzy von Przemysl, dem Bischof Zadzik überbracht, welcher sich als Kronkanzler beständig unter den Umgebungen des Königs befand. Der König bestätigte dieselben, worauf sie bei der Auslieferung der russischen Effekten von sämmtlichen Kommissarien beschworen wurden.

In dem russischen Lager fanden die Polen, außer einigen Geschützen von außergewöhnlicher Größe:

29 Haubitzen *) von verschiedenem Kaliber, den Inschriften nach in Amsterdam gegossen.

70 neue schön gearbeitete Feldgeschütze.

7 Mörser von ungewöhnlichem Kaliber, nebst einigen kleineren. In Summe 123 Geschütze.

Weiter fanden sich vor:

7,346 eiserne Kugeln verschiedener Größe.

---

*) Szmigownic.

2,372 Granaten verschiedener Größe.
1,200 Zentner Pulver.
887 „ Blei.
10,000 Flinten und Musketen.
4,000 Hellebarden, und eben so viel Schwerter und türkische Säbel.
10,000 Helme und Panzer.
Außerdem aber noch eine große Menge von Petarden, Spaten, Wagen, Gespanne und anderer Geräthschaften.

Mit großen Hoffnungen rückte nun Wladislaw in das fast wehrlose Rußland ein. Allein vor Biala fand er unvermutheten Widerstand, und sein Heer forderte ungestüm den rückständigen Sold; wodurch er genöthigt wurde, auf den Reichstag zu gehen. Da nun nach seiner Abreise die Führung der Armee an die nicht sehr übereinstimmenden Feldherren gefallen wäre, durch die Vorspiegelungen des Bassa Abassi die Pforte den Frieden ausgeschlagen hatte, und der mit Schweden geschlossene Waffenstillstand fast zu Ende gegangen war, so sah sich der König bewogen, am 13. Juni 1634 an dem Flusse Polanowka, zwischen Dorogobusch und Wiasma, den Russen einen Frieden zu bewilligen, um den ihre Abgeordneten mit Thränen baten.

Wladislaw sprach die Russen von dem ihm geleisteten Eid der Treue los, trat dem Czaar alle seine Ansprüche an das russische Reich ab, und lieferte demselben seine Wahlurkunde nebst den dazu gehörigen Schriften aus. — Dagegen mußte der Czaar Czernichowien, Severien und Nowogrodeck an Polen, und an Litthauen die Landschaft Smolensko und die Städte Dorogobusch, Biala, Roslav, Starodub, Trapiesko, Poczopov, Ne-

vela, Sobiescza, Krasnibrod, Mokrosklonсza, Popovo-gora mit ihren Gebieten und Kriegsvorräthen abtreten. In diesen abgetretenen Ländern wurde nur den Soldaten, Geistlichen und Kaufleuten das Abzugsrecht zugestanden. Ferner machte sich der Czaar verbindlich: sich des Titels von Czernichowien und von Smolensko zu enthalten, und den Titel von Rußland nicht auf das polnische Reussen auszudehnen, auch alle Ansprüche auf Liefland und Esthland fahren zu lassen. — Endlich zahlte er den Polen noch eine große Summe für die Kriegskosten, und fügte derselben ein Geschenk von Zobelfellen von hohem Werthe bei. Die zwischen Rußland und der Pforte eingetretenen Differenzen hatten ebenfalls dazu beigetragen, den Czaar zu diesem Frieden geneigt zu machen.

Polen hatte demselben überhaupt eine Vergrößerung von 4000 Quadratmeilen, so wie die billigen Bedingungen zu danken, auf welche die Schweden jetzt eine Verlängerung des Waffenstillstandes eingingen. Auch auf die türkischen Angelegenheiten wirkte dieser Friede entscheidend. Noch vor dem völligen Abschlusse desselben hatte der König von Polen seine Truppen nach und nach aus den völlig verheerten Ländern zurückgezogen, und nach Podolien und der moldauischen Grenze marschiren lassen. Dies, und ein schwerer Krieg, in welchem die Pforte mit Persien verwickelt war, brachten endlich auch den Abschluß des Friedens mit derselben unter der Bedingung zuwege, daß von der Pforte die Staatsverfassungen in Siebenbürgen, so wie in der Moldau und Walachei unverändert gelassen, und die Tataren gezwungen würden, das Gebiet von Bialogrod zu verlassen.

V.

Auszug aus dem (neuesten) französischen Feld-dienst-Reglement.

(Schluß.)

Art, das Lager abzubrechen.

Wenn zum Aufbruch getrommelt wird, so werden die Zeltpfähle so schnell als möglich herausgezogen, und auf das gegebene Signal fallen alle Zelte zugleich. Das Zelt wird von Erde gereinigt, die Decken, um sie vor der Feuchtigkeit zu bewahren, werden in die Leinwand gewikkelt, und die Zeltpflöcke ꝛc. an die Soldaten vertheilt. Die Zeltstangen müssen unter die Leinwand gepackt werden, damit ihre Schwere und die Beschläge die Zelte nicht beschädigen.

Es wird zum Lager der Truppen geliefert:

Für jede Kompagnie auf 15 Mann ein Zelt neuer Art oder zwei Zelte alter Art.

Für jeden Adjutanten ein Zelt alter Art.

Für den Regiments-Tambour, Tambour-Korporal, und die acht Hautboisten ein Zelt neuer oder zwei Zelte alter Art.

Für jede Wäscherin ein Zelt alter Art.

Für die Arrestanten ein Zelt neuer oder zwei Zelte alter Art.

Für

Für das Piket ein Gewehrmantel; eben so für jede Reihe Zelte einer Kompagnie.

Auf jedes Zelt neuer oder auf zwei Zelte alter Art wird ein Feldkessel nebst Deckel, und ein Ueberzug mit ledernen Riemen geliefert. Ein Feldkessel wird jeder Kompagnie über den Etat gegeben, um die reparaturfähigen einstweilen ersetzen, oder ihn an Kommando's geben zu können. — Jedes Zelt alter Art erhält überdies eine Schüssel, ein großes Trinkgeschirr, eine Schaufel, eine Hacke, ein Beil, und eine kleine Hacke mit einem Hammer. Ein Zelt neuer Art erhält diese Geräthschaften doppelt. Auf jedes Zelt alter Art werden zwei wollene Decken gegeben, jedoch nur in der rauhen Jahreszeit, und auf gegebenen Befehl. — Jede Kompagnie erhält drei Flaschen, um Weinessig hineinzuthun, welche auf dem Marsche die Sergeanten tragen. — Die Zelte der Adjutanten, Marketender &c. werden mit den oben erwähnten Geräthen nach Maßgabe der sie bewohnenden Personen versehen, doch erhalten die Arrestanten keine dergleichen.

Der Oberst erhält ein komplettes Zelt für sich, und ein Zelt alter Art für seine Bedienten. Außerdem erhält jeder Oberst oder Regimentskommandeur eine Markise mit Wänden, um Rath zu halten und die Offiziere zu empfangen. — Der Oberstlieutenant und Bataillonschef erhalten ein Zelt für sich, und eins alter Art für die Bedienten. Eben so jeder Kapitain, Adjutant-Major und Regimentsarzt. Der Zahlmeister erhält, außer einem Zelte für sich, eins neuer Art zum Büreau und eins alter Art für die Bedienten; die Lieutenants zwei und zwei ein komplettes Zelt, und eins für die Bedienten.

Die Zelte der Kavallerie sind denen der Infanterie gleich; ihre Zahl richtet sich nach der Stärke der Schwadronen. Sie bilden eine doppelte und zwei einfache Reihen, so daß die Schwadron, außer einer kleinen Gasse von zwei Metres zwischen den an einander gestellten Zelten, zwei große Gassen von 18 bis 20 Metres hat, in denen die Pferde in zwei Reihen, zwei Metres von den Zelten, stehen. Zwischen den Zelten bleibt ein Raum von fünf Metres, um die Fourage dahin zu legen. Zwischen den letzten Zelten ist dieser Raum doppelt so groß, damit sich keine Fourage in der Nähe der Kochlöcher befinde.

Art der Publikation des Avancements der Offiziere aller Grade.

Bei einem General-Lieutenant präsentirt die Division; bei einem General-Major (Maréchal de camp) die Brigade das Gewehr.

Bei einem Obersten nimmt das Regiment das Gewehr auf; bei einem Bataillonschef das Bataillon; bei einem Kapitain seine Kompagnie; bei einem Lieutenant oder Souslieutenant seine Sektion.

Nach vorhergegangenem Trommelschlag (après avoir battu un ban) spricht der mit der Publikation Beauftragte:

> Im Namen des Königs! (Nennung aller untern Grade, von denen der Offizier anerkannt werden soll.) Ihr werdet den Herrn (Namen und Charge) als (Nennung der neuen Charge) anerkennen, und ihm in allem gehorchen, was er für den Dienst Sr. Majestät befehlen wird.

Es wird von neuem getrommelt (on fermera le ban) und die Akkolade (der Rittergruß) gegeben.

Schema eines Sauvegarden-Briefes.

Im Namen des Königs.

Es ist ausdrücklich verboten, sich an der Person oder dem Eigenthume des (Namen und Ort) zu vergreifen, welche unter dem Schutze der Armee stehen. Es wird allen Militairkommandanten und andern Behörden anbefohlen, ihnen Sicherheit und Schutz zu gewähren.

Demzufolge ist der gegenwärtige Schutzbrief von uns unterzeichnet und mit dem königlichen Siegel versehen worden.

Hauptquartier . . . . . .

Der Kommandirende.

Auszug aus der Ordonnanz des Königs wegen der den verschiedenen Generalen zustehenden Adjutanten (vom 5. Febr. 1823).

Indem Wir in den gegenwärtigen Umständen Unsern Generalen die Mittel an die Hand geben wollen, sich Offiziere nach ihrer Wahl zu attaschiren, und die Interessen des königlichen Generalstabs mit denen des Dienstes zu vereinigen, befehlen Wir:

Die Marschälle und Generale auf dem Kriegsfuße und im aktiven Dienste der Armee können die unten bestimmte Anzahl von Offizieren bei sich haben:

Die Marschälle 6 Offiziere, nämlich:

- 1 Oberst oder Oberstlieutenant } Adjutanten,
- 1 Bataillonschef } Adjutanten,
- 2 Kapitains oder Lieutenants } Adjutanten,
- 2 Stabs- od. Subalternoffiziere als Ordonnanzoffiziere.

Die General-Lieutenants, welche en Chef kommandiren, 4. Offiziere, nämlich:

- 1 Oberst, Oberstlieutenant oder Bataillonschef } Adjutanten,
- 2 Kapitains oder Lieutenants } Adjutanten,
- 1 Stabs- od. Subalternoffizier als Ordonnanzoffizier.

Die General-Lieutenants 3 Offiziere, nämlich:

- 1 Bataillonschef } Adjutanten,
- 1 Kapitain oder Lieutenant } Adjutanten,
- 1 Subaltern als Ordonnanzoffizier.

Die Brigadegenerale 2 Offiziere, nämlich:

- 1 Kapitain oder Lieutenant als Adjutant,
- 1 Subaltern als Ordonnanzoffizier.

Die Adjutanten müssen immer aus den Generalstabs-Offizieren genommen werden.

Die Ordonnanzoffiziere können aus allen Waffen, oder aus den inaktiven Offizieren gewählt werden. Sie avanciren in ihrer Waffe und treten in dieselbe zurück, wenn ihre Funktion als Ordonnanzoffizier aufhört.

Die Marschälle und Generale haben die Erlaubniß, statt der Ordonnanzoffiziere, Adjutanten von gleichem Grade aus dem Generalstabe zu nehmen.

VI.

Das Reich Birma.

(Auszug aus mehreren geogr. statist. Skizzen.)

Bei der Mangelhaftigkeit der Geographie und Statistik der indo-chinesischen oder hinterindischen Halbinsel, werden einige glaubwürdige Notizen über das Reich der Birmanen, dessen Kampf mit den Engländern das allgemeine Interesse auf sich gezogen hat, nicht unwillkommen seyn.

Im Anfange des 19ten Jahrhunderts gab es nur zwei große Reiche auf der hinteren Halbinsel von Indien, nämlich Anam im Osten und Birma *) im Westen; zwischen beiden lag das jetzt unbedeutende Siam; im Nordwesten erhielten das von hohen Gebirgen umgürtete Gebirgsthal Assam, und die auf den Grenzgebirgen wohnenden Garrow-Fürsten eine Art von Unabhängigkeit. Im Jahre 1822 setzten sich die Birmanen in den Besitz des Thals von Assam oder Aßchem, was begreiflich den Engländern, ihrer Handelsverhältnisse wegen, sehr unangenehm seyn mußte, und der Krieg

*) Von einigen Schriftstellern werden die Birmanen Braghmanen, von andern Bomanen oder auch Burmanen genannt.

kam zwischen beiden Nationen zum Ausbruch. Uebrigens hatten die Engländer schon seit langer Zeit das Reich der Birmanen mit eifersüchtigen Augen bewacht. Dieser Krieg ist seither mit abwechselndem Glücke geführt worden. Erst im Jahre 1824 gelang es den Engländern, sich des südlich belegenen birmanischen Hafens Rangun zu bemächtigen, Siam für ihre Sache zu gewinnen, und weiter in das Innere des Reichs vorzubringen, namentlich gegen die Hauptstadt Ammerapura *).

Birma umfaßt 10° 16′ geographischer Länge (nämlich zwischen 108° 24′ und 118° 40′) und 21° nördlicher Breite (nämlich zwischen 7° 30′ und 28° 30′). Es grenzt an Tibet und Butan, an China, an Siam, an die Malaien-Halbinsel, und an Bengalen und dessen Golf. Der Flächeninhalt beträgt etwa 16′850 Q. Meilen. Die neueste Geographie legt das Birmanenreich zwischen 6° und 27° 10′ nördlicher Breite, und zwischen 89° 45′ und 98° 50′ östlicher Länge, wonach seine größte Ausdehnung 315 Meilen in der Länge und 106 Meilen in der Breite, sein Flächeninhalt aber nur 14′000 Q. Meilen betragen soll. Dieser Staat bildet die fünfte große Macht von Indien, seitdem Hindostan von Persien getrennt ward.

Eine zum Himalih gehörige, den Europäern fast noch ganz unbekannte hohe Gebirgskette scheidet Birma von Tibet und Butan; von China und Siam, und be-

*) Ammerapura, auch Amarapurah oder Ummerapurah (die Unsterbliche) genannt, ist in diesem Augenblick die Hauptstadt des Birmanenreichs.

grenzt das Thal von Assam; von diesem Thale aus führt nur ein hoher Gebirgspaß, der Drolonghe Ullar, nach Butan. Hauptflüsse sind der Bramaputra und der Irawaddy, welcher das Längenthal von Birma befruchtet. Dieser letztere Strom fließt von Tibet durch die Gebirge nach Birma, und wirft sich in mehreren Armen in den Golf von Bengalen. Sein ganzer Lauf beträgt 250 Meilen, von denen über 100 schiffbar sind. Er schwillt des Jahrs vier Monate lang an, wie der Nil, was zur Fruchtbarkeit seines Thals nicht wenig beiträgt. Außer diesen beiden Hauptflüssen sind noch viele Nebenflüsse zu merken, die alle in den Golf sich ergießen, mit Ausnahme des Menam und des Mekaub, die in den Ozean fallen.

Der Boden ist im Ganzen leicht, in den wasserreichen Gegenden höchst ergiebig, in den Gebirgsthälern fruchtbar. Das Klima ist zwar heiß, aber für die Bewohner gesund, weniger für die Europäer. Die Erzeugnisse von Birma, so wie die Thiere, sind fast die nämlichen, wie in Hindostan. Der Elephant ist in Birma vorzüglich schön und stark, in Prone am Irawaddy befindet sich eine große Reitbahn zur Abrichtung der Elephanten. Das Land besitzt fast alle edle Metalle, vorzüglich Gold, Mineralien aller Art, die schönsten farbigen Edelsteine &c.

Die Zahl der Einwohner mag mit Assam 12 bis 16 Millionen, aus den verschiedenartigsten Stämmen zusammengesetzt, betragen. Das Reich war früher mehr bevölkert, aber das angenommene Militairsystem soll das Land verödet und entvölkert haben.

Der Birmane ist im Ganzen groß und wohlgestaltet, das weibliche Geschlecht ausnehmend biegsam, denn es gehört z. B. zum guten Ton, daß der Ellenbogen einer Frau verkehrt stehen muß. Der schwache Bart wird von den Männern ganz ausgerauft. Der Birmane ist von lebhaftem Temperament, ungemein reizbar und ungeduldig, muthig, arbeitsam, frohen Sinnes, dienstfertig, wißbegierig, voller Geistesgegenwart, und gegen Fremde redlich. Bei aller Gutmüthigkeit liegt ein Zug von Grausamkeit in seinem Charakter, der sich vorzüglich im Kriege ausspricht, wo der Birmane die empörendsten blutigsten Handlungen nicht für unrecht hält. Auch die bürgerlichen Einrichtungen sind nicht frei von Grausamkeit; so z. B. wird beim Tempelbau der erste vorübergehende Mensch als Opfer in das Fundament geworfen und lebendig eingemauert. Der Birmane hat viel Sinn für Nationalität.

Der gemeine Birmane geht, bis auf die Pagne (kurze Hose), völlig nackt; nur im Winter wirft er eine warme Zeugjacke über die Schultern; den Kopf bedeckt eine flache Mütze, und gewöhnlich hängt ein Säbel an der Hüfte. Der Adel trägt bei Hoffesten lange Kleider von geblümtem Atlas oder Sammet mit weiten Aermeln, und einen kurzen Mantel auf der Schulter; als Kopfbedeckung eine hohe Sammetmütze nach dem Range. Der gemeine Birmane trägt gewöhnliche Ohrringe, der vornehme eine schwere Masse von gerolltem Goldblech im Ohrläppchen. Die Frauen färben im höchsten Staat das Innere ihrer Hände und die Nägel roth, den Rand der Augenlieder und die Zähne aber schwarz, eine Mode, die auch von den Männern nachgeahmt wird. Ohne Sonnenschirm geht kein vornehmer Birmane, ohne Fä-

cher keine Birmanin. Jeder Stand und Rang hat bei den Birmanen seine eigne Kleidung und seinen eignen Schmuck, den sich kein andrer anmaßen darf. An allem, was dem Birmanen angehört, kann man seinen Rang erkennen. Das Wort Scho oder Gold bedeutet im Allgemeinen alles, was dem Herrscher angehört. Außer dem Herrscher und seinem Hause giebt es Adel und Volk. Die Leichen der ärmeren Klassen werden begraben oder in den Fluß geworfen; vornehme Leichen aber verbrannt.

Die birmanischen Wohnungen, gemeinhin aus Bambus, sind einfach aber unreinlich, einen Stock hoch, der Ueberschwemmungen wegen auf Pfählen gebaut, und nur mit Leitern zugänglich. Die Städte haben Thore, aber keine Mauern, sondern nur Bambuspallisaden, Gräben, undurchdringliche Hecken, und Zitadellen von Backsteinen erbaut, die jedoch einem europäischen Geschützfeuer keinen Widerstand leisten dürften. Die Tempel strotzen von Golde.

Der Birmane lebt einfach, meistens von Reis, er ißt Fische und Thiere aller Art, selbst ekles Gewürm und halb faul. Das allgemeine Getränk ist Wasser; Tabakrauchen und Betelkäuen sind fast die einzigen Genüsse.

Die birmanische Schrift (sie schreiben, wie wir, von der Linken zu Rechten) hat 30 Buchstaben, ihre Sprache ist aber im Ganzen arm.

Die Birmanen haben viel Sinn für Geselligkeit, Musik, Theater und Tanz; doch tanzen bloß Frauen, aber mit vieler Grazie. Feuerwerke werden sehr geliebt.

Birma, Pegu und Aracan sind neuerdings in Statthalterschaften getheilt; von den übrigen Provinzen empfängt der Boa (Kaiser) von Birma nur Tribut.

1) Die eigentliche Provinz Birma nimmt das weite Thal des Irawaddy ein. Hauptstadt (des ganzen Reichs) Ammerapura, Residenz des Boa (seit 1785) und der Sitz aller höchsten Behörden, ein weitläufstiger Ort mit einem Fort, in Gestalt eines Vierecks mit hohen Wällen, gemauerten Bastrien und breiten und tiefen Gräben *). Der Residenzpallast strotzt von Golde. 20 bis 25,000 Häuser, in vier Quartiere getheilt; 150 bis 170,000 Einwohner.

2) Die Provinz Pegu, einst ein besonderes Reich, seit 1757 mit Birma vereinigt, soll sehr entvölkert seyn. Die Hauptstadt Pegu, zur Hälfte ein Schutthaufen, zählt nur noch 6 bis 7,000 Bewohner. — Rangun (die siegreiche), an einem Arm des Irawaddy, der vornehmste und zugleich pallisadirte Stapelplatz des Handels, ist seit 1824 in englischen Händen. — Meaun, am Irawaddy, eine starke Festung.

3) Die Provinz Aracan, seit 1783 birmanisch, ist durch Krieg und Auswanderung sehr entvölkert. — Die Hauptstadt Aracan, am Urotang (auch Aracan), hat ein starkes Fort und einen Hafen.

4) Die Provinz Cassai ist seit 1774 birmanisch, ein Gebirgsland, vom Kin Duem bewässert, und von einem muthigen Hirtenvolke bewohnt, das den Birmanen den Kern ihrer Reiterei liefert, und für die

*) Nach den allgem. geogr. Ephemer. ist die Stadt bloß pallisadirt.

besten Waffenschmiede in Birma gilt. — Hauptstadt Manipur.

5) Das Garrow-Gebirge wird von den Garrows bewohnt, die eine eigne Sprache reden, und sich in viele Stämme theilen.

6) Die Provinz Assam, seit 1821 den Birmanen zinsbar, umfaßt das Thal von Bramaputra, von einem muthigen Volke bewohnt, das Jahrhunderte hindurch seine Unabhängigkeit zu behaupten wußte, und endlich dem Waffenglücke unterlag. — Hauptstadt Jorhaut.

7) Die Provinz Koschanpri, sehr arm, meist bewaldet, von den armen Schanwa's bewohnt. Pahimapan im Walde hat die reichsten Rubingruben der Erde.

8) Die Provinz Yunschan oder Zánmá, von den Yons bewohnt. — Hauptstadt Zánmá am Möpren.

9) Die Provinz Martaban, ein eignes Königreich, 1741 von den Peguanern erobert, und mit Pegu an Birma gekommen. Ein Küstenland, dessen Bewohner für gute Seeleute gelten. — Hauptstadt Martaban.

10) Die Provinz Tanasserim, ein Küstenland auf der Halbinsel Malacca, 1759 von den Birmanen erobert, und im Frieden von 1793 wieder abgetreten. — Hauptstadt Tanasserim, jetzt ein Schutthaufen.

11) Der Mergui-Archipel, längs der Westküste von Birma, aus einer Menge wenig bewohnter Eilande bestehend.

Nach portugiesischen Geschichtschreibern waren die Birmanen ehemals dem Reiche Pegu unterworfen, erwarben aber ihre Selbstständigkeit durch eine Revolution (16. Jahrh.), eroberten Ava, und wurden jetzt die Beherrscher von Pegu. Dieser Zustand dauerte bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Des birmanischen Joches überdrüssig, suchten die Peguaner es abzuschütteln, nahmen den König gefangen, und ließen sich vom Volke den Huldigungseid leisten. Die Birmanen waren wieder Vasallen von Pegu geworden, und blieben es, bis neue Revolutionen entstanden, namentlich die von Alompra — einem schlichten Patrioten — erzeugte, der anfänglich nur mit 100 Mann die Waffen gegen Pegu ergriff, und (1753) Ava eroberte. Nach einem der blutigsten aber für Birma glücklichen Kriege sah der besiegte König von Pegu kein anderes Mittel, einen vortheilhaften Frieden zu erhalten, als wenn er seine Tochter dem Sieger zur Gattin böte; wiewohl dessen Abkunft zu einem solchen Bündniß nicht einlud. Alompra nahm den Vorschlag und die Prinzessin an, und machte Friede. Derselbe war aber von kurzer Dauer, und erst nachdem der König von Pegu, Beinga-Della, gefangen und sein Reich vollständig erobert war, kehrte einige Ruhe in die verheerten Länder zurück.

Alompra hatte die Stadt Rangun gegründet, und das kleine Dorf Montschabu, das ihn gebar, zur Hauptstadt des Reichs, sich selbst aber zum Beherrscher desselben erhoben.

Die Peguaner waren gebeugt, aber nicht entmuthigt. Sie verjagten die birmanischen Statthalter, eroberten Rangun, und entzündeten von neuem einen blutigen Krieg, in welchem Alompra abermals Sieger

blieb, und sogar sein Reich durch anderweitige Eroberungen noch vergrößerte. Er starb, in einem Alter von 48 Jahren, in dem Augenblicke, als er die Waffen auch gegen Siam gekehrt hatte (1760), und liegt in Montschabu, der von ihm selbst gegründeten Hauptstadt, begraben.

Alompra war ein weiser Beherrscher, und hat für die Wohlfahrt seines Reichs, namentlich in moralischer Beziehung, viel gethan. Mit Recht nennt die Geschichte Alompra den Stifter des birmanischen Reichs.

Es lag im Plane der Engländer und Franzosen, welche in jenem Theile von Indien Handelsniederlassungen hatten, den Streit der beiden Völker von Pegu und Ava zu nähren. Sie lieferten ihnen Waffen und andere Kriegsbedürfnisse, und die Regierung des Mendodschi, des ältsten Sohnes und Nachfolgers von Alompra, war eben so stürmisch als kurz. Sein Nachfolger war sein zweiter Bruder Schembuan, der an der Vergrößerung des Reichs arbeitete, Siam den Krieg erklärte, und dieses Reich durch die Gewalt der Waffen sich unterwarf. Er sah sich in seinen ferneren Plänen durch die Chinesen, die ihm den Krieg erklärten, aber geschlagen wurden, und durch mancherlei Unruhen im Innern seines Reichs aufgehalten. Schembuan starb 1776. Sein Sohn und Nachfolger Schenguza zeichnete sich durch Grausamkeiten aus, die ihm, nach einer kaum fünfjährigen Regierung, einen gewaltsamen Tod zuzogen. Das Volk setzte den jungen Momien (einen Enkel Alompra's) auf den Thron, den aber sein Onkel Menderadschi wieder herunterwarf. Dieser Fürst eroberte Arracan (1783), und unterwarf sich die Seekü-

täglich versammelt; neben ihm besteht noch der Kabinetsrath des Boa, der vier Attawuni zählt, und wozu noch vier Staatssekretairs (Seredoschi) gehören. Die Auflagen sollen ungemein drückend, die Schatzkammer des Boa außerordentlich reich seyn.

Die birmanische Landmacht ist beträchtlich, und wird durch eine Art Konskription ergänzt, nach welcher drei bis vier Häuser einen Krieger stellen, oder den Mann mit 300 Takals bezahlen müssen; dabei sind die Famillen für die Aufführung der Krieger verantwortlich. Jeder Birmane ist eigentlich zum Kriegsdienst verpflichtet, sobald das Aufgebot an ihn ergeht. Der Boa könnte daher aus der Bevölkerung ein Heer von mehreren 100,000 Mann aufstellen, dennoch wird es nur zu 60,000 Mann angegeben; dazu ist es schlecht diszliplinirt und schlecht bewaffnet. Ein birmanischer Krieger giebt gegen einen auf europäische Art exerzirten Seapoy (Sipoi) eine traurige Figur ab, wiewohl es ihnen weder an Muth noch an gutem Willen fehlt. Die birmanische Garde, oder das regulaire Heer, 6 bis 7000 Mann stark, hat eine bessere Haltung.

Der Soldat ist auf birmanische Art uniformirt, und mit Flinte und Säbel, auch wohl mit Pike oder Lanze, mit Wurfspieß, und mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Die Flinte ist bei den Birmanen erst seit der Zeit der Portugiesen im Gebrauch. Die Kavallerie sitzt theils zu Pferde auf hohen Sätteln mit äußerst kurzen Bügeln, theils auf Elephanten; diese aber halten gegen europäische Kanonen nicht Stich. — Die Artillerie ist schlecht; die Kanonen — zwar schon vor Ankunft der Europäer bei ihnen im Gebrauch — sind elend bedient. Das birmanische Geschütz, welches die Engländer in

Ran=

Rangun fanden, ist überhaupt nicht von bester Form, und sehr mangelhaft; in der That, die Bedienungsmannschaft hat mehr davon zu riskiren, als der Feind. Die Kanonen waren vorn und hinten mit Stricken auf der Laffete festgebunden, so daß, wenn sie einmal gerichtet waren, die Richtung nicht mehr geändert werden konnte. Das Abfeuern geschah von Handlangern, die einen langen Bambusstock von 30 bis 40 Fuß führeten, an dessen oberem Ende sich eine Art Zündruthe befand, und wobei sie sich ebenso vor den englischen Kugeln, wie vor dem eignen Geschütz bückten. Nach einigen Nachrichten sollen mehrere birmanische Kanonen von Holz gewesen seyn, und sogar mit hölzernen Kugeln geschossen haben.

Ein birmanisches Heer wird daher gegen europäische, selbst gegen hindu'sche Krieger niemals mit Vortheil auftreten, wodurch es den Engländern leicht werden mußte, in dem gegenwärtigen Kriege ihrem Feinde siegreich zu begegnen, selbst da, wo sie es mit großer Uebermacht zu thun hatten. Dagegen sind die Birmanen sehr geschickt in der Wahl und Verschanzung ihrer Läger, so wie sie überhaupt viel Sinn für den Festungskrieg haben, und sich hinter Wall und Mauern weit besser schlagen, als im offnen Felde.

Allein ein Krieg in Birma und Assam hat andere, ganz eigne Schwierigkeiten, die für eindringende feindliche Armeen sehr nachtheilig werden können. Die erste besteht in einer ganz besondern Kriegsmanier. Die Birmanen vermeiden nämlich mit großer Vorsicht alle Hauptgefechte; sie besitzen dagegen viel Leichtigkeit und Beweglichkeit, haben Sinn für den kleinen Krieg, necken den Feind in hundert kleinen Ueberfällen, zerstören Alles,

was sie nicht behaupten können, und zwingen endlich den Feind durch Hunger zum Rückzuge.

Eine andere Schwierigkeit besteht zwar nicht in dem Boden des Landes, wie man vielleicht glauben möchte, noch in den Festungen, die einen eindringenden Feind aufhalten könnten, wohl aber in dem Klima und den großen Strömen, welche die Längenthäler dieses Landes beherrschen, einen großen Theil des Jahres hindurch über ihre Ufer treten, und alle Ebenen überschwemmen. Eben diese Ueberschwemmungen hemmen alle Fortschritte eines Heeres in den Thälern, und ihnen haben sowohl Assam, als die Staaten von Hinter-Indien, bisher einen großen Theil ihrer Selbstständigkeit zu danken gehabt. Die inneren Kriege jener Länder wurden auch meistentheils auf den Flüssen, also zu Wasser geführt.

Die Hauptstärke der birmanischen Kriegsmacht beruht daher auf der Flotte, die den Irawaddy deckt. Symes rechnet, daß der Boa auf diesem Flusse 500 Kriegsfahrzeuge hält, jedes 80 bis 100 Fuß lang, und mit 80 Ruderern, 30 Flintenschützen und einer Kanone bewaffnet. Diese Flotte schützte sein Reich, und hielt Pegu und das ganze Irawaddy-Thal im Gehorsam. Indessen, so beträchtlich sie auch ist, so hat sie doch schon das Uebergewicht der europäischen Seetaktik kennen gelernt, und die Engländer vernichteten 1824 einen Theil derselben vor der Eroberung von Rangun.

VII.

Miszellen.

1. Ueber die ältesten Bäume unsers Planeten.

Der Riesen-Drachenbaum (Dracoena Draco. *Linn.*)

Dieser Baum, der in den europäischen Gärten kaum 8 bis 10 Fuß Höhe erreicht, gewinnt auf den canarischen Inseln nicht allein eine ungeheure Dicke, sondern auch eine sehr beträchtliche Höhe. Der Stamm theilt sich öfters zu einer Krone von blättrigen Aesten, die jeder in einen Busch schwertförmiger Blätter auslaufen, welche oben 1½ Fuß lang und 1 Zoll breit sind, eng an einander sitzen, und sich fächerartig ausbreiten, nachdem sie eine kurze röthliche Scheide verlassen haben. Die Blumen sind klein, kaum zwei Linien lang, aber traubenartig zusammenhängend. Die Frucht ist eine gelbliche runde Beere, so groß wie eine kleine Kirsche.

Von diesem merkwürdigen Baume sagt unser gelehrter Landsmann Alexander v. Humboldt Folgendes in seinen Ansichten der Natur:

„Der kolossale Drachenbaum steht gegenwärtig in dem Garten des Hrn. Franchi in dem Städtchen Orotava, dem alten Taoro, einem der reizendsten Orte der kultivirten Welt. Wir fanden den Umfang des Dra-

chenbaumes, im Junius 1799, als wir den Pic von Teneriffa bestiegen, 45 par. Fuß. Unsere Messung geschah nahe bei der Wurzel. S. George Stanton behauptet, daß in 10 Fuß Höhe der Stamm noch 12 Fuß Durchmesser habe. Die Sage geht, daß dieser Drachenbaum von den Guanchen (wie die Esche zu Ephesus von den Griechen) verehrt wurde, und daß er 1402, bei der ersten Expedition der Bethencourts, schon so dick und hohl als jetzt gefunden ward. Bedenkt man, daß die Dracóna überaus langsam wächst, so kann man auf das hohe Alter des Baumes von Orotava schließen. Mit dem Boabab oder Baobab (Adansonia) ist er unstreitig einer der ältesten Bewohner unsers Planeten. Sonderbar, daß der Drachenbaum auf den canarischen Inseln, auf Madera und Porto Santo, seit den ältesten Zeiten kultivirt ward, da doch sein ursprüngliches Vaterland Ostindien ist. Diese Erscheinung widerspricht der Behauptung derer, welche die Guanchen als ein völlig isolirtes atlantisches Stammvolk, ohne Verkehr mit den afrikanischen und asiatischen Nationen, betrachten. Die Form der Dracónen ist wiederholt an der Südspitze von Afrika, auf Bourbon, in China und Neuseeland. In diesen entlegenen Weltgegenden findet man Arten desselben Geschlechts, keine aber im neuen Kontinent, wo ihre Form durch den Yucca ersetzt wird."

Der Stamm des Drachenbaumes platzt an mehreren Stellen auf, und es fließt zur Zeit der Hundstage aus diesen Rissen eine Flüssigkeit aus, welche zu einer rothen Thräne zusammentrocknet; diese ist anfänglich weich, und wird dann fest und zerreiblich. Es ist das wahre Drachenblut, welches im Handel und Wandel vorkommt. Doch hüte man sich, dies trockne, zerreibliche,

brennbare Harz, welches dunkelblutroth ist, mit andern harzigen Substanzen zu verwechseln, die unter demselben Namen verkauft werden, aber von ganz verschiedenen Pflanzenarten herrühren. Das Drachenblut soll trocknende und zusammenziehende Eigenschaften haben, und wird deswegen medizinisch innerlich und äußerlich gebraucht. Die Maler wenden es zu dem rothen Lack an, mit welchem sie die nachgemachten chinesischen Büchsen anstreichen.

Der Baobab oder Boabab (Adansonia digitata. *Linn.*)

Der Baobab ist ein, wegen der ungeheuren Dicke seines Stammes merkwürdiger, Baum. Er gefällt sich in einem sandigen und feuchten Boden, wenn dieser keine Steine enthält, die seine Wurzeln verletzen können. Die geringste Verletzung derselben veranlaßt nämlich einen Brand, der bald das Absterben des ganzen Stammes zur Folge hat. Daher trifft man diesen Baum viel seltner auf den felsigen Küsten und in dem steinigen fetten Boden des Reichs Gambia, als in dem ewig bewegten Sande, der einen Raum von 30 Stunden zwischen dem grünen Vorgebirge und der Insel Senegal einnimmt.

Einer zwar minder häufigen, doch eben so tödtlichen Krankheit ist der Baobab ausgesetzt. Ein Schimmel verbreitet sich in allen Holztheilen, weicht sie auf, und verwandelt sie in eine dem Mark anderer Bäume ähnliche Substanz, ohne die natürliche Weiße und die Stellung der Fasern zu verändern. In diesem Zustande widersteht der Baum den Winden nicht mehr, und erliegt dem Sturme.

Der Stamm des Baobab ist nicht sehr hoch, selten übersteigt er 10 bis 12 Fuß, dagegen beträgt sein

Durchmesser 25 bis 30 Fuß. Er theilt sich am oberen Ende in viele sehr dicke Aeste, welche 30 bis 60 Fuß lang werden. Die Seitenäste streichen wagerecht über dem Boden hin, und biegen sich oft durch ihre Last bis an die Erde. Auf diese Weise verbergen sie den größten Theil des Stammes, und der Baum sieht aus der Ferne nur wie eine halbkugelförmige Masse Laub, von 140 bis 150 Fuß Durchmesser gegen 60 bis 70 Fuß Höhe, aus.

Fast mit jedem Aste korrespondirt eine eben so starke, aber viel längere Wurzel. Die mittlere ist eine Pfahlwurzel, die, einer dicken Spindel nicht unähnlich, tief in den Boden hineingreift, während die Seitenwurzeln dicht an der Oberfläche hinranken.

Die Rinde der Wurzeln ist rostfarbig, die des Stammes und der Aeste aschgrau, glatt, dick und wie mit einem grünen Firniß überzogen, mit rothen Punkten. Das Holz ist sehr weich, weiß und leicht. Die Rinde der jährigen Aeste ist endlich grünlich und mit sparsamen Haaren übersäet.

Aus den jungen Aesten schießen die Blätter hervor; sie stehen abwechselnd, sind mit drei, fünf oder sieben ungleichen Ausschnitten gezahnt, die oval sind und spitz auslaufen, oben lebhaft: unten blaßgrün.

Die Blumen stehen mit der Dicke dieser ungeheuren Pflanze im Verhältniß; im aufgeblühten Zustande sind sie 4 Zoll lang und 6 Zoll breit. Sie sitzen einzeln am Anschluß der Blätter, und hängen an einem 1 Fuß langen Faden. Ihre fünf Blätter sind weiß, und bieten einige parallele Adern. Ein Busch Staubfäden (nach Adanson ungefähr 700) steht in ihrem untern Theile.

Die Frucht ist unter dem Namen Affenbrod bekannt, die Eingebornen nennen es Bocci. Sie besteht aus einer länglichen, an beiden Enden zugespitzten, 1 bis 1½ Fuß langen und 4 bis 6 Zoll breiten holzigen Schale, die ein grünlicher, ziemlich dichter Pflaum überzieht. Innerlich zerfällt sie in 10 bis 14 Zellen, deren jede mehrere Körner einschließt.

Die Blätter des Baobab fallen im November ab, er setzt neue im Mai an, blüht im Juli, und bringt seine Frucht im Oktober zur Reife. Sein Wachsthum ist in den ersten Jahren sehr schnell, und nimmt dann merklich ab. Die Dauer dieses Baumes erschreckt die Einbildungskraft, und man nennt ihn daher den Tausendjährigen. Adanson, dem wir eine ausführliche Geschichte dieser Pflanze verdanken, hat erwiesen, daß unter denen, die er am Senegal beobachtete, mehrere sechs tausend Jahre alt waren *).

Folgender Auszug aus den von diesem berühmten Naturforscher berechneten Tafeln wird einen Begriff von ihrer Dauer sowohl, als von ihrem äußerst langsamen Wachsthum geben.

1	Jahr	1 bis 1½	Zoll	Durchmesser	5	Fuß	Höhe.
20	=	1	Fuß	=	15	=	=
30	=	2	=	=	22	=	=
100	=	4	=	=	29	=	=
1000	=	14	=	=	58	=	=
2400	=	18	=	=	64	=	=
5150	=	30	=	=	73	=	=

*) Hierbei ist, nach Alex. v. Humboldt, nicht zu übersehen, daß die Dracöna noch viel langsamer wächst, als der Baobab.

Alle Theile des Baobab enthalten viel Schleimiges, und haben aufweichende und kühlende Eigenschaften. Die Neger trocknen seine Blätter im Schatten, zerreiben sie zu einem Pulver, das sie Lalo nennen, und heben es in einem Beutel von Baumwollenzeug auf; sie gebrauchen es täglich, und mengen es allen ihren Speisen bei. Der Lalo verringert ihren Schweiß und lindert die Hitze, die sie verzehrt. Adanson selbst hat diese guten Wirkungen an sich verspürt; ein Dekokt von Baobab-Blättern hat ihn vor Durchfall, hitzigem Fieber und Harnbrennen geschützt, alles Krankheiten, denen die am Senegal wohnenden Franzosen sehr ausgesetzt sind.

Das die Körner der Frucht umgebende Mark schmeckt säuerlich und angenehm. Man ißt es, drückt den Saft aus, vermengt ihn mit Zucker, und bereitet so ein in den Faul- und ansteckenden Fiebern sehr nützliches Getränk. Wenn das Mark gleich beim Altwerden viel von seiner Güte verliert, so ist diese Frucht doch ein Handelsartikel. Die Mandinger verbreiten sie in dem östlichen und südlichen Theile Afrika's, und die Araber bis in das Kaiserreich Marocco, von wo aus sie nach Aegypten geht. Prosper Albinus versichert, daß man in Cairo das Mark zu einem Pulver zerreibt, welches unter dem Namen der lemnischen Erde viel in der ganzen Levante verbraucht wird. Nach Fourcroy ist diese Erde jedoch nichts als eine Art Thon oder Mergel, der mit dem Mark einer Pflanze nichts gemein hat.

Die verdorbene Frucht und ihre holzige Schale brauchen die Neger zur Anfertigung einer vorzüglichen Seife, indem sie, nach Einäscherung derselben, die Asche auslaugen, und mit dieser Lauge Palmenöl aufkochen, das eben ranzig zu werden anfängt.

Ueberdies dient den Negern der Stamm dieses Baumes noch zu einem sehr sonderbaren Gebrauch. Sie vergrößern die Höhlungen derer, die der Brand ergriffen hat, und bereiten so darin Kammern, in welchen sie die Leichen aufhängen, denen sie die Ehre der Beerdigung versagen, und die sie nachher mit einem Brette verschließen. Diese Leichen trocknen darin vollkommen aus, und werden, ohne die mindeste Zubereitung, zu wirklichen Mumien. Die meisten dieser vertrockneten Körper rühren von Guiriot's her. Dies sind nämlich musikalische Dichter, welche bei den Hoffesten der Negerkönige den Feierlichkeiten und Tänzen vorstehen. Diese Art Ueberlegenheit an Fähigkeiten erwirbt ihnen Ehrfurcht von den übrigen Negern, die sie für Hexenmeister oder Dämonen halten. Nach ihrem Tode verwandelt sich aber jene Ehrfurcht in den heftigsten Abscheu, und die Neger glauben, daß, wenn man ihre Leichen begrübe oder in das Wasser würfe, sie den Fluch des Himmels gegen die Erde erregen würden, weshalb sie solche im Stamme des Baobab verbergen.

Aber auch andere Baumarten, und namentlich der Lerchenbaum, die ächte Kastanie, die Eiche, der Ahorn, die Fichte, die Zypresse, die Mimose und die Linde, sind fähig ein großes Alter und mit ihm eine unverhältnißmäßige Stärke zu erreichen. — Eine Eiche, welche man mit gallischen Helmen zusammen in einem Torfstiche bei dem Dorfe Yseux, sieben Stunden von Abbeville (in Frankreich), 1809 entdeckte, giebt in der Dicke dem Orotavaer Drachenbaume wenig nach; sie maß noch im Stamm, nach einer Notiz des Herrn Traullé, 14 Fuß im Durchmesser.

Etwas weniger stark freilich, aber dagegen auch jetzt noch ziemlich gesund, ist die sogenannte Druiden-Eiche im Wilhelmsbade bei Hanau, deren Umfang, nach eigner Messung, 36 Fuß, bei nicht völligen 12 Fuß reiner Stammhöhe, beträgt.

Mitten im Städtchen Mark Suhl steht auf dem Platze eine Linde, deren Aeste in etwa 8 Fuß Höhe zu einer Laube horizontal hingezogen sind. Der Durchmesser dieser Laube beträgt 60 Fuß, und der Stamm, der keine Krone über die Laube hinaus getrieben hat, und noch ganz gesund ist, mißt ebenfalls 36 Fuß im Umfange.

In den Wäldern Ober-Schlesiens wurde eine ganz gesunde Eiche im Jahre 1810 gefällt, deren Durchmesser 5 Fuß war, und an der mit großer Sorgfalt 600 Ringe, außer Splint und Kern, gezählt wurden. Der Kern, welcher noch ungefähr 2 Zoll im Durchmesser hatte, war zu dicht, um noch einige Ringe mit Genauigkeit zählen zu können. Ohne großen Irrthum kann man dieser Eiche folglich ein Alter von wenigstens 650 Jahren anweisen. Wenden wir diesen Erfahrungssatz auf oben erwähnte Druiden-Eiche an, mit der Bemerkung, daß, wenn einmal ein gewisses Alter erreicht ist, jeder Ring etwa $\frac{2}{5}$ Linie beträgt, so würden wir jener Hanauer Eiche ein Alter von mindestens 1400 Jahren anweisen müssen; und wie vielen Jahrhunderten wird sie noch Trotz bieten können?

In einigen Wäldern Polens, namentlich in der Gegend zwischen Konski und Kielce, die man fast Urwälder nennen möchte, wo der Bär seine Wege über gigantische Stämme von Lerchenbäumen bahnt, die der Last ihrer Krone und der Gewalt der Stürme unter-

lagen, selbst aber wieder von den Wurzeln riesenhafter Nachkommen ihrer Art umklammert sind, findet man nicht selten Bäume von 10 und mehr Fuß Durchmesser; meist ist jedoch zu bemerken, daß dann ihre Krone gelitten hat, und ihr schlanker Wuchs nicht in die Höhe streben konnte. Sie nehmen nun einen Charakter an, der sie, bis auf die freundlichen hellgrünen Blätter, der einsamen Zeder vom Libanon nicht unähnlich macht.

Auch bei Breslau war früher eine alte Linde zu sehen, die jedoch theilweise ihre riesenhafte Stärke der großen Aushöhlung des Stammes zu verdanken hatte.

---

2. Versuch mit Brandraketen zu Dum-Dum im östlichen Indien, den 31. Mai 1824.

Es wurden Congreve'sche Raketen mit denen des Kapitains Parlby verglichen. Die Entfernung betrug 1800 Ruthen bis zur ersten Scheibe, und 1850 bis zur zweiten; jede Scheibe war 12 Fuß breit und 10 Fuß hoch.

Beide Raketen-Arten bestanden aus kleinen, mittleren und großen.

Gewicht der Raketen, mit den Stäben.

	Congreve'sche.			Parlby'sche.		
	Pfd.	Unz.	Dr.	Pfd.	Unz.	Dr.
Die kleinen . . .	3	1	5	3	10	5
" mittleren . .	11	2	—	11	8	—
" großen . . .	22	6	—	30	—	—

Gewicht, ohne Stäbe.

	Congreve'sche.		Parlby'sche.	
Die kleinen . . .	1 Pfd.	3 Unz.	1 Pfd.	12 Unz.
= mittleren . .	4 =	14 =	5 =	4 =
= großen . . .	9 =	8 =	15 =	7 =

Länge, mit dem Stabe.

	Congreve'sche.		Parlby'sche.	
Die kleinen . . .	6 Fuß	— Zoll	6 Fuß	— Zoll.
= mittleren . .	9 =	6 =	9 =	6 =
= großen . . .	13 =	9 =	13 =	9 =

Gewicht der fertigen und gefüllten Raketen.

	Congreve'sche.			Parlby'sche.		
	Pfd.	Unz.	Dr.	Pfd.	Unz.	Dr.
Die kleinen	4	4	5	5	6	5
= mittleren . . .	16	—	—	16	12	—
= großen	31	14	—	46	7	—

Gewicht der leeren Hülsen (zu Kartätschen eingerichtet), nachdem die Rakete ausgebrannt ist.

	Congreve'sche.			Parlby'sche.		
	Pfd.	Unz.	Dr.	Pfd.	Unz.	Dr.
Die kleinen	3	1	—	4	7	6
= mittleren	11	—	—	11	7	6
= großen	21	14	—	34	4	—

Länge

Länge und äußerer Durchmesser der Hülse mit ihren Kartätschen.

	Congrevesche.					Parlby'sche.				
	Länge.			Durchm.		Länge.			Durchm.	
	Fuß.	Zoll.	Lin.	Zoll.	Lin.	Fuß.	Zoll.	Lin.	Zoll.	Lin.
Die kleinen	—	11	5	1	8,7	—	11	2,7	1	8,7
„ mittleren	1	7	9	2	8,6	1	8	—	2	8,4
„ großen	2	3	7	3	6,5	2	4	2	4	9,5

Der Kapitain Parlby macht seine Raketen an Eisen nur so stark, daß sie durch ihr Gewicht und ihre Geschwindigkeit, in einem sehr hohen Bogen geworfen, durch ein Schiff oder Gebäude schlagen können.

Die Scheiben wurden getroffen:

Durch Congrevesche die erste 6mal, die zweite 11mal, im Ganzen 17mal.

Durch Parlby'sche die erste 10mal, die zweite 12mal, im Ganzen 22mal.

Von vier Raketen verloren sich drei in der Erde, eine etwa 7 Ruthen vor der zweiten Scheibe, die andere zwischen beiden Scheiben, die dritte 30 Ruthen vor der ersten Scheibe; die vierte war nicht zu finden.

Stoffe.

35. Ueber die zweckmäßigste Einrichtung des Nachrichtenfaches im Kriege.

36. Ueber Freikorps und ungeregelte leichte Truppen, als Mittel, die Wirkungen des Nationalkrieges zu ersetzen. Geschichtlich entwickelt und Erörterung der Frage, was diese Korps geleistet haben?

Berichtigungen im sechsten Heft.

In den Vergleichungs-Tabellen verschiedener Maße sind folgende Abänderungen wohlwollend zu machen:

S. 359. In den ersten Rubriken, wo neben dem Worte „Anzahl" das Wort „Brandenb. Dezimal-Zoll" steht, ist für das letztere zu setzen: „Brandenb. Dezimal-Fuße."

S. 361. In den ersten Rubriken ist statt „Brandenb. Dezimal-Zoll" zu lesen: „Brandenb. Dezimal-Fuße."

Im achten Heft.

S. 198. Z. 6. v. o. statt eine lies: ein.

Erklärung des Plans.

A′ A″. Lager des Suhina.

B B. Lager des Prosarowski.

C. Lager des Mattisson auf dem Pokrawa-Berge.

D D. Letztes Lager der Russen.

E E. Erstes Lager des Königs.

F′. Das Heer des Königs } In der Stellung zum Angriff, am 7. August 1633.

F″. Die Avantgarde } In der Stellung zum Angriff, am 7. August 1633.

F‴. Die Arriergarde } im Lager, vom 9. bis 22. August 1633.

G. Hauptlager des Königs bis zum 1. März 1634.

H. Lager des Arciszewski.

J. K. } Lager des Abramowitz auf dem Bogdanow- und Lerchenberge.

L L. Stellung des Danielowicz, welche vom 15. Oktbr. 1633 an, unter Benutzung der Werke A′ und M″, befestigt wurde.

M′ M″. Schanzarbeiten der Polen, um die Läger der Russen von einander zu trennen; M′ wurde nach dem 4. September mit den Angriffsarbeiten der Russen eingeebnet.

a a. Der förmliche Angriff der Russen gegen die Festung.

b b. Zirkumwallation, durch Reduten, Gräben und spanische Reiter gebildet.

c.
d. } Die beiden Hauptwerke des Mattisson.

e e. Verschanzungen des Mattisson.

f f. Ausfall des Woiewodski.

g g. Marschdirektion des Konvoy's.

h. Stark besetzter Graben zur Deckung des Brückenkopfs.

i. Unvollendetes und verlassenes Außenwerk der Festung.

k. Stand der Russen auf dem Jungfernberge.

l. Polnische Schanze gegen die Läger B und C.

m. Verlassenes Anlehnungswerk der Festung.

n n. Polnische Befestigungen zur Einschließung des Schina, angefangen den 20. Oktbr. 1633.

o. Angriffsarbeiten der Polen.

p. Schanze, welche von den Litthauern und Preußen erstürmt wurde.

q. Projektirte Attake des Königs.

r. Die Jungfrau.

Inhalt des fünften Bandes.

Siebentes Heft.

Achtes Heft.

Neuntes Heft.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

An die Leser.

Indem wir unsern geehrten Lesern für das uns seit zwei Jahren gütigst geschenkte Vertrauen den verbindlichsten Dank sagen, benachrichtigen wir sie zugleich, daß unsere Zeitschrift nach dem bisherigen Plane auch für das Jahr 1826 fortgesetzt wird.

Wenn gleich dieser Plan durch unsere erste Ankündigung vollständig ausgesprochen ward, so heben wir doch die Grundzüge desselben hier nochmals heraus, um jedem möglichen Mißverständnisse zuvorzukommen.

1) Der nächste Jahrgang wird wieder aus neun Heften, in zwangloser Bogenzahl, bestehen, von denen je drei und drei einen Band bilden, so daß der ganze Jahrgang aus drei Bänden (jeder zu 18 bis 24 Bogen) bestehen wird.

2) Die Pränumeration kann nur auf den ganzen Jahrgang, und auf keine kürzere Zeit statt finden.

3) Der Preis des ganzen Jahrgangs bleibt wie bisher bestimmt, nämlich: Fünf Thaler preuß. Kour. für alle drei Bände.

4) Die Pränumeration geschieht in portofreien Briefen nach wie vor, entweder bei der Verlagshandlung (Buchhandlung von E. S. Mittler in

Berlin), oder bei den resp. Postämtern und Buch-
handlungen.

3) Ohne vorhergegangene neue Bestellung auf den kommenden Jahrgang kann die Versendung nicht geschehen, weshalb wir die Bestellungen des baldigsten zu machen bitten.

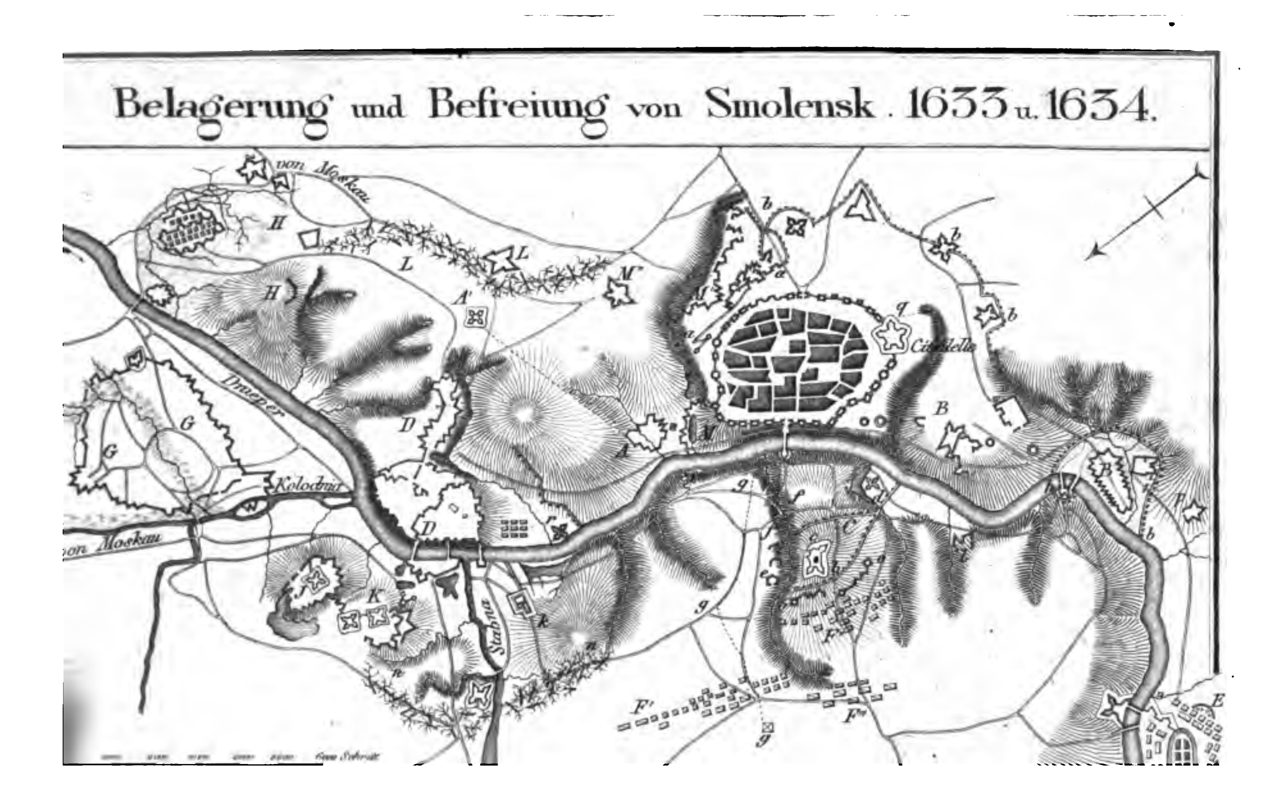
Im Uebrigen verweisen wir auf unsere erste Ankündigung, die sich außerdem auf dem Umschlag jedes der bisher erschienenen Hefte abgedruckt befindet.

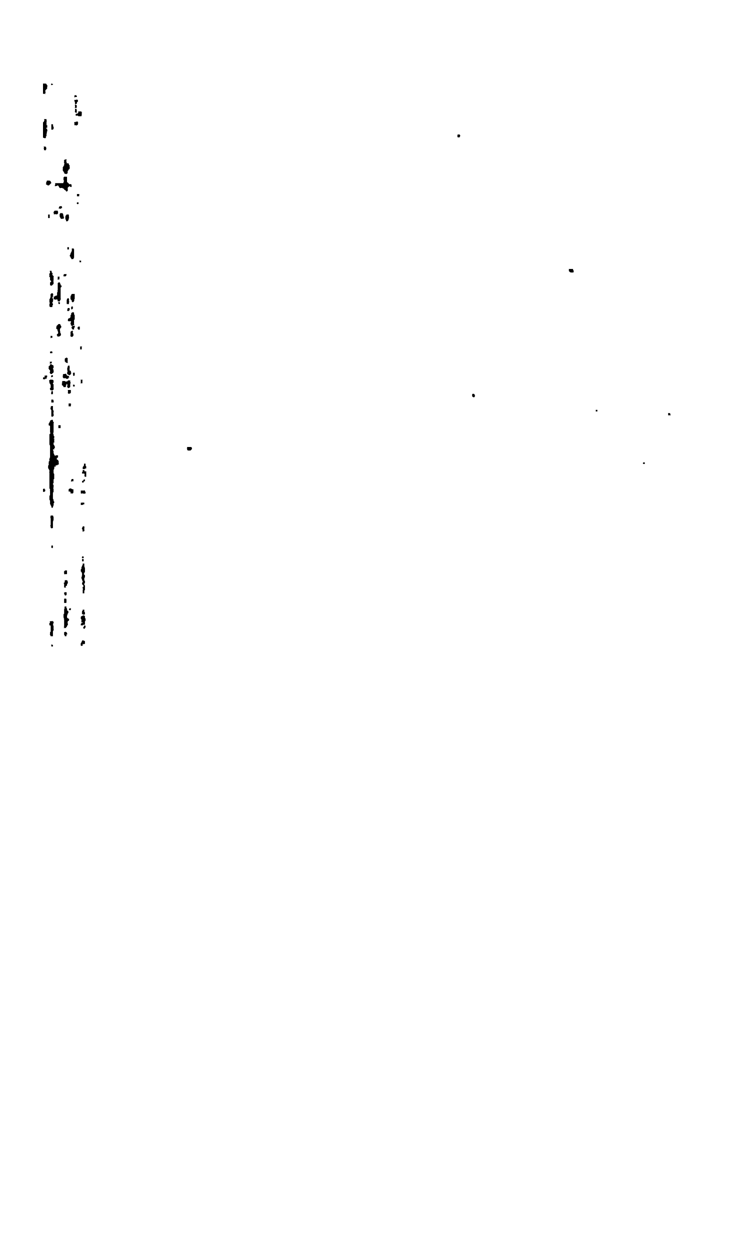
Schließlich fügen wir die Versicherung hinzu, daß auch in dem nächsten Jahrgang unser Bestreben dahin gehen soll, die uns bisher gewordene Aufmunterung von Seiten unserer geehrten Leser nach unsern besten Kräften zu rechtfertigen.

Berlin, den 1. Dezbr. 1825.

Die Redaktion.

Belagerung und Befreiung von Smolensk. 1633 u. 1634.






Stanford University Libraries
3 6105 013 184 556

